This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

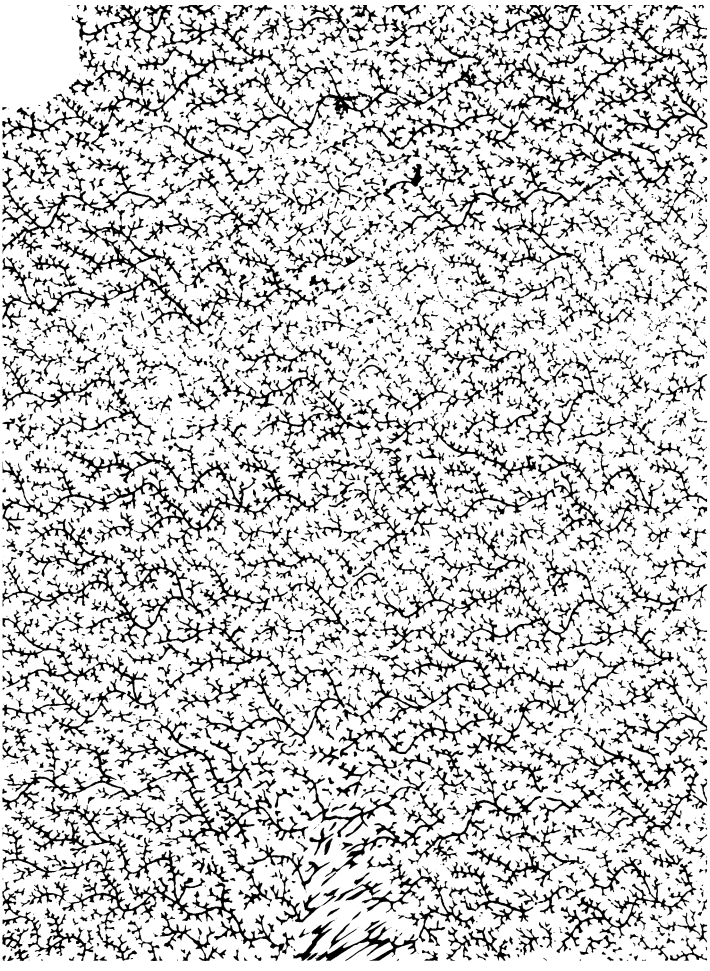
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

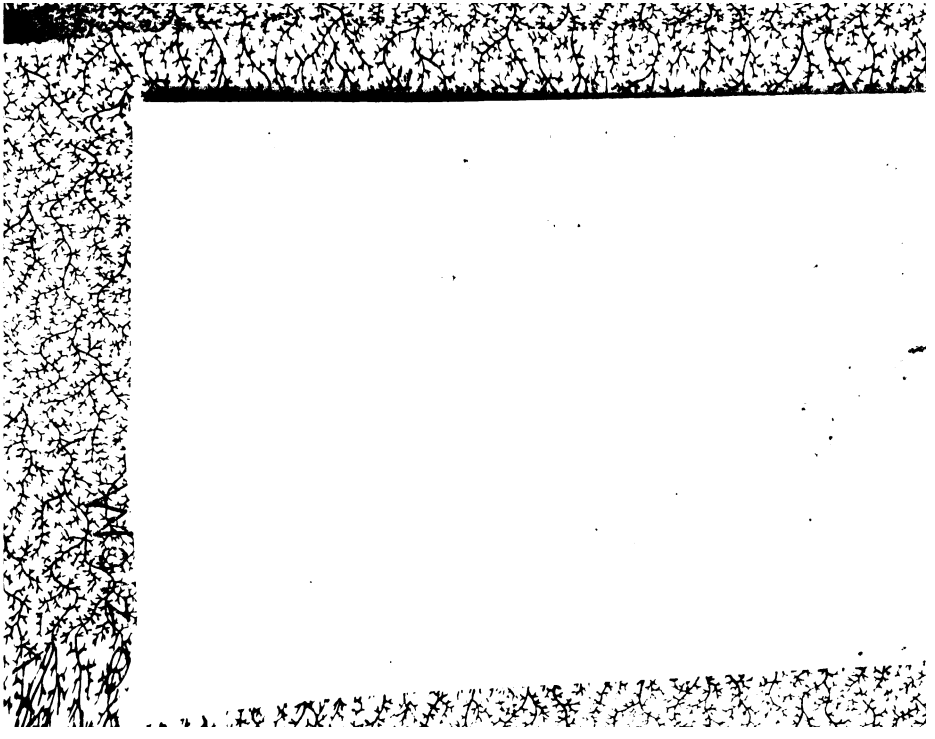
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

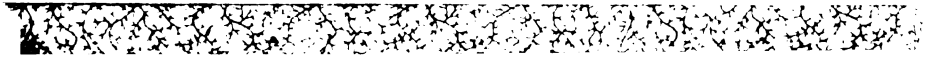
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

EARCH LIBRARIES
07495386 4







11-12-1908

Literarischer Nachlaß

11744 G.838-111

der

N. C

Frau Caroline von Wolzogen.

NEW YORK
CIRCULATING
LIBRARY

Erster Band.

Leipzig.
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.
1848.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
470457
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1909

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorrede des Herausgebers.

Frau von Wolzogen, obwohl mit dem langen bedächtigen Blick in den Abgrund des Grabes, hat doch eine allgemeine Verfügung über ihren literarischen Nachlaß nicht getroffen: aber sie hat Herrn Prof. Abeken als ihrem alten literarischen Vertrauten einen Theil dieses Nachlasses zur Herausgabe anheimgestellt; sie hat einen Theil ihrer Correspondenz zur Vernichtung bezeichnet, einen andern Theil ihrer treuen Pflegerin als Erbe hinterlassen. Nachdem das zum Untergange Bestimmte ohne Lösung der Siegel verbrannt war, durften wir sicher sein durch die Veröffentlichung einer Auswahl des Andern einen letzten Willen der Abgeschiedenen zu vollziehn, die nur durch Unentschiedenheit über diese Auswahl abgehalten fein mochte sich bestimmter zu äußern.

Wenn ihr Andenken nicht blos in einigen treuen Herzen fortlebt, sondern der Literaturgeschichte unsers Volkes angehört, das der Scheidenden wehmüthig nachsah, so ist es die Erinnerung dessen, was sie eine ächt weibliche Bestimmung erfüllend, nehmend und gebend, dem Lieblingsdichter deutscher Nation einst gewesen ist. An diesen Bund haben sich mancherlei Verbindungen mit ausgezeichneten Zeitgenossen geschlossen. Man wird es daher nicht anders erwarten, als daß dieses literarische Erbe vorzugsweise aus den Urkunden dieser Verbindungen, aus Briefen besteht, welche den [illegible] Band ausschließlich füllen werden.

War nur der Inhalt von allgemeinerem Interesse, oder wenigstens was zur Darstellung einer bedeutenden Individualität oder Beziehung dient, auszuwählen, so haben wir doch was vom Briefwechsel mit Schiller sich vorfand, in Bausch und Bogen abdrucken lassen. Es sind theure Reliquien, an denen sich zu vergreifen dem Fremden schwer ankommt, und auch das an sich Unbedeutende, wie zu Anfange dieser Briefe die meisten Billets aus Volkstädt, sie lassen uns zwischen den Zeilen in das Idyll von Schillers damaligem Leben blicken

und erhalten eine Bedeutung im Ganzen als die ersten anklingenden Töne, die nachher zu so vollen Akkorden leidenschaftlicher Gefühle anschwellen.

Die Anordnung dieser Briefe hatte einige Schwierigkeit, da Schiller und seine Freundinnen sich wenig um den Kalender gekümmert und oft besten Falls nur den Wochentag beigeschrieben haben. Für die Volkstädter Billets mußte daher auf eine sichere Reihenfolge gänzlich verzichtet werden und nur die frühesten und die spätesten ließen sich unterscheiden. Bei den nachfolgenden Briefen war durch allerlei kleine Merkzeichen fast immer möglich aus dem Wochentage das Datum zu erschließen, und diese nur erschloßnen Zeitbestimmungen sind in Parentheſen eingeschlossen.

Unsre Absicht ging auf Schillers Briefe an Frau von Wolzogen, damals noch von Beulwitz, aber viele derselben sind zugleich an ihre jüngere Schwester, Schillers nachmalige Frau, gerichtet, oder ganz ununterscheidbar an die eine oder andre Schwester, und einige ausschließlich an die Letztere, wie die drei Ersten, erschienen zum anschaulichen Verständnisse des Ganzen unentbehrlich.

Manche dieser Briefe hat bereits Frau von Wolzogen

selbst in ihrem Leben Schillers mitgetheilt, die wegen des Zusammenhangs hier so wenig fehlen konnten, als jetzt im Briefwechsel mit Körner die dort gleichfalls schon mitgetheilten Fragmente desselben. Aber wer sich jener Briefe noch erinnert, wird in ihrer erneuten Mittheilung manches Neue und auch das Bekannte anders finden, als es dort abgedruckt ist. Denn Frau von Wolzogen in der milden, alle Spitzen umbiegenden Weise ihres Charakters oder ihres Alters hat diejenigen Stellen ausgelassen, in denen die scharfen, steilen Kanten von Schillers Charakter oder Urtheil hervortreten. Aber auch denjenigen, die keinen Sinn dafür haben in der Glorie, welche das Haupt eines hochbegabten Menschen umgiebt, die scharfen Züge seiner Eigenthümlichkeit noch zu erkennen, sind jene Härten nicht mehr zu bergen, nachdem sie in dem Schiller-Körnerschen Briefwechsel so unverhüllt dargelegt sind. Freilich auf die Personen, deren Andenken von jenen harten Urtheilen getroffen wird, möchte man das Sprüchwort anwenden, daß auch mit den großen Herren im Reiche der Geister nicht immer gut Kirschen essen sei. Aber auf dem Wege zur Preßfreiheit wird auch das deutsche Volk sich seines *Aberglaubens* an das gedruckte Wort immermehr ent-

wöhnen und erkennen müſſen, daß, wie mächtig die Geiſterſtimme ſolch eines Todten, ſie doch nur berechtigt iſt, ſo weit ſie gerecht iſt, und daß ſie für das in wechſelnder Stimmung traulich Hingeworfene ſelber am wenigſten das volle Recht beanſpruchen würde. Wir meinen darin an unſerm eignen Fleiſch und Blut ein gutes Exempel gegeben zu haben, daß wir auch keinem in übler Laune über unſer liebes Jena hingeſchleuderten Worte Schillers das Imprimatur verſagten. Die Nachgebornen, welche ſich nicht an der Anſchauung jener hohen Perſönlichkeiten erquicken, und nur ihre Aſche in der Fürſtengruft zu Weimar beſuchen können, finden einen Erſatz in ſolchen Briefen mit einem Einblick in ihre Herzensergießungen, wie ſelbſt nahe ſtehende Zeitgenoſſen ihn nicht hatten. Aber nicht blos Auslaſſungen, auch Textveränderungen haben ſtattgefunden. Es läßt ſich nicht bergen, Frau von Wolzogen hat an jenen Briefen Schillers das unſchuldigſte und liebenswürdigſte Falſum begangen, das wohl je in der Literatur begangen worden iſt. Man wird in den Briefen an die beiden Schweſtern das pſychologiſche Problem finden, im Reiche der Geiſter das durchzuführen, *was die Volksſage* vom Ehebett des Gra-

sen Gleichen erzählt. In der Sicherheit seines hohen Geistes geht Schiller auf dieser gefahrvollen Bahn, mit der naivsten Bewußtlosigkeit über ihre Gefahr, und doch mit klarem Bewußtsein über die Art seiner nicht getheilten, aber zwiefachen Liebe. Als nun Frau von Wolzogen, bereits hochbejahrt, in ihrem Leben Schillers einige dieser Briefe mittheilen wollte, mochte dasjenige, was nachher in der reinen Natur dieser Menschen sich naturgemäß gelöst hatte, jedem sein Recht gewährend, ihr in der Erinnerung fremdartig erscheinen, sie zog sich gleichsam aus diesen Briefen zurück, und überließ der glücklicheren Schwester die Ehrenstätte, welche dieser das Geschick nachmals beschieden hatte. Man erkennt noch deutlich die Correcturen der späten, zitternden Hand in Schillers fester schöner Handschrift, wie an die Stelle des Plurals oder vielmehr Duals der Singular gesetzt, und an besonders leidenschaftlichen Stellen die Caroline gestrichen und eine „theure Lotte" zum damaligen Drucke eingeschoben ist. Nach reifer Erwägung haben wir für Recht und im Sinn der drei edlen Abgeschiedenen geachtet, die ursprüngliche Lesart durchweg herzustellen, nachdem diese Herausgabe einmal in die Gewalt eines

Liebhabers von urkundlichen Geſchichten gerathen iſt. Auch ſittlichhohe Naturen haben Geheimniſſe, für den Moment, ſo lange etwas wird und ſich entwickelt, aber wie loyal regierte Staaten nicht für die Nachwelt.

Die Veröffentlichung dieſer Liebesbriefe Schillers fällt mit der Gabe des vergangenen Jahrs, den Freundſchaftsbriefen des Körnerſchen Briefwechſels glücklich ergänzend zuſammen. Die Briefe an Frau von Wolzogen ſind dem Umfange wie dem Inhalte nach lange nicht ſo reichhaltig wie die an Körner, ſie umfaſſen im Zuſammenhange kaum drei Jahre, und nicht die Zeit der großen Schöpfungstage des Dichters: aber ſie laſſen tiefer als irgend eine andre Mittheilung hineinſehn in ſein bewegtes Herz, ſie zeigen mehr den fühlenden Menſchen, die Andern mehr den denkenden Dichter.

Neben den Briefen an Frau von Wolzogen fand ſich noch eine ſehr ſtattliche Briefſammlung ihres Gemahls, aus der wir eine Ausleſe ſolcher Briefe theils gemacht, theils im Sinne haben, welche zur Ergänzung der Erſtern dienen, wie in dieſem Bande Schillers Briefe an ihn, den Jugendfreund und nachmaligen Schwager, oder welche an ſich ein geſchichtliches Intereſſe haben; doch erſchien *allerdings* von dieſer Correſpondenz man-

ches besonders Interessante aus achtbaren Gründen der Veröffentlichung noch nicht fähig. Daß in dem Mitgetheilten nichts verwischt werden konnte, versteht sich nach dem Obigen von selbst, und so sind auch die naiven unbehülflichen Redeweisen Danneckers unversehrt abgedruckt, der sein schönes treues Gemüth lieber in einem Carrarischen Marmorblocke, als in schriftsässigen Wortfügungen darstellen mochte.

Jena, am 26. Februar 1848.

D. K. H.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Leben der Frau Caroline v. Wolzogen	1
II.	Beilagen hierzu	62
III.	Aus dem Tagebuche Carolinens v. Wolzogen	96
IV.	Gedankenlese aus hinterlaßnen Blättern	113
V.	Schillers Briefe an die beiden Schwestern	165
VI.	Schillers Briefe an Wilhelm v. Wolzogen	398
VII.	Goethes Briefe an Herrn und Frau v. Wolzogen	425
VIII.	Carl August an Herrn und Frau v. Wolzogen	449
IX.	Danneckers Briefe an Herrn und Frau v. Wolzogen	462

I.

Leben der Frau Caroline von Wolzogen.

Vorwort.

Aufgefordert von Verwandten und Freunden der Frau von Wolzogen, der Auswahl intereſſanter Briefe, die ſich in ihrem Nachlaſſe fanden, eine Biographie der edlen Frau vorauszuſchicken, bin ich gern darauf eingegangen, da ich den lebhaften Wunſch hegte, meiner vieljährigen unvergeßlichen Freundin ein Denkmal, welcher Art daſſelbe auch ſein möchte, zu ſtiften, wenn auch nicht ohne Bedenken im Gefühl der Schwierigkeit, ein Leben, das mehr der Welt des Gedankens, der Phantaſie, der Gefühle angehört, als durch bedeutende, dieſes Leben berührende, oder von ihm ausgehende Ereigniſſe ausgezeichnet iſt, anſchaulich darzuſtellen. Bei dem Abgehn reichender Quellen kam mir doch zu ſtatten vorerſt die von Carolinen von Wolzogen verfaßte Biographie Schillers, in der die Verfaſſerin manche ihr eignes Leben betreffende Umſtände berührt; ſodann Tagebücher von derſelben, die freilich nicht in ununterbrochener Folge den Gang ihres Lebens bezeichnen, auch

nicht durch Angabe der Zeit einen ſich durch das Leben durchziehenden Faden bilden; endlich ihre Briefe füllten manche Lücke. Dazu fand ſich in dem Nachlaſſe der Hingeſchiedenen ein Convolut, von ihr ſelbſt als Gedankenleſe bezeichnet, die nach ihrem Tode, jedoch von mir geordnet, dem Drucke zu übergeben ſei, „als Bruchſtücke eines Weſens, welches viel liebte, viel litt, viel dachte, aber ſelten Muße fand, ſeinen Gedanken die Kunſtform zu geben.“

So entſtand die Biographie, begleitet von einzelnen, ihr zur Erläuterung dienenden Stücken, von Auszügen aus Tagebüchern und Briefen, endlich von jener Gedankenleſe, die indeß nicht vollſtändig, wie ſie in jenem Convolut ſich fand, mitgetheilt werden konnte, weil der meinem Beitrage zu dieſem Werke zugeſtandene Raum für dieſelbe nicht hinreichte. Das aus ihr Mitgetheilte wird jedoch die Eigenthümlichkeit der hochgebildeten Frau darzuſtellen dienen.

Osnabrück, 22. Auguſt 1847.

B. R. Abeken.

Caroline von Wolzogen wurde zu Rudolstadt am dritten Februar 1763 geboren, in dem durch einen Frieden bezeichneten Jahre, welcher Deutschland für geraume Zeit eine durch die Weisheit eines großen Regenten gesicherte Ruhe verlieh. Ihr Vater, von Lengefeld, Oberlandjägermeister des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, war im Forstwesen so ausgezeichnet, daß der König Friedrich von Preußen ihn in seine Dienste zu ziehen suchte, ihn gegen das Ende des siebenjährigen Krieges nach Leipzig kommen ließ und ihm Anträge machte, die einen großen Raum für Thätigkeit und persönliche Vortheile versprachen. Aber ihn lockte ein Wirkungskreis nicht, in welchem tief eingewurzelte Vorurtheile und Mißbräuche zu bekämpfen waren, und innerhalb dessen die Existenz mancher Angestellten durch den, bei welchem nur die Sache und strenge Rechtlichkeit galt, auf's Spiel gesetzt werden mußte; dazu kam seine physische Unbehülflichkeit, denn schon im zwanzigsten Jahre war von Lengefeld am rechten [redacted] und linken Bein gelähmt, so daß er

nur auf einen Stock gestützt gehen und Besichtigungen in den Forsten nur im Wagen unternehmen konnte. Er brachte eine gesteigerte Verehrung vor dem Monarchen, den er auf dem Gipfel seines Ruhmes gesehn, zurück, die nicht ohne Einfluß auf seine Kinder blieb. Die Mutter, eine geborne von Wurmb, war eine Frau von ächter Frömmigkeit, sittlicher Würde und voller Wohlwollen. Dabei hielt sie auf einen dem Hofleben angemessenen Anstand, und bis zu ihrem in hohem Alter erfolgten Tode genoß sie das Vertrauen aller Glieder des Rudolstädtischen Hofes, an welchem sie nach des Gatten Tode das Amt der Oberhofmeisterin bekleidete.

Wer, in einem Fache bedeutend, eine freiere, weitere Ansicht von diesem geltend macht, pflegt auch andere Gegenstände in einer über das Gewöhnliche hinausgehenden Weise zu behandeln. Dies war der Fall bei der Erziehung, welche von Lengefeld seinen Töchtern gab, Caroline n, von der diese Blätter handeln, und der drei Jahre jüngeren Charlotte, die nachmals Schillers Gattin wurde. Ein Sohn war in zartem Alter gestorben. Hören wir die ältere Tochter selbst über diese Erziehung und die früheste Zeit ihrer Jugend reden. *)

„Der Vater wollte die Töchter besser unterrichtet sehn, als es in dem kleinstädtischen Wesen, das uns umgab, gebräuchlich war; und unsre Mutter, in deren liebens-

*) *Schillers Leben*, von C. von Wolzogen. Th. I. S. 231 ff.

würdiger Natur Empfänglichkeit für alles Schöne lag, die auch selbst eine bessere Erziehung genossen hatte, ging ganz in seine Gedanken ein. Und freilich, wenn auch der Umgang mit dem Vater und der Mutter uns vor dem Gemeinen und Alltäglichen schützte, war bei unsrer aufgeregten jugendlichen Phantasie Bildung des Verstandes und eine ernste Richtung desselben nothwendig. Wir hatten früh vielerlei, wie es der Zufall bot, gelesen, meistens Bücher, die das Herz und Gemüth ansprechen. Schiller scherzte späterhin oft mit uns, und behauptete, man werde es uns immer anmerken, daß wir mit dem Grandison aufgewachsen seien. Die Phantasie bot uns ihre schönsten Freuden, und unser tägliches einsames Hausleben, durch sie verschönert und reich, war uns so lieb, daß uns jede gewöhnliche Gesellschaft eine leidige Unterbrechung schien. Nur wer uns von fremden Orten und Gegenden erzählte, war uns willkommen; denn bei aller Freude am Hause erfüllte uns doch ein lebhaftes Verlangen, die Welt kennen zu lernen, und eine Sehnsucht nach der Ferne.

Daß dieses Leben in der Phantasie uns nicht schädlich würde, dafür sorgte der Vater auf zweierlei Weise. Er bemühte sich sorgsam um die Ausbildung unsers Körpers; ihm machte es große Freude, wenn wir nach den Lehrstunden in muntern Spielen in freier Luft unsre physischen Kräfte übten. Unser Haus lag frei an einem Berge, und wir *genossen alles Erfreuliche* und Unbeschränkte des Land-

lebens. Dann ſorgte er für die Entwickelung des Verſtandes. Seiner klaren und weiten Weltanſicht, die ſich meiſt bei Tiſch, wo er gern lange ſaß, ausſprach, und die gar nicht im Lehrton, ſondern im heitern Geſpräch in uns überging, verdankten wir eine frühe Anregung deſſelben. Wir lernten den Geiſt erkennen und ſchätzen, der alle Erſcheinungen auf ihren Urſprung, auf ihren Grund zurückführt. Die Welt, die wir uns hinter unſern blauen Bergen dichteten, gewann im Lichtblicke ſeines Verſtandes feſte Umriſſe. Wir lernten zeitig fühlen, was wir ſuchen ſollten. Ein Gefühl des wahren Werthes der Menſchen, der männlichen Würde insbeſondere faßte Wurzel in uns; denn die verehrte Geſtalt des Vaters, die Feſtigkeit in Grundſätzen der Ehre und ſchöne Sitte ausdrückte, war ihr reines Abbild."

Dinge, an ſich unbedeutend, können oft als Zeugniß für Bedeutenderes dienen. Es iſt noch ein Stammbuch einer Tante Carolinens *) vorhanden, in das die letztere als zwölfjähriges Mädchen unter einer Menge von Vetter[illegible]

*) Dieſe Tante iſt das Fräulein v. W. in der Erzählung Schillers: „Eine großmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte." Ein ſolcher Gegenſtand muß, durch den Geiſt und die Feder eines Dichters gehend, eine poetiſche Färbung gewinnen. Wer aber vermittelſt der Briefe des ſein Vaterland verlaſſenden Freundes und der Freundin die Wirklichkeit erkennt, der wird finden, daß dieſe, um bedeutend zu erſcheinen, der poetiſchen Geſtaltung nicht bedurfte. *Schiller kannte* die Briefe nicht.

und Baſen, Freunden und Freundinnen zu vielen gutgemeinten, frommen, aber nicht eben von äſthetiſcher Bildung zeugenden Verſen und Sprüchen die anmuthigen Wielandſchen Zeilen eingeſchrieben hat:

Mir iſt nur die Natur in ihrer Einfalt ſchön,
Ein leichtes Mahl in ſelbſtgepflanztem Schatten,
Durch deren dünnes Gewebe die Abendſonne ſcheint,
Bei'm roſenbekränzten Becher ein muntrer ſokratiſcher Freund,
Und eh' zum ſpäten Schlaf die ruhigen Sinne ermatten,
Aus einem Munde, wo Reiz und Unſchuld blüht,
Von Hagedorn ein kleines muntres Lied,
Zu dem ſich die ſilbernen Töne der ſanften Laute gatten,
Dies nenn' ich mir ein Feſt.

Wie das, was des Vaters Erziehung geweckt oder erzeugt, ſo blieb dieſe Liebe zur Natur, dieſe Freude an gebildeter, weiſer Unterhaltung Carolinen ihr ganzes Leben hindurch. An die Stelle Hagedorns freilich traten Dichter und Weiſe wie Herder, Schiller, Goethe; perſönliche Erfahrungen und Schickſale, dazu eine höchſt bewegte, das Vaterland bedrängende und rettende Zeit gab dem Geiſte einen tiefern Gehalt.

Das Herz für Naturſchönheit empfänglich zu machen, war Carolinens Wohnort ganz geeignet, „am Ufer der Saale gelegen, in einem Thale, dem ferne großgezeichnete blaue Berge und nahe waldumkränzte Anhöhen, von denen es umgeben iſt, einen großen Reiz geben, während die *ſanfte Krümmung des Fluſſes* und kleinere angebaute

Thäler, die sich dem Auge eröffnen, der Gegend einen eignen, mannichfaltigen Zauber verleihen.“ *)

Auch eine innige Frömmigkeit wuchs mit ihrem Herzen auf, und ward später, als harte Geschicke hereinbrachen, ihr Trost. Ihr erster großer Schmerz war der Tod ihres Vaters, über den sie lange Jahre nachher (1820) schreibt: „In meinem dreizehnten Jahre verlor ich den Vater. Seine Krankheit wurde mir wohl als bedenklich, doch nicht als einen nahen Tod drohend vorgestellt. Noch hatte ich nichts Geliebtes durch den Tod verloren; so daß mir diese graunvolle Erscheinung in ihrer Macht und Tiefe fremd war. Der Vater starb in der Nacht an einem Stickflusse. Die Diener kamen zu uns herauf in den oberen Stock, mit dem Befehl der Mutter, wir sollten uns ruhig in unserm Zimmer halten. Ihre Klagetöne drangen zu uns herauf; meine Unruhe trieb mich die Treppe hinab, um ihr und dem Vater näher zu sein. Es war am Morgen gegen drei Uhr; eine Lampe brannte schwach auf der Hausflur. Die Zimmer meiner Mutter öffneten sich, man ging aus und ein, ich lehnte auf dem Treppengeländer, um in das Innere derselben blicken zu können. Da hörte ich die Stimme des Vaters: „Weißt Du nicht, daß ein allmächtiger Gott lebt?“ hörte ich ihn sagen. Die Stimme war mir sonderbar nahe, als tönte sie von der Hausflur her.

---

*) So schildert Fr. v. W. selbst die heimathliche Gegend. *Schillers Leben*, Th. I. S. 229.

Doch zweifelte ich in dem Moment durchaus nicht, daß der Vater noch lebe, und die Mutter zu trösten ſuche. Als am nächſten Morgen das traurige Ereigniß uns ausführlich mitgetheilt wurde, und meine Mutter äußerte, ſchon gegen ein Uhr in der Nacht ſei der Vater ſprachlos geweſen, ſagte ich: „Ich habe ihn ja um drei Uhr noch reden hören!“ worüber Alles verwundert war. — Vor dem Abgeſchiedenen hatte ich übrigens durchaus keine Scheu oder Furcht; ja, ich weilte oft lange in ſeinem Cabinet, wo ich ihn zuletzt geſehn, und bat Gott, er möge mich ihn noch einmal ſehen, ihn mir erſcheinen laſſen.“

Es konnte nicht fehlen, daß ein Mädchen, wohlgebildet, von ſo edlem Geiſt und Herzen, frühzeitig Neigung und den Wunſch ſie zu beſitzen einflößte. Ein Herr von Beulwitz, früh in einer Stellung, die ihm in der Zukunft einen hohen Poſten im Fürſtenthum Rudolſtadt verhieß, rechtlich und gebildet, warb um Carolinens Hand, die Mutter unterſtützte die Werbung, und ſo konnte die Tochter im ſechszehnten Jahre ſich als Verlobte anſehn; doch wurde die Vermählung hinausgeſchoben.

Der jüngern Tochter wünſchte die Mutter die Stelle einer Hofdame zu verſchaffen, wobei ſie Weimar im Auge hatte, deſſen edle Herzogin Luiſe, durch ihre Freundin von Stein, die auch Freundin des Lengefeldſchen Hauſes war, geſtimmt, dieſem Wunſche begegnete. Damit ſich Charlotte zu einem ſolchen Platze geſchickt mache, und *namentlich Fertigkeit in der* franzöſiſchen Sprache gewinne,

beſchloß die Mutter, ſich ein Jahr lang in der franzöſiſchen Schweiz aufzuhalten; wohin ſich die Frauen, begleitet von jenem Herrn von Beulwitz, im Frühjahr 1783 begaben. *)

Welchen Eindruck die Schweiz, die damals eine andre, einfachere und ruhigere war als die gegenwärtige, dieſe Freiheit, die Originalität ſo mancher ausgezeichneten Menſchen, vor Allem die theils erhabene, theils anmuthige Natur auf die empfängliche Seele Carolinens machte, iſt leicht zu denken. Einige Blätter ihres Tagebuchs, die ſich erhalten haben, ſind ein Zeugniß dieſes Eindrucks. **) Die längſte Zeit verlebten die Frauen in Vevay, dem lieblichen Orte, „den jedes jugendlich fühlende Herz im Zauberdufte der Rouſſeau'ſchen Dichtung erblickt;" hier wurden auch bald freundſchaftliche Verhältniſſe angeknüpft. Auch nach Lyon, wohin Herr von Beulwitz gereiſet war, wurde ein Abſtecher gemacht, und hier ſahen ſie das im Glanze der Neuheit imponirende Schauſpiel einer Luftſchifffahrt. Vor Allem aber war Lavater eine höchſt willkommne, einflußreiche Erſcheinung, vorzüglich wohl der frommen Mutter. Welchen Eindruck indeß dieſe Perſönlichkeit auch auf Carolinen gemacht, erfahren wir aus ihrem Tagebuche, in welchem ſie am Himmelfahrts-Feſte

*) Unter den Briefen von Goethe an Lavater iſt einer (vom 7. April 1783), worin jener dem Freunde die Reiſenden empfiehlt.

**) S. Beilage 1.

deſſelben Feſtes gedenkt, das ſie vor neunundfunfzig Jahren im Hauſe des Doctors Hotze in Richterswyl mit Lavater feierte. „Das Zuſammenſtimmen der Seelen," ſchreibt ſie, „iſt außer dem Zeitmaß. Lavaters edle, liebenswürdige Geſtalt ſteht vor mir. Er erhob über das Leben, öffnete ein anderes, in welchem er ſelbſt athmete, kindlich, klar, natürlich, nicht trübend die kleinen Freuden der Erde." Freilich floſſen dieſe Zeilen, ſo lange nach jenem Begegnen geſchrieben, wie die Seufzer, die ſich an ſie ſchließen, aus einem Gemüthe, das, durch große Schmerzen gebeugt, mehr und mehr den Zug nach dem Ewigen empfand.

In Vevay hatte Caroline nebſt ihrer Schweſter zum Lehrer der franzöſiſchen Sprache einen ehemaligen Jeſuiten, Fauconnier, der, um zu heirathen, den Orden verlaſſen hatte, einen Mann, deſſen ſie in ſpäter Zeit noch dankbar gedenkt. Er behandelte die Grammatik, die ihr früher, wie ein bloßes Gedächtnißwerk, langweilig war, als eine der Gedankenwelt angehörige Sache, in der ihr Geiſt Nahrung fand. Weſenheit, Attribut, Zeitverhältniſſe, durch Laut und Beugung ausgedrückt, wurden ihr in ſeinem Unterricht anſchaulich.

Doch fehlte dem reichen und anmuthigen Leben in der Schweiz auch nicht die Schattenſeite. Durch unvorſichtiges Baden in dem ſehr kalten Genferſee zog ſich Caroline eine Nervenkrankheit zu, deren Wirkung eine lang dauernde war; und die *Vermählung*, die ihrer wartete, war mehr

durch Umgebung und Umſtände als durch innige Neigung eingeleitet.

Im Sommer 1784 kehrten die Frauen mit dem früheren Begleiter nach Rudolſtadt zurück, und in demſelben, ſpäteſtens im nächſten Jahre erfolgte die Vermählung Carolinens mit dem Geheimen Legationsrathe von Beulwitz. Sie lebte, wie ſie in der Biographie Schillers ſagt, mit ihrer Schweſter in Erinnerungen, und oft wandelte eine wehmüthige Sehnſucht nach dem Genferſee ſie an; doppelt traurig und altmodiſch erſchienen die geſelligen Umgebungen. Doch ſöhnte die rege Phantaſie, die Leben und Geiſt durch Alles hauchte, mit der einförmigen Wirklichkeit aus. Streben nach Kenntniſſen, durch den Aufenthalt in der Schweiz lebendiger angeregt, das Leſen des Plutarch, zu dem Caroline immer zurückkehrte, der Werke Rouſſeau's, die der Genferſee ihr näher gebracht hatte, der Umgang mit einigen liebenswürdigen Jugendfreunden, zu denen der talentvolle, wohlgeſinnte Erbprinz Ludwig Friedrich und deſſen Bruder, Prinz Carl, gehörten — das Alles vermochte auch mit dem einförmigſten Leben auszuſöhnen; und die geſchmackloſe Förmlichkeit des kleinen Hofes, den ſpäter, unter dem Fürſten Ludwig Friedrich und deſſen Gemahlin, eine geiſtigere Atmoſphäre umgab, gewährte den von dem heitern, freieren Leben der franzöſiſchen Schweiz eingenommenen Schweſtern Anlaß zu manchen muntern Einfällen. Um dieſe Zeit ſchloß auch *die junge Frau* eine Freundſchaft mit einem gleichgeſtimm-

ten Weſen, Carolinen von Dachröden, der nachmaligen Gattin Wilhelms von Humboldt, eine Freundſchaft für das Leben. Die Freundin wohnte in Erfurt, und hier wahrſcheinlich war es, wo Caroline den Coadjutor des Churfürſten von Mainz, Carl von Dalberg, damals Statthalter von Erfurt, zum erſten Male ſah und denſelben näher kennen lernte. Die edle Geſinnung, das Wohlwollen, die großartigen Anſichten und Pläne des Fürſten entzückten die für Männerwürde empfängliche Seele Carolinens, ſie glaubte, das Muſterbild, das in ihrer Phantaſie gelebt hatte, vor Augen zu ſehn; es entſtand eine hohe, ja leidenſchaftliche Verehrung, die ſich durch Carolinens ganzes Leben zog, und in ungeſchwächter Kraft ſich noch in den letzten Tagen ihres Lebens äußerte.

Nach ſolchen Ausflügen mochte das Rudolſtädtiſche Leben den Schweſtern, die ſich oft als verwünſchte, auf Erlöſung aus der Einförmigkeit harrende Prinzeſſinnen vorkamen, farbloſer erſcheinen; doch gab ihm ein bedeutendes Ereigniß einen Reiz, einen Gehalt, wie ſie ihn nicht geahnet hatten. Wir laſſen Carolinen erzählen: „An einem trüben Novembertage im Jahr 1787 kamen zwei Reiter die Straße herunter; ſie waren in Mäntel gehüllt; wir erkannten unſern Vetter Wolzogen, der ſcherzend das halbe Geſicht in dem Mantel verbarg; der andere Reiter war uns unbekannt, und erregte unſere Neugier. Bald löſte ſich das Räthſel durch den Beſuch des Vetters, *der um die Erlaubniß* bat, ſeinen Reiſege-

fährten Schiller am Abende bei uns einzuführen. Schillers Zukunft knüpfte ſich an dieſen Abend."

Wir müſſen hier, da wir die Männer nennen, die auf Carolinens Leben den bedeutendſten Einfluß haben ſollten, in unſrer Erzählung etwas zurückgehn. Wilhelm von Wolzogen ſtammte aus einem altadligen Geſchlechte, welches in frühern Zeiten in Tirol und Nieder-Oeſterreich bedeutende Güter beſaß, die es aber wegen religiöſer Bedrückungen im Anfange des dreißigjährigen Krieges, unter großen Aufopferungen, verließ. Die Familie fand Schutz und Beförderung bei den Brandenburgiſchen Fürſten, erwarb ſich Güter in der Grafſchaft Henneberg, und ward ein Glied der freien Reichsritterſchaft. Der Vater Wilhelms, Meiningiſcher Geheimer-Rath, ſtarb früh, als Mutter verehrte er die treffliche Frau, die, nachdem Schiller die Ungnade des Herzogs Carl von Würtemberg auf ſich gezogen, demſelben eine Zufluchtsſtätte auf ihrem in der Nähe von Meiningen gelegenen Gute Bauerbach gewährte, die Nachtheile nicht achtend, die ihren in die Carls-Academie durch beſondere Gunſt des Herzogs aufgenommenen Söhnen daraus erwachſen konnten. Wilhelm war der älteſte unter dieſen. Frau von Lengefeld, dem Wolzogenſchen Hauſe nahe verwandt, beſuchte, da ſie nach der Schweiz reiſete, mit ihren Töchtern die Mutter, die ſich damals ihrer Söhne wegen in Stuttgart aufhielt, und wurde von dieſer auch zu Schillers Aeltern auf die Solitüde geführt. Zwiſchen Wilhelm von Wolzogen und

Carolinen entstand seitdem eine lebhafte Correspondenz; sie fand Freude an den Mittheilungen des strebenden, auf Größeres gerichteten Jünglings; er hing seit jenem Besuche mit der herzlichsten Freundschaft an den Verwandten. Die Schwestern waren die ersten weiblichen Wesen, die sein Herz gerührt hatten, seine Jugendträume blieben an ihr Bild geheftet. Bei'm Abschiede, wie später, wenn er von ihnen schied, forderte er in jugendlich ritterlichem Sinne feierlich das Versprechen, ihm zu schreiben, wenn er in irgend einer Noth helfen könne; vom Ende der Welt werde er herbeieilen.*) Einige Jahre jünger als Schiller, hatte er mit diesem während des academischen Lebens in Stuttgart wenige Berührungspunkte. Aber die ersten feurigen Erzeugnisse des jugendlichen Dichters entzündeten auch ihn, in dessen Natur es lag, alles Vorzügliche und Große anzuerkennen; er nahm innigen Antheil an Schillers Schicksal, und empfahl ihn seiner Mutter, was die Aufnahme in Bauerbach zur Folge hatte. Nach Beendigung der Studien auf der Carls-Academie wurde Wolzogen vom Herzog im Baufach angestellt, und, damit er sich in diesem vervollkommne, nach Paris gesendet. Doch ehe es dazu kam, besuchte er zuweilen die Verwandten in Rudolstadt, und dahin kam er auch jetzt in Begleitung Schillers, der eben die Mutter seines Freundes und die eigne in Meiningen verheirathete

*) C. v. W. in der *Biographie* Schillers. Th. 1. S. 238.

Schweſter beſucht hatte. In Folge jenes Beſuchs auf der Solitüde hatten Frau von Lengefeld und ihre Töchter, als ſie auf der Rückkehr aus der Schweiz Mannheim berührten, die Bekanntſchaft Schillers gemacht, um deſſen Haupt ſich bereits die erſten Strahlen ſeines Ruhmes ſammelten; aber es war auf beiden Seiten nur eine flüchtige Bekanntſchaft. Manche der früheren Dichtungen des Genius, der ſich ſpäter zu ſolcher Höhe erhob, hatte die Frauen angeſprochen, aber die Maſſe des wilden Lebens in den Räubern hatte ſie erſchreckt und abgeſtoßen. Dazu ſahen ſie, noch voll von den Bildern und Scenen der Schweiz, Schillern „wie aus einer Wolke wehmüthiger Sehnſucht," die nach jenem theuren Lande zurückzog. „Es wunderte ſie, daß ein ſo gewaltiges und ungezähmtes Genie ein ſo ſanftes Äußere haben könne." Gern hätten ſie mit ihm über ſeine Gedichte ſich unterhalten, aber das Zuſammenſein war zu kurz, als daß ein Geſpräch ſich hätte entfalten können. In ſpäterer Zeit ſcherzten ſie mit Schiller oft über die Kälte des erſten Begegnens.

Nun war es anders, Schiller hatte ſich von manchen Verhältniſſen, die ihn zu keiner reinen, freien Exiſtenz kommen ließen, losgemacht; er lebte in Weimar in großer Thätigkeit, mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſchäftigt, kein Verhältniß dort, das ſeinem der Freundſchaft und Liebe bedürftigen Herzen entſprochen hätte. In Rudolſtadt fand er, was er begehrte, und ſofort fühlte er ſich frei und wohl in dem Familienkreiſe, in den der Freund ihn

einführte. Den Schweſtern, wie ſie ſich dem flachen Weltleben gern entzogen, galt das Geiſtige mehr denn Alles; und ſie umfaßten dieſes, der Richtung ihrer Natur folgend, und nicht befangen von kritiſchen Urtheilen, mit voller Herzenswärme.*) Sie kannten den Don Carlos noch nicht, Schillern war es Herzensſache, ſie damit bekannt zu machen; und wie mochte dieſe Mittheilung auf die empfänglichen, in einer idealen Welt, in der Welt der Freiheit mit Entzücken weilenden Gemüther wirken!

Schiller verweilte nur Einen Tag in Rudolſtadt, aber der Gedanke, ſich an dieſe Familie anzuſchließen, ſchien am Abende dieſes Tages ſchon in ihm aufzudämmern; und zur Freude der Schweſtern ſprach er bei'm Abſchiede den Plan aus, den nächſten Sommer in dem ſchönen Rudolſtädtiſchen Thale zuzubringen. Briefe Schillers, nach dem Beſuche geſchrieben, ſind Zeugniſſe deſſen, was in ſeiner Seele vorging, denn wenn er auch ſelbſt ſeinem vertrauteſten Freunde, Körner, eine aufkommende Neigung zu Carolinens Schweſter nicht geſteht, und dieſem im Anfange des Jahres 1788 ſchreibt, „er habe noch nicht gewählt,“**) wenn er in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit und Zartheit noch den Wunſch eines ernſten Verhältniſſes abwehrt: ſo kann

*) Wer die Biographie Schillers von C. v. W. kennt, wird leicht finden, daß wir uns hier, wie öfters, der Worte der Verfaſſerin bedient haben. Wer, der für ihre geiſtvolle Darſtellung Sinn hat, konnte der Verſuchung dies zu thun widerſtehn?

**) S. Schillers Briefw. *mit Körner*. Th. I. S. 241.

man doch hier mit dem alten Worte ſagen, daß das Herz ein Verräther iſt. Ein lebhafter, inniger Wunſch, Charlotten zu beſitzen, hatte Schillers Seele erfüllt. So wurde der bei'm Abſchied ausgeſprochene Wunſch zur Wirklichkeit.

Im Mai 1788 bezog Schiller eine Wohnung in dem Dörfchen Volkſtädt, ganz in der Nähe Rudolſtadts. Der ſchönſte Sommer beglückte nun die Schweſtern, wie den begünſtigten Dichter, der in jenem anmuthigen Dorfe den Tag über an ſeiner Geſchichte des Abfalls der Niederlande und am Geiſterſeher arbeitete, die Abende gehörten jener theuren Familie. Hören wir Carolinens Schilderung dieſer Zeit: „In unſerm Hauſe begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundſchaftlichen Umgangs entbehrt: uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben ſeine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poeſie, Kunſt und philoſophiſchen Anſichten das mittheilen, was uns frommen könnte; und dies Beſtreben gab ihm ſelbſt eine milde, harmoniſche Gemüthsſtimmung. Sein Geſpräch floß über in heitrer Laune; ſie erzeugte witzige Einfälle; und wenn oft ſtörende Geſtalten unſern kleinen Kreis beengten, ſo ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zuſammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffee-Viſite unſerm genialen Freunde unter den ſchönen Bäumen des Saalufers entgegen gehn konnten! Ein Waldbach, der ſich in die Saale

ergießt, und über den eine ſchmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommend erblickten, dann erſchloß ſich ein heiteres ideales Leben unſerm inneren Sinne. Hoher Ernſt und anmuthige, geiſtreiche Leichtigkeit des offnen, reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig; man wandelte wie zwiſchen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in ſeinen Geſprächen. Wie wir uns beglückte Geiſter denken, von denen die Banden der Erde abfallen, und die ſich in einem reinen, leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommneren Einverſtändniſſes erfreuen, ſo war uns zu Muthe. Giebt es irgend eine Lebensepoche, in der wir alle unſre Gemüths- und Geiſteskräfte zu völliger Befriedigung im Einklang fühlen, ſo iſt dies in der Blüthenzeit einer beginnenden geiſtigen Freundſchaft. Die Zukunft lächelt uns, vom Zauber der Ahnung und Hoffnung umſponnen, und kein Stachel des Verlangens leidenſchaftlicher Zuneigung ſtört den friedlichen Genuß der Gegenwart. Nicht geſpannt und gedrückt durch heftiges Streben Liebe zu gewinnen, entfaltet ſich unſer Leben frei, ruhig und ſtill in ſeinen tiefſten Kräften, und, vom Strahl der Wahrheit beleuchtet, ſpiegelt ſich Seele in Seele. Auf dieſem milden Lichtpfade wollte Schiller das Herz meiner Schweſter gewinnen. Als die ältere Tochter, die das Haus ſeit meiner Verheirathung führte, leitete ich auch gewöhnlich die Unterhaltung. Selten war es mir ſo wohl gewor-

den, mich so ganz über Alles aussprechen zu können. Schiller fühlte immerwährend das Bedürfniß eines Lebens in Ideen, und meine ganze Stimmung begegnete ihm. In der Schweiz von einer Nervenkrankheit befallen, glaubte ich nur auf ein kurzes Leben rechnen zu dürfen. In dieser Stimmung widmete ich mich ganz den Meinigen, und ihre Zufriedenheit zu erhalten und zu mehren, war mein tägliches Bestreben. So erhielt ich gute Laune und Harmonie um mich her; alles Heterogene fand ein Medium der Verbindung. Nur Engherzigkeit und langweiliges Haften an den Unbedeutendheiten des täglichen Lebens wies ich trocken ab, und ein unversöhnlicher Haß gegen die Plattheit erhielt immer das geistige Interesse vorherrschend. Die Personen, die, außer Schiller, meine nächste Umgebung ausmachten, förderten diese Neigung.“*)

Die Personen, deren Caroline hier gedenkt, waren, außer ihrem Gatten, der, immerfort um wissenschaftliche Ausbildung bemüht, sich mit allen neuen Erscheinungen in der literarischen Welt bekannt machte, ein Baron von Gleichen, einer der edelsten und liebenswürdigsten Männer, mit dem, wie mit dessen Braut, die Schwestern in geschwisterlicher Freundschaft und Vertraulichkeit aufgewachsen waren; **) dann die schon erwähnten Prinzen, die auch für Schiller eine herzliche Zuneigung empfanden.

*) Schillers Leben von C. v. W. Th. I. S. 263 ff.

**) Der älteste Sohn desselben wurde nachmals der Gatte von Schillers jüngster Tochter.

Laſſen wir Carolinen weiter reden: „Die Werke der Dichter, die uns bis dahin nur Lebensgenuß und Troſt gewährt, die wir, nur von dem natürlichen Gefühl und Sinn geleitet, aufgenommen hatten, ergriffen wir, in Schillers Anſicht, nun auch mit Reflexion, und unſer Geſchmack klärte ſich durch ſicheres Urtheil auf. Schiller las uns Abends die Odyſſee vor, und es war uns, als rieſelte ein neuer Lebensquell um uns her. Die Bekanntſchaft mit den griechiſchen Tragikern vollendete die neue Geſtaltung unſers Kunſtſinns. Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieſes ganzen Sommers mit ſeinen genußreichen, bildenden Tagen und Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, ſeine Erſcheinung wie ſein Weſen anmuthiger, ſein Geiſt den phantaſtiſchen Anſichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter; auch ich wendete mich wieder mehr zum wahren Genuß des Lebens im Glück einer neubeſeelenden Freundſchaft. Alles, was uns umgab, genoß und theilte dieſen freundlichen Zauber.“*)

*) Schillers Leben, Th. I. S. 269 ff. Es iſt intereſſant, mit dem oben Mitgetheilten Schillers Bekenntniß in einem Briefe an Körner (Volkſtädt, 27. Juli 1788) zu vergleichen. „Ich habe mich hier noch immer ganz vortrefflich wohl. Nur entwiſcht mir manches ſchöne Stündchen in dieſer anziehenden Geſellſchaft, das ich eigentlich an dem Schreibtiſche zubringen ſollte. Wir ſind einander hier nothwendig geworden, und keine Freude wird mehr allein genoſſen. Die Trennung *von dieſem Hauſe* wird mir ſehr ſchwer *ſein, und vielleicht deſto ſchwerer, weil ich* durch keine leidenſchaft-

Man fühlt bei'm Leſen dieſer Schilderung, daß der Zauber jener Zeit der Verfaſſerin noch im höheren Alter — ſie war ſechsundſechzig Jahre alt, als ſie das Leben Schillers ſchrieb — gegenwärtig war, daß er als ein ewig friſcher empfunden wurde. Und wie hätten die Stunden, in denen Schiller den Freundinnen die Geſänge Homers und die Tragiker vorlas, wo er ſelbſt mächtig von ihnen gerührt ward, und eine Ahnung deſſen, was er ſpäter ſchuf, ihn durchzucken mochte, wie hätten dieſe Stunden der phantaſiereichen Frau nicht unvergeßlich ſein ſollen!

Ein Ereigniß trübte dieſen Sommer. Frau von Wol-

---

liche Heftigkeit, ſondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die ſich nach und nach ſo gemacht hat, daran gehalten werde. — Es ſollte mich wundern, wenn Euch dieſe Leute nicht ſehr intereſſirten. Beide Schweſtern haben etwas Schwärmerei, was Deine Weiber nicht haben; doch iſt ſie bei beiden dem Verſtande ſubordinirt und durch Geiſtescultur gemildert. Die jüngere iſt nicht ganz frei von einer gewiſſen coquetterie d'esprit, die aber durch Beſcheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen giebt, als drückt. Ich rede gern von ernſthaften Dingen, von Geiſteswerken, von Empfindungen — hier kann ich es nach Herzensluſt, und eben ſo leicht wieder auf Poſſen überſpringen."

In den Briefen an Körner erſcheint Schiller viel bedächtiger, verſtändiger, auch in Beziehung auf ſein Verhältniß zu Charlotte von Lengefeld, als wir ihn nach dem Berichte uns vorſtellen, den Caroline von dem Leben deſſelben in Volkſtädt und Rudolſtadt giebt. Aber ſo bedächtig und vor dem Angeſichte des Freundes ſich beherrſchend ſchreibt er auch da noch an dieſen fort, wo ſeine eignen weiter hinten mitgetheilten Briefe an beide Schweſtern unwiderlegliche Zeugen einer leidenſchaftlichen Zuneigung ſind.

zogen, Schillers mütterliche Freundin, litt an einer ſchmerzlichen Krankheit, ihr Sohn, der ſich nun zur Abreiſe nach Paris rüſtete, beſuchte die Verwandten in Rudolſtadt, damals Geneſung der Mutter hoffend; doch mußte er bald, von Bauerbach aus, den Tod derſelben berichten. Ein Brief Schillers, aus Rudolſtadt an den trauernden Freund geſchrieben, *) iſt ein Wiederhall der Trauer, die den Schreibenden, wie das ihm ſo befreundete Haus erfüllte. „Alle Liebe," ſchreibt er, „die mein Herz der Verſtorbenen gewidmet hatte, will ich ihrem Sohne aufbewahren, und es als eine Schuld anſehn, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir ſind ſchon längſt durch die zärtlichſte Freundſchaft verbunden; laſſen Sie uns dieſes Band mit brüderlicher Herzlichkeit fortſetzen, und, wo möglich, noch feſter knüpfen. Wir wollen einander wie Brüder angehören."

War es eine Ahnung, die Schillern dieſe Worte eingab? Denn damals konnte nicht im entfernteſten daran gedacht werden, daß das Wort Brüder einſt im engeren Sinne die Freunde bezeichnen werde. Lieſt man die Briefe Wolzogens, von der Carls-Academie geſchrieben, und ſpäter, nach wiederholten Beſuchen in Rudolſtadt, wo er erkennen mochte, daß, wie brav Carolinens Gatte, dieſer doch dem großen Herzen der Gattin nicht genügte, ſo kann man nicht zweifeln, daß die Liebe zu der Freundin, der

*) *Vom 10. Auguſt 1788.* S. Schillers Leben. Th. I. S. 274 ff.

Verwandten eine innigere, zärtlichere wurde. Caroline, obgleich dem Vetter mit herzlicher Freundschaft zugethan, den geistvollen, strebenden Jüngling achtend, hielt sich im schönsten Maße und wußte auch seine Neigung im Maße zu erhalten. So schreibt sie an den Freund: „Es ist eine heilige Sache um das Vertrauen in der Freundschaft; ich erlaube mir nie dawider zu sündigen; und was mir im Vertrauen gesagt ist, bleibt im Grunde meines Herzens verborgen. — Lieber Freund, es ist etwas Stürmisches in dem Ende Ihres Briefes, was mir weh thut, und was ich aus Ihnen hinausschaffen möchte. Sie wissen, es schmerzt auch mich, daß wir getrennt leben müssen, da der Umgang mit Ihnen mir tausend Freuden geben würde. Aber die Vorsehung wollte, daß es so sei, wie es ist; und Sie kennen meinen Glauben und meine Unterwerfung unter ihren Willen. Könnte ich Ihnen diese mittheilen, so würden Sie bloß sich freuen, daß wir uns kennen lernten. — O Lieber, ich wünsche in Ihre Seele Ruhe und Frieden gießen zu können. Ruhe war, seit ich einen richtigen Blick in den Zusammenhang der Dinge und in meine eigne Existenz that, Zweck meines Strebens, und ist es noch. Gott sei Dank, daß ich diesem nicht fern blieb, daß ich ihm täglich näher komme! Ich möchte Sie auf meinen Weg bringen und mit fortreißen; er dünkt mir der rechte, und ich bete nur um Stärke, stät darauf zu wandeln. Wenn man beständig den Verstand beschäftigt, dann bleibt der Phantasie kein freies Feld; und aus dieser kommen wirklich

unſere meiſten Leiden, ſo feſt wir auch oft das Gegentheil glauben. Dieſe Sentenz, die alten, graubärtigen Philoſophen Ehre machen würde, iſt wahrhaftig das, was durch eigne Erfahrung feſt in meiner Seele ſteht. Lieber Freund, glauben Sie mir; Sie wiſſen, wie theuer mir Ihr Glück iſt.“*)

Schillers Liebe zu ihrer Schweſter, ſein Wunſch, eine feſte Lage zu gewinnen und dann ſich die Geliebte anzueignen, war jetzt eine Herzensangelegenheit Carolinens, und dieſe betrieb ſie mit Nachdruck, Umſicht und klarem Verſtande. Eine Profeſſur der Geſchichte an der Univerſität Jena kam zur Sprache, für die Schiller, eben auch mit hiſtoriſchen Studien beſchäftigt, ſich die nöthigen Kenntniſſe erwerben zu können hoffte; wenigſtens fühlte er in ſich den Geiſt, der die Gemüther der Jugend für die Geſchichte zu entzünden vermöchte. Durch Freunde des Lengefeld'ſchen Hauſes dem großſinnigen Herzoge Carl Auguſt näher gebracht, erhielt Schiller 1789 eine ſolche Profeſſur, die er nicht ohne Bedenken annahm, da in der That die Univerſität zunächſt weit mehr davon hatte, als er ſelbſt. Noch während ſeines Aufenthalts in Volkſtädt war er in Carolinens Hauſe zum erſten Mal mit Goethe zuſammengetroffen. Die Schweſtern, bei ihrer Verehrung beider Dichter, waren höchſt geſpannt auf dieſe Zuſammenkunft; aber noch erfolgte die gewünſchte

*) In der Beilage 2 theilen wir Auszüge aus Briefen Wolzogens an Caroline *mit, die zum Theil* Documente für das Obige ſind.

Annäherung nicht. Man weiß, wie die Räuber auf den aus Italien Heimkehrenden wirkten. Doch erwies auch er ſich thätig für Schillers Einrichtung in Jena.

Im nächſten Jahre vermählte ſich dieſer mit Charlotten von Lengefeld, und nun wurde Carolinen der ſchönſte Lohn für die Hingebung, mit der ſie das Glück des liebenden Paares gefördert. Sie war die Vertraute deſſelben geweſen, hatte die Bedenklichkeiten der guten, ſorgſamen Mutter, der die Verlobung zuerſt ein Geheimniß bleiben mußte, nach der Erklärung beſchwichtigt; und machte auch Schillers noch nicht ganz geſicherte Lage einige Sorge: der Glaube an ſeinen Genius, die Theilnahme, die ein hoher Freund und Gönner, der Coadjutor Dalberg bewies, die Ausſicht, die dieſer jedem ächten Talent huldigende Fürſt damals eröffnen konnte, die Verehrung, die Schillern umgab, der begeiſterte Beifall der Jugend zerſtreuten leicht dieſe Sorge.

Zwiſchen Schiller und Wilhelm von Humboldt, der damals bereits im ſeltenen Vereine reicher Kenntniſſe, philoſophiſcher Tiefe und liebevollen Verſtändniſſes der Werke des Genius ſeine künftige Bedeutung ankündigte, und der ſpäter auf die großen Weltbegebenheiten ſo kräftig als edel einwirken ſollte, hatte ſich im Winter des Jahres 1789 in Weimar, wo die Schweſtern eine Zeit lang verweilten, wohin Schiller faſt jede Woche von Jena kam, ein freundſchaftliches Verhältniß begründet. Humboldt vermählte ſich mit der Freundin der beiden Schweſtern, dem

Fräulein von Dachröden; und dieſes zweite Paar verweilte nun, wie Caroline, zu wiederholten Malen einige Zeit in Jena. „Es waren heitere Tage," ſchreibt die letztere. „In der engen Verbindung eines kleinen Kreiſes guter und geiſtvoller Menſchen, wo Jedes ſeine Originalität behauptet, und ſich vom Odem der Liebe getragen und verſtanden fühlt, liegt wohl immer der reinſte Lebensgenuß; und der daraus entſtehende Contraſt mit der übrigen fremden Welt, wo Alles an Berechnung, Rückſicht und Beſchränkung mahnt, erzeugt manche komiſche, wunderliche Situationen, die jenem Genuſſe eine eigne Würze geben. Das Glück jedes menſchlichen Weſens war uns heilig; nichts als die Wahrheit galt; aber beläſtigt wollten wir ſo wenig als möglich durch fremde Exiſtenzen ſein, die nur Leerheit und Flachheit darboten; und vielleicht achteten wir zuweilen die nothwendigen Weltformen nicht genug, fehlten in der Art ſie von uns abzuweiſen, und jugendlicher Scherz gerieth in Übermuth."*)

Das Leben Schillers und der ihm ſo nahe Angehörigen zu erheitern, trug ein ausgewählter Kreis von Freunden

*) Schillers Leben. Th. II. S. 59 f. Was hier im Allgemeinen ausgeſprochen worden, findet im Einzelnen Belege in Hoffmeiſters Werk über Schiller; nur daß dieſer gründliche und wohlgeſinnte Autor Mittheilungen, die, aus einem beſchränkten Sinne hervorgegangen, wohl unlauter zu nennen ſind, zu viel Gewicht giebt, und dadurch die reinere, *in den oben* mitgetheilten Worten *ſich ausſprechende Anſicht trübt.*

bei. Der ehrwürdige Griesbach, wie deſſen Gattin, in deren Hauſe Schiller wohnte, wandte ihm eine beſondere Neigung zu; Paulus war ſchon als Landsmann ihm befreundet; mit Schütz, Hufeland und Reinhold ſtand er in ſelten unterbrochenem Verkehr; der nachmalige Präſident Fiſchenich, Niethammer, ein Herr von Stein, Sohn einer Freundin des Lengefeld'ſchen Hauſes, neuerdings durch Briefe, die Göthe, der ihn erzog, und Charlotte von Schiller an ihn richteten, der literariſchen Welt bekannt geworden, waren Schillers tägliche Tiſchgeſellſchaft. Ehrhard aus Nürnberg, von Hardenberg (Novalis), und wie manche ausgezeichnete Männer ſonſt, ſchloſſen ſich früher oder ſpäter an. Oft und auf längere Zeit weilte Caroline in dieſem Kreiſe, Schillers und ihrer Schweſter Freunde waren auch die ihrigen, und man denkt ſich leicht, wie die Geſpräche der Männer, damals vorzugsweiſe um die Kantiſche Philoſophie und franzöſiſche Revolution ſich drehend, auf ihren lebhaften und empfänglichen Sinn wirkten. Zwar die Träume, die der Anfang jener Revolution auch in Carolinens für Freiheit geſtimmter Bruſt erzeugt hatte, ſchwanden bald. Von Wilhelm von Wolzogen empfohlen, kam der liebenswürdige Dichter Sqlis nach Jena, der, ein Augenzeuge, die in Paris begonnenen Schreckensſcenen ſchilderte. Sorge um den abweſenden, am Vulcan der Leidenſchaften weilenden Freund erfüllte den ſonſt ſo heitern *jenaiſchen Kreis*.

Aber auch mit Schiller ſollte Caroline traurige Stunden verleben und theilen. Seine Bruſtkrämpfe hatten begonnen, die ihn einmal, bei einem Beſuche in Rudolſtadt (1791), an den Rand des Grabes brachten. Was die Schwägerin hierüber ſchreibt, iſt zu charakteriſtiſch für ſie und den Leidenden, als daß wir es hier nicht wiederholen ſollten: „Das Leben war ihm werth und reizend; aber mit männlicher Faſſung ſuchte er uns zu beruhigen und das Unvermeidliche ertragen zu lehren. Ich las ihm die Stellen aus Kants Kritik der Urtheilskraft, die auf Unſterblichkeit deuten, vor. Den Lichtſtrahl aus der Seele des ruhigen Weiſen und den tröſtenden Glauben meines Herzens, daß ſolch ein Weſen in der Blüthe ſeiner Kraft nicht enden, uns nicht für immer entzogen werden könne, nahm er ruhig auf. Dem allwaltenden Geiſte der Natur müſſen wir uns ergeben, ſagte er, und wirken ſo lange wir's vermögen.“ *)

Der fromme Glaube hatte die Freundin nicht getäuſcht, Schiller genas: „Es wäre doch ſchön, wenn wir noch länger zuſammen blieben!“ ſprach er zu den Schweſtern mit ſehr heiterm Blicke. Aber Rückfälle, wenn auch ſchwächerer Art, traten öfters ein. Die wankende Geſundheit, dazu die Liebe zu alten Freunden und zum Vaterlande veranlaßte ihn mit ſeiner Frau im Spätſommer 1793 nach Schwaben zu reiſen.

---

*) *Schillers Leben. Th. II.* S. 83 f.

Damals lebte Caroline in der Nähe Stuttgarts auf dem reizenden Landgute einer Freundin, der Frau von Senkenberg, Gaisburg, wo sie das Canstatter Bad gebrauchte, so daß sie nun wiederum der Schwester und dem Schwager nahe war. Sie besuchte Schillern in Heilbronn, wo sie Zuhörerin merkwürdiger Gespräche war, die er mit dem berühmten Gmelin über thierischen Magnetismus führte; in Ludwigsburg, wo Schiller länger verweilte, war sie mit ihm und freute sich des Wiedersehns der beiden vertrauten Freunde aus früherer Zeit, Schillers und des edlen von Hoven; hier wurden ihr einige noch in Prosa geschriebene Scenen des Wallenstein mitgetheilt; hier war sie Zeugin der Freude Schillers über den erstgebornen Sohn. In Stuttgart sah sie durch Danneckers Meisterhand das Model zu Schillers Büste entstehen. Noch in ihrem Alter gedachte sie des Augenblicks, da der edle Künstler, nachdem er die letzte Hand an die Büste gelegt, zu ihr trat, und, mit Thränen im Auge, zu ihr sprach: „Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe.“

Carolinens Kränklichkeit hatte in den letzten Jahren so zugenommen, eine solche Verstimmung erzeugt, daß sie es billig und an der Zeit fand, dem Gatten, dem sie auch kein Kind geschenkt, durch eine Trennung seine Freiheit wiederzugeben. Diese erfolgte im Jahre 1794. Die nun allein Stehende wollte im eigentlichen Sinne des Worts allein stehen, und ihren Freunden die Unannehmlichkeiten *ersparen*, die bei der Auflösung eines solchen Verhältnisses

nicht ausbleiben können. Sie verweilte in Würtemberg und in andern Gegenden. Den vormaligen Gatten ſah ſie nicht wieder. Für den Werth beider Perſonen aber zeugt der Umſtand, daß Herr von Beulwitz ſtets ein theilnehmender, zuverläſſiger Freund der Mutter, wie der ganzen Familie blieb.

Die Stille, in der Caroline lebte, mochte den Gedanken an einen Roman, mit deſſen Abfaſſung ſie umging, zur Reife und Ausführung bringen. Daß ein ſolcher Gedanke in ihr entſtand, war bei der ihr angebornen Phantaſie, bei ihrer Neigung zur Reflexion, bei der Kunde des eignen reichen Herzens, zu welchem Allen der vertraute, belebende Umgang mit Schiller kam, ſehr natürlich. Auch hatte ſie ſich ſchon früher ſchriftſtelleriſch verſucht. In die Pomona, die Sophie la Roche herausgab, wurden Briefe aus der Schweiz, von ihr geſchrieben, aufgenommen; und das Schauſpiel in der Thalia vom Jahre 1792: der Leukadiſche Fels, iſt von ihr. Welcher Art die Heldin des Romans ſein werde, ließ ſich bei dem Charakter derjenigen, die den Gedanken daran gefaßt, erwarten. Agnes von Lilien beſchäftigte ohne Zweifel Carolinen während ihrer Zurückgezogenheit.

Doch ſollte dieſe nicht von Dauer ſein. Wilhelm von Wolzogen war aus Paris zurückgekehrt, wo ihn, den mit Studien der Architectur beſchäftigten, der Herzog Carl von Würtemberg in eine diplomatiſche Laufbahn zu treten bewogen hatte. Er übernahm, da der würtembergi-

sche Gesandte, von Rieger, abwesend war, die Geschäfte desselben, doch ohne mit einem officiellen Charakter bekleidet zu sein; und so verweilte er in Paris, im Hotel des Gesandten, während der schrecklichen Periode der Revolution, als der König auf dem Schaffot endete. Bei seiner Rückkehr nach Würtemberg hatte Wolzogen die Aussicht auf weitere Dienste in dem Lande, dessen Regenten seine Tüchtigkeit erkannt hatten, denn er war ein vielseitig gebildeter Mann von scharfem, geschmackvollen Urtheil, besonders durch die letzten Jahre reich geworden an Weltkenntniß, dabei sehr gewandt und angenehm im Umgange. So fand er die Jugendfreundin, für welche die frühere Neigung nicht erloschen war, wieder, und bat, sie möge ihr Schicksal an das seinige knüpfen. In Bauerbach wurde sie im Herbst 1794 mit Wilhelm von Wolzogen vermählt; und diese Ehe, wenn auch von Caroliness Seite nicht aus leidenschaftlicher Liebe geschlossen, wurde eine sehr glückliche.*) Nun aber kam, bei Ausbreitung der revolutionären Waffen Frankreichs, eine schwere Zeit über Würtemberg. Das Land wurde von französischen Heeren überzogen, Caroline reisete mit ihrem Gatten in die Schweiz, wo sie diesem, zu Stein am Rheine, einen Sohn, Adolf, gebar. Dann verweilte das Ehepaar

*) Wie lebhaft Caroline auch in später Zeit des Tags ihrer Vermählung gedachte, geht aus einer an ihren Sohn gerichteten *Schilderung* hervor, die wir in der dritten Beilage mittheilen.

wiederum eine Zeit lang in Bauerbach. Auch dieſes ſtille Thal wurde vom Kriegsſturm bedroht; die Gatten begaben ſich nach Rudolſtadt und Jena, dann, durch den Herzog von Meiningen an Carl Auguſt empfohlen, wurde Wolzogen im Jahre 1797 als Kammerherr und Kammerrath in Weimar angeſtellt.

Und es begann für Frau von Wolzogen eine Zeit des Genuſſes und der Bildung als Mitglied eines geſelligen Kreiſes, dergleichen die neuere Zeit ſonſt nirgends beiſammen geſehen hat. Nun war ſie der geliebten Schweſter und Schillern nahe, dieſem nahe zu einer Zeit, wo ſeine vollkommenſten Werke geſchaffen wurden, wo die Verbindung mit Goethe in der ſchönſten Blüthe ſtand. Oft war ſie in dem nahen Jena Zeugin der Unterhaltung beider Dichter. „Die Freude," ſagt ſie, „über die ſo unerwartete Wiedervereinigung mit meiner Schweſter und Schiller war groß, ein ſchönes Leben lag vor uns in der Wirklichkeit, ſo wie es unſre Jugendträume gedichtet hatten. Das Anſchauen des innigen Verhältniſſes zwiſchen Goethe und Schiller, der immer rege Ideenwechſel, das offne, heitre Zuſammenſein, dies Alles bot tauſendfältigen Genuß. Goethe ſprach gern mit meinem Manne über Architectur; in den Abendſtunden entwarf er bei meiner Schweſter Mondlandſchaften; auch Schiller machte einige Verſuche. Indeß entſtanden unſterbliche Werke, Wallenſtein und Hermann und Dorothea. Wie das Ineinanderſtrahlen der beiden Dichterſeelen auf ihre poeti-

ſche Kraft und Darſtellung wirkte, vermag wohl der Zart-empfindende zu ahnen. Im Wallenſtein athmen Hauche des Goethe'ſchen Lebens, und in Hermann und Dorothea weht Schiller'ſcher Geiſt. Mit Rührung erinnre ich mich, wie uns Goethe in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen den Geſang, der das Geſpräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaum enthält, gleich nach der Entſtehung vorlas. So ſchmilzt man bei ſeinen eignen Kohlen, ſagte er, indem er ſich die Augen trocknete.“*) Gewiß fühlte ſie mit, was Schiller, voll von dem Eindruck, den Wilhelm Meiſter bei dem erſten Genuſſe auf ihn gemacht, dem Freunde ſchreibt: „Ich verſtehe Sie nun ganz, wenn Sie ſagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre ſei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne.“

Dazu weilte wiederum auf längere Zeit Wilhelm von Humboldt mit ſeiner Gattin in Jena, zu ihm geſellte ſich ſein Bruder Alexander, der bereits in geiſtvoller Mittheilung hinwies auf die Geheimniſſe des Weltalls, in welche einzudringen er berufen war. Fichte, ſpäter Schelling, beide mit Schiller befreundet, regten die Geſellſchaft, wie das Leben in Jena überhaupt, mächtig an.

Wie hätte, was ſich von Productivität in Carolinens Geiſt regte, ſchlummern ſollen? Sie arbeitete nun eifrig an ihrem Romane, von dem im zweiten Jahrgange der Horen eine Probe erſchien, die große Aufmerkſamkeit

*) Schillers Leben, Th. II. S. 171 f.

erregte, und von Vielen, namentlich in Jena faſt allgemein, für ein Erzeugniß Goethes gehalten wurde. Fertig erſchien der Roman in zwei Bänden 1798; gegen das Ende nicht mit der Ruhe und Sicherheit ausgeführt, durch die ſich der Anfang auszeichnet. Die Verfaſſerin hat, ohne es zu wollen, in [redacted]gnes ihr eigenes Sein und Weſen ausgeſprochen. [redacted] iſt intereſſant, Goethe und Schiller ſich vertraulich über das Buch unterhalten zu hören, wie dieſes in ihren [redacted] vom Februar 1798 geſchieht. Man hatte letzterem großen Einfluß auf den Roman zugeſchrieben, auch Goethe that dieſes, indem er zugleich ſich äußerte, daß er, was das Naturell betreffe, immer Erſtaunen errege. Schiller widerſpricht jener Annahme, da er das Buch, und zwar nur den erſten Theil deſſelben, deſſen Exiſtenz er erſt nach der Vollendung erfahren, nur von einer gewiſſen Manier in der Darſtellung, aber auch bloß von einer ſolchen, die ſich durch Wegſtreichen nehmen laſſe, befreit habe.

Die Biographie Schillers, wie die Schwägerin ſie gegeben, hat auch deßhalb einen ſo großen Reiz, weil ſie uns die dem Dichter ſo nahe ſtehende Verfaſſerin charakteriſirt, in ihren lebhaften, für das wahrhaft Große empfänglichen Sinn einen Blick thun läßt. Dies thun wir auch, wenn wir von der erſten Vorſtellung von Wallenſteins Lager in Weimar leſen *): „Wir waren mit

*) *Schillers Leben, Th. II.* S. 176 ff. Wallenſteins

Goethe und Schiller bei der letzten Probe allein gegenwärtig, und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, dieſe ſo ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu ſehen. Der Wallone erſchien uns wie eine beinah-Homeriſche Geſtalt, die das Edle des neuern Kriegslebens plaſtiſch darſtellte. Die Ahnung des großen Ganzen, das dieſem Lebensgemälde folgen würde, gab dem Vorſpiel einen geheimnißvollen Reiz. Es war ein ſchöner Abend, Schiller war ſehr [illegible] über unſre Freude, und Goethes herzlicher Antheil äußerte ſich höchſt liebenswürdig. Auch der neue ſchöne Raum, in dem ſo viel Merkwürdiges in einer Reihe von Jahren erſcheinen ſollte, mehrte den Zauber, der uns umfing, und ſpannte unſre Erwartung auf etwas Großes. Wenn die Phantaſie in düſtern Räumen von der Ahnung unglücklicher Begebenheiten erfüllt, ängſtigende Geiſtergeſtalten erſchafft, ſo erſcheinen auch heitre Geiſter in einem harmoniſch gebildeten Raume, Lebensfülle und Genuß verſprechend und das menſchliche Weſen in angenehmer Befriedigung erhaltend." — „Wir hatten nun eine Tragödie," ſagt ſie weiterhin, von der Darſtellung der Piccolomini am 30. Januar 1799. „Es wehte ein höherer Geiſt in der Vorſtellung Wallenſteins, der ſich aus dem kleinen Weimar durch ganz Deutſchland verbreitete. Die Militärverhält-

---

Lager wurde zum erſten Male bei Eröffnung der neuen Schaubühne, am 18. October 1798, gegeben.

niſſe hatten eine neue Seele gewonnen. Der begeiſterte Jüngling drängte ſich nach Kriegsthat und Ruhm. Es iſt eine ſo weite und reiche Welt, die der Wallenſtein umfaßt, es giebt der ſeelenergreifenden Worte und Reden ſo viele in ihm, daß alle erregbaren Gemüther ſich gern damit begrüßen, und ſie zum Ausdruck ihres Einverſtändniſſes wählen. Die tiefe Wahrheit der Natur durchathmet dieſes Gedicht, und man fühlt und lebt in den Bildern deſſelben in Momenten, wo unſer Daſein ſich aus ſeinen Fugen drängt, und kehrt beſänftigt in ſich ſelbſt zurück."

Den Verfaſſer dieſer Biographie, indem er der Zeit gedenkt, „wo von dem kleinen Weimar aus ſich ein höherer Geiſt durch ganz Deutſchland verbreitete," erfüllt ein wehmüthiges Gefühl. Jene große Zeit iſt vorübergegangen, die Genien Weimars, damals noch vereint, ſind von der Erde geſchieden; die Welt größtentheils andern Intereſſen hingegeben, und, wenn auch dieſe ihre Berechtigung haben, kein vorragender Geiſt, der dem Begehren, der Sehnſucht der neuen Zeit die gehörige Richtung, den ſichern Halt zu geben vermöchte, wie jene Großen ihn auf ihrem Gebiete gaben. Preiſen wir diejenige glücklich, die Theil hatte an jener Zeit, die ein Bild derſelben in ihrem Geiſte bewahrte, und dieſes noch in ihrem Alter auf würdige Weiſe darzuſtellen vermochte.

Am Ende des Jahres 1799 zog Schiller nach Weimar, der *Schwägerin um ſo* willkommner, da ihr Ge-

mahl sich in dieser Zeit nach Petersburg begeben mußte; wie denn auch anderweitige Aufträge seines Hofes ihn oft von Weimar entfernt hielten. Früher den apanagirten Prinzen Louis und Alexander von Würtemberg bekannt, hatten ihn diese dem Herzoge von Weimar empfohlen, als besonders geschickt, die gewünschte Vermählung des Erbprinzen mit der Großfürstin Maria einzuleiten. Wolzogen wußte die Eigenthümlichkeit des Kaisers Paul sehr geschickt zu benutzen und das Vertrauen der Kaiserin zu gewinnen. Aber nicht ohne Sorge hatte Wolzogen diese weite Reise nach dem Norden angetreten; sie sprach sich in einem Briefe aus, in welchem er, auf den Fall eines Mißgeschicks, Gattin und Sohn dem Major von Truchseß auf Bettenburg empfahl, einem Manne, des höchsten Vertrauens würdig, dessen Andenken noch lange nach seinem Tode Frau v. Wolzogen in ihrer Cordelia gefeiert hat.*) Nach dem Tode des Kaisers wurde Wolzogen noch einmal nach Petersburg gesandt, wo er die Verlobung glücklich zu stande brachte, auch der Krönung Alexanders in Moskau beiwohnte. Reich beschenkt, aber mit geschwächter Gesundheit, kehrte er zurück, und wurde zur Belohnung seiner Dienste 1801 zum Weimarischen Wirklichen Geheimen Rathe und Mitgliede des Ministeriums ernannt, auch zum Oberhofmeister der künftigen Erbprinzessin bestimmt.

*) Cordelia, Th. II. S. 87. Der betreffende Brief in der *vierten* Beilage.

Im nächſten Jahre zeigte ſich von neuem, wie groß das Vertrauen war, welches Carl Auguſt in ihn ſetzte, indem er gewählt ward, den Erbprinzen im Frühjahr 1802 nach Paris und an mehrere deutſche Höfe zu begleiten. Voll Verlangens, die damals in Paris verſammelten Kunſtſchätze anzuſchauen, folgte Frau von Wolzogen ihrem Gemahl nach Paris und verbrachte daſelbſt die Sommermonate. Sie lebte hier in einem Kreiſe von Diplomaten und Gelehrten, vorzüglich mit dem originellen, geiſteskräftigen Grafen Guſtav von Schlabrendorf und mit einer Schweizerin, Madeleine Schweizer, mit der Wolzogen ſchon während ſeines früheren Aufenthalts in Paris Freundſchaft geſchloſſen hatte. Ihr höchſter Genuß aber waren die aus Italien entführten Antiken, wie denn ihr Sinn namentlich für Werke dieſer Art noch im höchſten Alter offen blieb. Ende September verließ ſie Paris, verweilte aber, ehe ſie nach Weimar zurückkehrte, einige Monate in Ludwigsburg und Stuttgart im Umgange mit Schillers und ihren Freunden, von Hoven, Rapp und Dannecker, deſſen Werkſtatt und Unterhaltung für die von ſo großen Anſchauungen Erfüllte doppelten Reiz haben mochten.

Als Herr von Wolzogen im Herbſt 1803 zum dritten Mal nach Petersburg geſandt wurde, machte ſie mit Schiller und ihrer Schweſter eine Reiſe nach Dresden, wohin jenen das Verlangen zog, ſeinen Freund Körner, der *auch ihr Freund war, zu ſehen*. Auf dem Weinberge

deſſelben verlebten ſie einige frohe Wochen. Schiller, bei dem bewährten Freunde, von der ſchönſten Natur umgeben, in Erinnerung an frühere Zeiten, in dem kleinen Gartenſaale, der Wiege des Don Carlos, war ungemein heiter, und erging ſich in Plänen für künftige Dichtungen. Durch Goethes und Meyers Kunſtanſichten geweckt, genoß er die Schätze des Antiken-Saals und der Mengſiſchen Abgüſſe; und wie mochten; in der Nähe des Dichters, die Eindrücke belebt werden, die Frau von Wolzogen von Paris mitgenommen! Nach Schillers Abreiſe lebte ſie bis in das nächſte Jahr hinein in Dresden, froh des Umgangs mit der Familie Körner, mit dem Grafen Gesler, einem Herrn von Schönberg und mit mehreren bedeutenden Künſtlern.

Im Sommer des Jahres 1804 war die Vermählung des Erbprinzen mit der Großfürſtin Maria vollzogen worden, Herr von Wolzogen kehrte nach Weimar zurück, und lebte in der nächſten Umgebung des jungen fürſtlichen Paares. So zog auch ſeine Gattin die Aufmerkſamkeit der hohen Frau auf ſich, die bald zu beſonderer Huld und Vertrauen führte. Wie rührte es Frau von Wolzogen, da ſie nach dem Tode Carl Auguſts der Zuſtimmung der nunmehrigen Großherzogin zu Einſchränkungen, welche der Großherzog nothwendig gefunden hatte, erwähnte, mit der Bemerkung, daß die an ſo große Verhältniſſe Gewöhnte ſich ſchwer in dieſe kleinen finden möge, und nun *die erhabene* Frau erwiederte, ſie gedenke oft der Worte

Schillers in der ihrer Vermählung gewidmeten Huldigung der Künste:

Wiſſet, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er ſucht es nicht darin.

Verſchönert wurde ihr Leben auch durch den Umgang mit der Prinzeſſin Caroline, der Tochter Carl Auguſts, nachmaligen Erbgroßherzogin von Meklenburg-Schwerin, „dieſem edlen Weſen, geboren, um alles Schöne und Große ſich als die ihm beſtimmte Sphäre anzueignen, der Schülerin Herders, in deren klarem blauen Auge ſich alle Geſtalten des Lebens rein abſpiegelten, dieſer holden Erſcheinung, die ſo früh der Welt entſchwand, *) aber in jedem Herzen, das ſie zu faſſen vermochte, ein unaustilgbares, rührendes Andenken zurückgelaſſen hat, und immer friſch erhalten wird.“ Mit Amalie von Imhoff, deren ſchönes Talent eben aufblühte, war ſie nah verbunden. Die beiden hohen Frauen, die hochgeſinnte Herzogin Luiſe und der Herzogin Mutter Amalia, die Gründerin des geiſtigen Lebens in Weimar, waren ihr wohlgewogen.

Das Wolzogenſche Haus war ein gaſtlicher Mittelpunkt ſowohl für ausgezeichnete Fremde, die nach Weimar kamen, um hier Deutſchland kennen zu lernen, wie Frau von Staël und Benjamin Conſtant, als für die Einheimiſchen. Und wie manche hervorragende Män-

*) *Sie ſtarb im Jahr 1816.*

ner wären hier neben Goethe aufzuführen. Herder freilich, deſſen Schriften Frau von Wolzogen bis in das höchſte Alter mit beſonderer Erbauung las, war ſchon 1803 geſchieden. Aber Wieland hielt ſich noch in ſeiner Sphäre mit Gleichmuth, offen und wohlwollend; der liebenswürdige, heitre, naive Einſiedel; Meyer, der biedere, treue, der Kunſt und ſeinen Freunden hingegebene Schweizer; der Geheime Rath von Voigt, der unter der Laſt ſeiner Geſchäfte den regen Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft erhielt; ſie alle waren Schillers wie ihre Freunde; ſie alle ehrten ihren Gatten. Und wohl verdiente er dies. „Mein Mann," ſagt ſie in der Biographie Schillers, „hatte einen großen Sinn, und ſein Blick auf Welt und Menſchen war hell. Er wollte das Edle und Gute, und der Kreis deſſen, was zu erreichen möglich iſt, lag ihm in beſtimmten Umriſſen vor Augen. Er ahnete die Stürme, die das Vaterland bedrohten. Galliſche Unterjochung war ſeiner wahrhaft freien deutſchen Geſinnung unerträglich; er ſtrebte mit allen Kräften und durch alle Mittel der Politik, die ihm zu Gebote ſtanden, das kleine Land, auf das er zu wirken hatte, vor Unterdrückung und Laſten zu ſchützen; und des Herzogs Geſinnungen begegneten hierin ganz den ſeinigen. Sein Sinn für Kunſt blieb immer rege, ſeine gute Laune, wie Vieles auch war, was ſie ſtörte, kehrte bei Schiller immer wieder. Aus dem Unmuthe, den verdrießliche Dienſtgeſchäfte erzeugten, *flüchtete* er ſich zu ihm, und in originellen Einfällen

machte ſich unſre innere Freiheit Luft. Schiller freute ſich der Wirkung ſeiner Dichtung auf eine ſo klare Vorſtellungskraft und ein durch das Leben erprobtes Gemüth. Die weichen Seelchen, gleich zarten Blumenſtielen, immer bereit, ſich bewegen zu laſſen, und von jedem Anhauch bewegt, bewieſen ihm die Kraft ſeiner Poeſie weit weniger. Er pflegte zu ſagen: Wenn es bei dem durchdringt, da iſt es gewiß tüchtig.“ „So hatten wir,“ ſagt ſie in einer andern Stelle „in innerer Geiſtes- und Lebensfülle ein Paradies um uns, in dem allein der lebendige Schöpfungsquell lauter rinnt. Nichts Feindſeliges war um uns her, keine feindliche Kritik drängte ſich in unſern Kreis.“

Aber „auch das Schöne muß ſterben,“ und ach! oft ſo früh. Schiller, „auf eine Höhe gelangt, wo die Welt in ihrer Größe und Breite vor ihm lag, von der er aufſchaute in den lichten Aether des ewig Guten und Wahren, wo die Schönheit ſtammt, und Liebe ihn anlächelte,“ *) Schiller ſtarb am 9. Mai 1805. Groß war der Schmerz, „aber es war ein Schmerz, der den Geiſt aus den Banden der Erde löſte, und ihn drängte, das Ewige zu umfaſſen.“ **)

Doch auch an die Erde wurde Frau von Wolzogen durch theure Pflichten gefeſſelt, durch Sorge für den oft kränkelnden Gatten und den Sohn; und von der Liebe zu

*) Schillers Leben, Th. II. S. 186.
**) Daſ. S. 278.

der Schweſter, die allezeit groß, jetzt noch inniger wurde, da ſie die Leidende zu tröſten hatte. Das geſchah aus der Fülle des reichſten Herzens, und dieſe Tröſtung dauerte bis an den Tod derjenigen, die ſo Unermeßliches verloren hatte.

In dieſer Zeit der Betrübniß zog auch der Kriegsſturm der bis dahin friedlichen Stätte immer näher. Kaum aus dem Bade Liebenſtein, wohin Frau von Wolzogen ihren Gemahl begleitet hatte, zurückgekehrt, ſah ſie die Greuel des 14. und 15. Octobers 1806. Man hatte ihr, da in der Nähe Weimars einer Schlacht entgegen zu ſehen war, zur Flucht zugeredet: aber ſie wollte den kränkelnden Gatten, der, in Abweſenheit des Herzogs, die Intereſſen des Landes wahren mußte, nicht verlaſſen. Während der Plünderung der Stadt und des Brandes, der die Schrecken vermehrte, weilte ſie auf dem Schloſſe, wo die edle Herzogin Luiſe, mit den Bewohnern der Stadt die Gefahr theilend, allen Bedrängten ein Aſyl gewährte. Ihr Haus erfuhr das Schickſal ſo vieler, der meiſten in Weimar. Aber mehr als perſönliche Noth und Verluſte beugte ſie das Leid des Vaterlandes, wo nun keine Stätte mehr übrig ſchien für die Freiheit des deutſchen Volks und ſeiner Fürſten.

Im nächſten Jahre wurde der Geheime Rath Wolzogen abermals nach Paris geſandt, um an dem neuen Kaiſerhofe die Weimariſchen Angelegenheiten, jedoch ohne *officiellen* Charakter, wahrzunehmen. Im September reiſete

er ab, begleitet von ſeiner Gattin, die zur Erquickung des durch den Jammer der Zeit ſo tief verwundeten Herzens abermals des reichſten Kunſtgenuſſes ſich erfreute und des Umganges mit bedeutenden Menſchen. Im Februar 1808 verließ ſie Paris, ohne den Gatten; aber ſchon im nächſten Monate wurde ſie durch eine ſchwere Krankheit deſſelben dahin zurückgerufen. Er genas, ſo daß beide im Mai Paris verlaſſen konnten. Ein deutſches Herz brachte ſie mit zurück, anſtaunen konnte ſie den mächtigen Kaiſer, aber größer als die Bewunderung war der Groll gegen den, der ihr Vaterland unter ſein Joch gebeugt hatte. Dieſe Empfindung mochte geſteigert werden, als ſie im nächſten Jahre, bei Gelegenheit des Erfurter Congreſſes, den Gewaltigen in ſo glänzender, ihm ſich beugender Umgebung in den Mauern Weimars ſah. Doch wurde damals dieſe Empfindung durch die Gegenwart des geliebten Dalberg beſchwichtigt, deſſen Wort ſie lehrte, daß vaterländiſcher Sinn in den Fürſten Deutſchlands noch nicht erſtorben ſei. *)

Des Gatten Kränkeln wurde immer bedenklicher, mehrere Badereiſen hatten nicht den erwünſchten Erfolg, er ſtarb in Wiesbaden am 17. December 1809, nach langen, ſchmerzlichen Leiden, in den Armen der Gattin, die mit unabläſſiger Sorgfalt ihn bis an ſein Ende gepflegt hatte.

---

*) S. Beilage 5.

Der Menſch iſt ſchon ein bedeutender, der, in einer großen Umgebung lebend, durch ſeine Eigenthümlichkeit mitzählt und ſeinen Werth behauptet: dann aber bewährt er ſich vollends, wenn er na dem Hinſchwinden des großen Elements, von dem er gehoben ward, durch eigne Kraft gehalten, auf ſich ruht, und den innern Schatz durch das aus einer ſchöneren Vergangenheit Gerettete nährt, und, ſelbſt ſchaffend, in ungetrübter Schönheit bewahrt. Zu dieſer Betrachtung veranlaßt uns Carolinens weiteres Leben, welches nun ein äußerlich beſchränkteres und ſtilles ward.

Die ihr übrig gebliebenen Weimariſchen Freunde ließen es an ſich nicht fehlen, ihr dieſes zu erheitern; wie denn auch die entfernten, Wilhelm und Alexander von Humboldt und Dalberg, damals Fürſt-Primas und Großherzog von Frankfurt, durch Wort und That die treue Anhänglichkeit bezeugten.

Und freudig erhob ſich ihr Herz, als im Jahre 1813 Deutſchland aufſtand, um das verhaßte Joch abzuſchütteln. Ihr Sohn, der ſich der Forſtwiſſenſchaft gewidmet hatte, war unter den Erſten, die zur Befreiung des Vaterlandes mitzuwirken begehrten. Die Mutter, obwohl von gleicher Geſinnung beſeelt, litt unſäglich bei dem Gedanken, das einzige, heißgeliebte Kind verlieren zu können. Doch ſiegte das Verlangen des Sohnes und die Begeiſterung für Deutſchland. Ihr Wunſch war, er möge *in öſterreichiſche* Dienſte treten; und ſo ſuchte ſie, un-

ter dem Vorwande, ihrer Geſundheit wegen das Carlsbad gebrauchen zu müſſen, in das Oeſterreichiſche zu kommen. Durch die Ereigniſſe der Zeit wurde ſie nach Prag gedrängt, wo ſich damals die Hauptquartiere der gegen Napoleon Verbündeten befanden, in dem preußiſchen Heere auch ihr Schwager, der nachmalige General von Wolzogen, damals Oberſt, dem ſie den Sohn übergab. Dann reiſete ſie nach Wien, und weilte daſelbſt im Hauſe ihrer geliebteſten Freundin, Caroline von Humboldt, bis nach der Schlacht von Leipzig. Sobald die Rückkehr nach Sachſen und Thüringen möglich war, begab ſie ſich dahin, geängſtet um den Sohn, von dem ſie lange keine Nachricht hatte, die ſie erſt in Weimar erhielt. Er war unter den ſächſiſchen Küraſſiren eingetreten, und auf kurze Zeit ſah ihn die Mutter im Anfang des Jahres 1814 wieder, wo er mit dem ruſſiſch-ſächſiſchen Hauptquartiere in die Niederlande zog. Um dem Sohne, der auch an dem nächſten Feldzuge Theil nahm, näher zu ſein, reiſete ſie im Sommer 1815 an den Rhein. Er hatte glücklich die Gefahren des Krieges beſtanden, in Frankfurt ſahen ſie ſich wieder. Adolf trat nun in preußiſche Militärdienſte, in denen er bis zum Jahre 1821 blieb, wo ſeine Geſundheit ihn dieſe aufzugeben nöthigte. Nun lebte er mit der Mutter meiſt in Weimar, in Bauerbach, oder auf ihrem nahe bei Arnſtadt gelegenen Gute Bösleben. Und hier ſollte der härteſte Schlag ſie treffen, den ſie noch erfahren konnte. Um die Geſundheit des *Sohnes hatte* ſie lange Sorge getra-

gen. In Bösleben, da sie eben Hoffnung für ihn geschöpft hatte, fast vor ihren Augen, verlor er durch einen traurigen Zufall auf der Jagd das Leben, am 10. September 1825, an dem Tage, an dem er vor dreißig Jahren geboren war.

Die ehrwürdige Mutter war zwei Jahre früher von ihr geschieden; die geliebte Schwester starb im Jahre 1826, wenige Tage nach einer glücklichen Operation, der sich die Erblindete in Bonn unterzogen.

Die Welt war Carolinen nun wie verödet. „Alle Freude," schrieb sie an einen Freund, „alle Hoffnung für diese Welt hab' ich in meinem Sohne verloren. Ich litt, was ein menschliches Herz zu leiden vermag; und ohne Hülfe von oben hätte ich verzweifeln müssen." Eine Menge von Blättern ihres Tagebuchs, auch aus der spätesten Zeit, sind Zeugen ihres großen Schmerzes, ihrer Trauer;*) die Zeichen derselben legte sie bis an ihren Tod nicht ab.

Geschärft wurde diese Trauer durch einen Vorwurf, den die zu zärtliche, weiche Mutter in Hinsicht auf die Erziehung des Sohnes sich machte, die nach dem zu frühen Tode des Gatten ihr allein oblag. Adolf war von Haus aus eine edle Natur, voll Verstand und Herzensgüte, und an der Mutter hing er mit einer rührenden Liebe; aber Leidenschaft und Sinnlichkeit hätten eines Zügels bedurft, den die Mutter anzulegen nicht vermochte.

*) Einiges aus diesen Blättern der Trauer in der Beilage 6.

Dieſer Vorwurf iſt es vorzüglich, der ſich durch ihre Tagebücher zieht, der bis an das Ende ihres langen Lebens den Stachel nicht verlor.

In ihrem Tagebuche unter dem 9. Junius 1827 findet ſich Folgendes: „Gott hatte unendlich viel für mich gethan; auch erſchien mir in der bitterſten Noth ſeine Hülfe ſichtlich, wie eine rettende Hand aus den Wolken. Schiller ſagte einmal, meine Geſchichte habe etwas Altteſtamentliches; ſo geführt, ſo gerettet wurde ich. Aber die Lockungen irdiſcher Genüſſe führten mich abwärts; Spitzfindigkeiten des Geiſtes, Wiſſenstrieb, mitunter Spiel der Phantaſie, auch im Höhern, Beſſern, ein Trieb, Alles nach meinem Sinne zu lenken (ich darf ſagen, nach einem hohen Sinne, denn ich wollte nur das Rechte und Gute herrſchend ſehen), verwirrte meine Seele.“ Wir finden darin nur ein Bekenntniß, wie Tauſende edler Menſchen es ablegen mußten. Ein Geiſt, ſo reich, ſo ſtrebend, ſo vielſeitig, konnte nicht frei von Irrungen bleiben. Lange wurde ſie von der Fluth des Glücks getragen; nun war die Ebbe eingetreten. Glücklich ſie, die jetzt in der tiefſten Seele eine Kraft fand, durch die ſie ſich, über das Irdiſche hinaus, in die Region erhob, auf die ihr früheſtes bewußtes Empfinden, dann ihr Streben und Thun in der Welt, wie die reinſten ihrer Genüſſe deuteten. Viele Menſchen haben ſich über den Trümmern ihres Glücks in die Religion geflüchtet, in der chriſtlichen ihr Heil geſucht; *wenige hatten Schätze zu bewahren* wie die ihrigen,

noch wenigere dieſe früher gewonnenen Schätze des Geiſtes, dieſen Sinn für Natur und Kunſt, dieſe Theilnahme an den Menſchen und ihrem Geſchick, dieſe Thätigkeit, wo ſie zu rathen und zu helfen vermochte, in jene Regionen mit hinübergenommen, und in denſelben rein bewahrt. So ward ihr jene „Hülfe von oben“ zu Theil. Und nicht durch einen trüben Schleier hat ſie die Welt angeblickt, ſie liebte die Natur und die Welt in ihrer Schönheit, aber ihr Herz war auf Gott gerichtet, den Urquell des Schönen; und wenn ſie auch den eigentlichen Kern der Frömmigkeit, die Hingebung des eignen Willens, ihres ganzen Seins an das Höhere, nicht in Dogmen kleidete, ſie war im rechten Sinn des Worts eine Chriſtin.

Wie ſchon früher ihr Herz ſich zur Religion der Liebe hinneigte, darauf weiſet eine Stelle ihres Tagebuchs hin vom Jahre 1818: „Nirgends habe ich das unendliche Mitleid, welches zu Zeiten mein Herz erfüllt, ſo ausgeſprochen gefunden, wie ich es empfinde. Alles Leid der Menſchheit ſchlägt an meine Bruſt, und, faſt vergehend in Wehmuth, ſcheine ich mir eins mit dem Geſchlecht. Verzeihung, Verſöhnung, Milde durchdringt mich; die Verbrecher in Ketten und die Verbrecher auf den Thronen, die mit den Rechten der Menſchheit ſpielen, ſcheinen mir gleichen Mitleids werth. Dieſes Mitleid hat eine Art Süßigkeit in ſich, iſt wie ein Hauch des Allerbarmers.“ Das Mitleid aber war in ihr kein unthätiges, kein Hin*geben an* die Süßigkeit, die es mit ſich führte. Niemand

war bereiter als ſie, für Andre, die ihr Intereſſe geweckt hatten, ihren Einfluß zu verwenden, mit Rath und That ihnen beizuſtehn; und dieſe edle Neigung blieb bis in das höchſte Alter. Oft wohl war ſie, bei ihrer Verbindung mit Großen und Einflußreichen, in dem Falle, für Andre zu ſprechen. Ein Blatt, das ſich in ihrem Nachlaſſe findet, iſt zu charakteriſtiſch, als daß wir den Inhalt deſſelben hier nicht aufnehmen ſollten. „Ueber der Rede waltet ein eigner Geiſt, und das Schickſal des Menſchen hängt oft an einem Worte, das, entriſſen oder unwillkürlich, der Lippe entfällt. Wo wirkſam geſprochen werden muß, rufe man Beſonnenheit in ſich auf, und vor Allem wende man ſich zu Gott, daß ſein guter Geiſt über uns walte. Rührend iſt mir die Stelle in der Biographie des Perikles, wo von ihm geſagt wird, daß er nie in den Rath ging, ohne die Götter zuvor zu bitten, ſie mögen gnädig ihn kein unbeſonnenes Wort ſprechen laſſen, nichts, was überflüſſig ſei, nicht für den Gegenſtand paſſend. Daran denkend, ſtieg ich nie, wenn es einem bedeutenden Gegenſtande galt, oder dem Schickſale eines Menſchen, die Stiegen zu einem Fürſten hinan, bevor ich nicht den Geiſt der Wahrheit angerufen, er möge meine Worte lenken.“

Nach dem Tode Adolfs bot die Großherzogin von Weimar der Frau von Wolzogen ihr Gartenhaus in Jena, einſt Griesbachs Garten, zur Wohnung an, welches die hohe Frau in der ihr eignen Zartheit mit allen Bedürfniſſen *hatte verſehen laſſen*; und hier verweilte jene, bis

ſie im Frühjahr 1826 eine beſcheidene Wohnung in der Vorſtadt bezog, in welcher ſie auch, obgleich die fürſtliche Frau ihr in dem eignen Schloſſe Zimmer anbot, bis zu ihrem Tode lebte. Die Nähe von Weimar, deſſen fürſtliche Familie, namentlich die Großherzogin, ihr huldreich zugethan blieb, von wo die Männer der Goetheſchen Zeit, zuletzt noch der Kanzler und Geheime Rath von Müller, gern bei ihr zuſprachen; die Univerſität, aus deren Gliedern ſo mancher gelehrte und geiſtvolle Mann ſich der edlen Frau anſchloß, und auch einzelne Begünſtigte aus der ſtudirenden Jugend, an deren Intereſſen ſie mit eigner unvergänglicher Jugend Theil nahm; die ſchöne Natur Jena's — das Alles machte ihr dieſen Ort werth. Bauerbach war nach Adolfs Tode auf ihren älteſten Schwager, den General von Wolzogen, übergegangen; Bösleben überließ ſie ſpäter dem Fürſten von Rudolſtadt, froh, daß ſie, die jetzt körperlich oft ſchwer Leidende, der Sorgen, die dieſes Beſitzthum ihr machte, los ward, und zufrieden, daß die Aſche ihres Sohnes an der einem Jugendfreunde gehörenden Stätte ruhte.

Sie ſuchte Stille und Zurückgezogenheit, ihr auch deßhalb ein Bedürfniß, weil durch unverſchuldete Unfälle ihr Vermögen gelitten hatte. Was ſie bedurfte, fand ſie in Jena. Eine treue Geſellſchafterin und Freundin, die Tochter eines Landpredigers in der Nähe, begleitete ſie *dahin*. *Wenige* Reiſen, die ſie ſonſt gern und oft unter-

nahm, unterbrachen von nun an die Eingezogenheit ihres Lebens. Sie unternahm dieſelben, um entfernte Freunde, oder die Kinder ihrer Schweſter, an denen ſie mit großer Liebe hing, zu ſehn, um die Natur, deren Genuß ihr immer neu war, zu genießen. Die Sehnſucht das Meer zu ſehen führte ſie im Jahre 1835 nach dem Haag und nach Scheveningen. „Das Anſchauen des heiligen Meeres," ſchrieb ſie damals, „hat mich ſehr belebt. Ja es iſt heilig, denn es macht heilig, und hebt die Seele aus dem Endlichen in das Unendliche, zu dem Erzeuger des Weltalls." Die letzte Reiſe, im Jahre 1843, ging bis Nürnberg.

Ihr verwittwetes, verwaiſtes Daſein ließ erkennen, welche Quelle der Zufriedenheit ein reich gebildeter Geiſt, ein Herz, das auch für Andre ſchlägt, in ſich enthält. Sie ergriff wiederum die Feder, ſchrieb Novellen, und gab dieſe mit früher verfaßten in den Jahren 1826 und 1827 in zwei Bänden heraus. „In meinen Erzählungen," heißt es in einem Briefe, „lebt eine freundliche Vergangenheit, die mir ſelbſt ganz fremd geworden iſt." Bald aber ſchritt ſie zur Ausführung eines Gedankens, den ihre Seele lange gehegt hatte, Schillern ein Denkmal zu ſtiften. Und dies würdig zu vollbringen, war ſie vor Allen befähigt. Die nahe Verwandtſchaft, das vertraute Verhältniß, die gemeinſamen Freunde, und, was mehr als dies Alles, ein Geiſt, fähig den großen Gegenſtand zu faſſen. Zwar ſchrieb ſie einem Freunde: „Seit meinem unermeßlichen *Schmerze hat mein Geiſt* an friſcher Blüthe verlo-

ren," und beſcheiden lehnte ſie ihr Werk an Körners Mittheilungen über Schiller an; aber wer vermißt in ihrem Buche den Hauch eines friſchen Lebens, der lebendigſten Erinnerung, einen Reichthum an Erfahrungen, und ein im hohen Alter noch jugendlich ſchlagendes Herz? Wie wichtig das Buch auch für unſre Kunde von dem Leben der Verfaſſerin iſt, wurde öfters bemerkt. Doch gewann es dieſen Werth abſichtslos. „Ich habe eine wahre Angſt," ſchrieb ſie an einen Freund, deſſen Rath ſie bei Abfaſſung des Buches über dieſes und jenes einholte, „meiner Perſönlichkeit zu vielen Raum zu geben." Das Werk erſchien 1830 und wurde mit dem Beifall aufgenommen, den es in ſo reichem Maße verdient. Im Tagebuche der Verfaſſerin ſteht unter dem 11. December 1830: „Am Ende dieſes Jahres hat mir Gott aus einer Noth geholfen. Das Leben Schillers, welches ich verſprochen hatte, und bei dem mir oft während der Arbeit der Muth ausging, iſt erſchienen; und es ſpricht allgemein die Verſtändigen an."

Und ſchon ging ihr innerer thätiger Geiſt mit einem neuen Werke um. Jene Zeit der Erhebung Deutſchlands hatte einen ſo tiefen Eindruck in ihrer Seele hinterlaſſen, daß ſie den Gedanken faßte, in einem Roman den Geiſt, der damals durch Deutſchland wehte, zu ſchildern. So entſtand die Cordelia.*) „Viel aus den Tiefen meiner

*) 1840 in zwei Bänden. Vergl. die 7. Beilage.

Seele liegt darin," ſchrieb ſie an jenen Freund. Und Niemand von denen, welche die Verfaſſerin kannten, wird zweifeln, daß die Gefühle, welche die hochherzige Cordelia beſeelen, das Eigenthum derjenigen waren, die dieſe ſo ſchön auszuſprechen wußte. „Das volle Intereſſe an der großen deutſchen Zeit," heißt es in jenem Briefe weiter, „iſt mir wieder erwacht; ich kann es feſthalten, der Kleinheit, die darauf folgte, nicht gedenkend; auch hoffend, daß das, was einſt war, nie untergehn, ſondern ſeine Spuren in der Weltgeſchichte zurücklaſſen werde. Auch eine edle Liebe darzuſtellen, liegt mir am Herzen, jetzt, da in unſrer Poeſie ſo graſſe Zwittergeſtalten herrſchen. Ehre und Delicateſſe werden nicht mehr genannt. Man mag mich eine ideale Träumerin ſchelten — genug, mit den häßlichen Seiten der Menſchheit kann ich mich nicht abgeben."

Wer theilnehmend dieſe Mittheilung beherzigt, wird ſich auch der Reflexion freuen, die in dem Buche hervortritt. Dieſe war der Natur der Verfaſſerin gemäß, wie man ſie auch in Agnes von Lilien gewahrt. Schiller, wie ſie ſelbſt erzählte, rief ihr, während ſie an dem Romane arbeitete, zuweilen zu: „Immer mehr Handlung!" Doch, welche Mängel man auch bemerke, immer wird Cordelia als das Werk einer fünfundſiebenzigjährigen Frau Bewunderung erregen. Aber noch war ſie ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit nicht müde. Sie begann einen neuen Roman, die Alma, und gedachte mit ihr „eine Trilogie der *weiblichen Welt*" zu ſchließen. Doch ermat-

tete ſie über der Ausführung, oder ein anderer Wunſch gewann die Oberhand, einen verſtorbenen, vielfach verkannten Freund dem Vaterlande, dem er in minder ſchwierigen Zeiten bei ſeinem Geiſte und redlichen Willen eine Zierde geweſen ſein würde, dem er aber keine Stütze ſein konnte, in ſeinem eigentlichen, geiſtigen und gemüthlichen Werthe darzuſtellen; ſie wollte das Leben des Fürſten Primas von Dalberg beſchreiben. Im Geiſte wurde dieſes Werk verarbeitet; doch hat ſich in ihrem Nachlaſſe nichts Niedergeſchriebenes gefunden. Sie ſah den Fürſten oft und ſtand mit ihm bis an ſeinen Tod in Briefwechſel. Wie er die Freundin hochhielt, geht aus ſeinen Briefen hervor. „Die Briefe Carolinens," ſchreibt er vom 31. Mai 1813, „ſind eine unverſiegbare Quelle von Wonne für mich; ſie ſind Ergießungen des ſchönſten Geiſtes, des reichſten Herzens, aufbewahrt in einem beſondern Käſtchen, das ich mit Recht mein Schmuckkäſtchen nenne." In einem andern, wahrſcheinlich frühern Briefe, heißt es: „Es iſt eine herzliche Freude für mich, Caroline von Wolzogen allgemein geliebt, geſchätzt und geachtet zu ſehn. Wie ſelten iſt es, ſagte geſtern ein Freund, ſo hohe Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens mit ſolchem Wohlwollen, ſolcher Beſcheidenheit vereint zu ſehn! den ruhigen, reinen, ſchönen Blick auf Zeitereigniſſe, auf die Natur, auf menſchliche Verhältniſſe in Erhebung zu Gott! O dieſe harmoniſche Stimmung der *Seele wünſche* ich mir eigen zu machen durch ſchriftliche

und mündliche Mittheilung der Gedanken und Empfindungen an Sie. Der Sturm der Leidenschaften ist im Wesentlichen in mir besiegt durch Erhebung zu Gott, tiefes Nachsinnen, Erfahrungen meines hohen Alters. Aber im Drange so mancher Geschäfte werden doch von Zeit zu Zeit manche heftige Triebe wieder wach. Mir altem Manne predige ich alsdann Ruhe und Gelassenheit; und Ihr schönes Beispiel schwebt mir vor.“*)

Solche Liebe und Verehrung umgab auch die hochbetagte Frau noch in Jena. Durch Wissenschaft und Kunstsinn ausgezeichnete Männer, auch junge Mädchen, versammelten sich gern um sie, lasen ihr vor, und freuten sich ihrer lebhaften Theilnahme an allem Bedeutenden, was die Vorzeit erzeugt hatte, oder der Tag bot. Niemand fühlte sich in ihrer Nähe gedrückt, auch der nicht, der die Überlegenheit ihres Geistes empfand. Durch freundliches Entgegenkommen löste sie dem Schüchternen das Band der Zunge, indem sie die Herzen gewann. Ihre Freude an ernsten Werken der Kunst blieb sich immer gleich, vor Allem ließ sie gern die griechischen Tragödien sich vorlesen, wohl auch in Erinnerung an die Zeit, wo vor sechzig Jahren Schiller sie ihr vorlas. Gern auch horchte sie den Tönen der Musik, besonders der hohen, geistlichen.

Eine Erheiterung war ihr von Zeit zu Zeit eine Fahrt nach Weimar. Sehr bewegt war sie, als die feinfühlende

*) *Andre Briefe Dalbergs an C. v. W.* in der Beilage 8.

Großherzogin sie eines Abends in das festlich erleuchtete Zimmer des Schlosses einführte, welches diese erhabene Fürstin mit Scenen aus Schillers Tragödien hat ausschmücken lassen.

Wie treu Frau von Wolzogen auch in ihrer Frömmigkeit dem Genius ihrer Jugend blieb, erhellt aus den Worten, die sie am 2. Januar 1845 niedergeschrieben: „Ich hatte ein tröstendes Gefühl im Aufleben meiner Geisteskräfte; der Genius hatte mich berührt; alles Niedrige, alle Sorgen fielen von mir ab; Glaube und Hoffnung umgaben mich in den schönsten Bildern der Kunst, und stärkten das ächt menschliche Sein. Das Bild der Athene in den Eumeniden des Aeschylus, als schönstes Ideal, die Gründung des Areopag durch sie, doppelt anklingend in unserer Zeit, wo die Gestaltung der Rechtsverhältnisse kräftig zur Sprache kommt, entzückten mich. — Erhalte mich so in heiliger Natur-Religion, ewige Güte! Aus ihr entspringt die christliche.“ Auch die Thätigkeit, die sie noch zu üben vermochte, blieb frei von aller frömmelnden Färbung; in ihrem Tagebuche sagt die Achtzigjährige: „Die einzige Leidenschaft, die mir geblieben, ist, edle und talentvolle Menschen zu beschützen, und Gemeinheit und Albernheit zu entfernen.“

Vielleicht der letzte, der ihre wohlthätig einwirkende Kraft erfuhr, war Wolfgang von Goethe, der Enkel des Dichters, der, da er kränkelnd sich von den Menschen zurückzog, freudig eingestand, daß ihre herzliche Theilnahme

ſeine Seele hervorlocke, wie das Sonnenlicht die Pflanze. Sie freute ſich an dem unter ihren Augen ſich entfaltenden Talente des jugendlichen Dichters, der vergangene, ſchönere Zeiten zurückrufen mochte, an die ſie ſchmerzlich erinnert wurde, als der von ihr innig geliebte Neffe, Ernſt von Schiller, dahinſchied.

Nach der Herausgabe der Cordelia ward ihr das Denken ſchwerer, ſelbſt zu einem Briefe brauchte ſie längere Zeit, und ſo, wenn auch die Lebhaftigkeit des Geiſtes, die Theilnahme an allem Schönen bei ſo hohen Jahren Verwunderung erregte, nahmen doch die geiſtigen wie die körperlichen Kräfte mehr und mehr ab, bis ſie endlich im September 1846 das Bett nicht mehr verlaſſen konnte. Nun verlor auch die Gegenwart an Intereſſe für ſie, ſie ſprach mit der treuen Pflegerin, die ihr faſt funfzig Jahre lang mit unwandelbarer Treue ihre Dienſte gewidmet hatte, Wilhelmine Schwenke, — ihr Name darf in dieſen Blättern nicht fehlen — faſt nur von Dingen aus der früheſten Vergangenheit. Welche holde Bilder mochten ſie umſchweben! ſie, die den Beſten und Größeſten ihrer Zeit ſo nahe geſtanden hatte. „Sie war,“ ſagt jene Freundin, „eine liebenswürdige Kranke; ſie lag ſo ruhig in ihrem Bette, Alles, was ſie umgab, hatte ein ſo friedliches Anſehn, daß alle, welche ſie beſuchten, ſagten, es ſei erhebend, in dieſem Krankenzimmer zu weilen.“ Doch war ſie noch voll Lebenshoffnung, ſprach von Ausfahren in die freie Natur, *ja ſelbſt von* Reiſen, und wie ſie noch

einige Jahre zu leben und die Biographie des ihr so theuern Dalberg schreiben zu können hoffe.

Groß war die Theilnahme ihrer Freunde, alle empfanden die Größe des bevorstehenden Verlustes. Mehrmals kam die Großherzogin Maria herüber und beugte ihr edles Antlitz tiefbewegt über das Krankenbett. Darnach sann sie darauf, ihr irgend eine Labung zu verschaffen; frühen Morgens kam oft der Bote von Weimar, um etwas zu überbringen, wonach, wie sie erfahren, die Kranke Verlangen trage; der Arzt und Freund derselben, der Geheime Hofrath Kieser, mußte der fürstlichen Frau täglich über den Zustand der Kranken berichten.

Mit dem Anbruche des neuen Jahres ward diese schwächer und schwächer, doch verließ die Besinnung sie nicht. Noch am Morgen ihrer Auflösung, drei Stunden vor dieser, erzählte sie der Freundin, es sei ihr vorgekommen, als sei sie über eine Brücke gegangen, auf der sie eine wunderschöne Aussicht gehabt; es sei aber ein Regenbogen gewesen, die Brücke vom Irdischen zum Himmlischen. Der Tod war sanft, wie das Verlöschen einer Lampe; nur einige, doch nicht heftige Krämpfe des Herzens, wobei sie mit schwacher Stimme sprach: „Hilf, Vater!“ ein leichtes Zucken des Hauptes; dann blieb der Odem aus. Sie entschlief am 11. Januar; in wenigen Wochen würde sie das vierundachtzigste Jahr erfüllt haben.

Am 14. Januar wurde sie bestattet, die Jenäischen *Freunde folgten* dem Sarge in stiller Trauer; mit ihnen

ein Abgeordneter des Hofes. An der Gruft, die, ihrem Willen gemäß, zur Seite ihres vorangegangenen Freundes Knebel gegraben war, ſprach der Geheime Kirchenrath Schwarz es aus, was alle bewegte.*) Nach ihrem Tode fand man die Verordnung: „Ich will ganz einfach begraben ſein. Mein Leichenſtein, am Fuß des Sarges ſtehend, ſoll die Worte enthalten:

Sie irrte, litt, liebte,
verſchied
im Glauben an Chriſtum,
die erbarmende Liebe."

*) S. Beilage 9.

II.

Beilagen

zu dem Leben Carolinens von Wolzogen.

1. Erinnerung aus der Schweiz.

Den 10. Mai betrat ich zuerſt den geliebten, langerſehnten Schweizerboden. Alles erſchien mir ſchöner und herrlicher, wie vom Hauch der Freiheit angeweht, das Grün der Wieſen friſcher, die Bäche klarer; die blühenden Bäume hoben ihr Haupt freier in die Luft. In dem erſten Schweizerdorfe, Jechingen, ſchienen mir ſchon die Phyſiognomien der Bewohner ein Gepräge von Würde und ein Gefühl ihrer glücklichen Exiſtenz zu tragen. Der Weg bis Schaffhauſen geht an waldigen Hügeln durch Wieſen hin, die im Schmuck des Frühlings prangten, nahe bei der Stadt durch Weinberge, die den Reichthum der Schaffhäuſer ausmachen. Die Stadt liegt in einem engen Thale. Es freute mich ſehr, daß man ſo frei, ohne alles Examen in das Thor eingelaſſen ward; ſchon ein Zug ſchweizeriſcher, zutraulicher Sitte, die meinem Herzen nach dem langweiligen Ausfragen in Stuttgart doppelt wohl that.

Der 11. Mai wird mir unvergeßlich ſein; ich ſah das *größte Schauſpiel* der Natur, das je mein Auge erblickte,

den Rheinfall. Unmöglich iſt es ihn zu beſchreiben, ſo treu, ſo lebhaft, ſo in ſeiner ganzen Würde, daß das Bild in eines Menſchen Einbildungskraft ſich darſtellte, und ſein Herz mit der ſeligen Empfindung erfüllte, die ſein Anſchauen erregt. Unmöglich iſt dies ganz zu erreichen bei jedem Schauſpiel der Natur, aber hier wird ſelbſt der Gedanke Verwegenheit. Der Rhein fließt dicht an der ſüdlichen Seite von Schafſhauſen hin; ſein Waſſer hat eine ſchöne grünliche Farbe. Wir gingen zu Fuß nach dem Rheinfall. Nicht weit von der Stadt gehen ſchon die Felſen an, der Weg geht zwiſchen Wieſen und Feldern hin, die Ausſicht iſt durch eine Kette von Bergen, die ſchon zu Zürch gehören, eingeſchränkt. Der erſte Anblick des Falles iſt groß und herrlich, doch erregte er das Staunen, das ich erwartet hatte, nicht in meiner Seele. Je mehr man ſich aber nähert, deſto mehr ſchmilzt jede Kraft der Seele in Bewunderung zuſammen. Ich war ſo trunken von dem herrlichen Anblick, daß ich, als ich eine Viertelſtunde von demſelben weg war, kein deutliches Bild mehr davon in meiner Einbildungskraft hatte. Nach und nach erwachten einzelne Züge, und als ich nach Haus kam, und ein Gemälde des Falles ſah, da ſtand er wieder in aller ſeiner Größe vor meiner Seele. Nur für die, die ihn ſelbſt ſahen, kann ein Gemälde von ihm unterhaltend ſein; ſonſt kann man ſich ſchwerlich durch ein ſolches einen Begriff von der Erhabenheit des Schauſpiels machen. Zwiſchen zwei Hügeln ſtürzen ſich *die gewaltigen* Schaumwogen hinunter.

Der an der Zürcher Seite iſt hoch und ſteil; auf ihm ſteht das Schloß Lauffen, und gegenüber, ganz dicht am Fall, iſt eine Drathzieherei. Gegen drei majeſtätiſche Felſen, die der Wuth der Wellen zu trotzen ſcheinen, und deren graue Scheitel ein Kranz von Laub umzieht, brechen ſich die Wellen. Wir ſollten die Drathzieherei ſehen. So gern ich ſonſt alle Erfindungen der menſchlichen Induſtrie betrachte, ſo ſehr es mich freut, daß Menſchen, meine Brüder, den ganzen Reichthum der Natur zu ihrem Nutzen anwenden, ſelbſt den Metallen Leben einzuhauchen ſcheinen, ſo klein kam mir in dieſem Augenblick alles Andre vor; ein Gebäude der Würmer gegen ein Werk des Ewigen. — Wir gingen um die Krümmung herum, die der Fluß nach dem Falle macht. Gerade dieſem gegenüber ſteht ein Thürmchen, in welchem ein Fiſcher wohnt; die Gegend iſt romantiſch, feierlich, über allen Ausdruck. Die hohen Berge, zwiſchen denen der Rhein herkommt, ziehen ſich zuſammen; man ſieht nur einen Keſſel von Bergen, in der Mitte die Schaumwogen, aus denen die grauen Felſen hervorragen. Der ganze Ort iſt ein Tempel, den der Urheber der Natur ſich ſelbſt erſchuf, in deſſen Heiligthum es mehr als irgendwo dem Menſchen gegeben ward, ſeine Unendlichkeit empfinden zu können. Wir ließen uns nun an die Zürcher Seite überſetzen; in einem kleinen Kahne wiegten uns die grünlichen Wogen. Größere, ſeligere Empfindungen ſtrömten ein aus deinem Anſchauen, Natur, du Schöpferin der *reinſten* Freude, in mein Herz. Wir landeten an dem

ſteilen Felſen, auf dem Lauffen gebaut iſt, gingen auf einem ſchmalen Fußſteige, der ſich um den Fuß deſſelben windet, hin, und betraten einen kleinen, bretternen Vorſprung. Hier, gerade am Fall, trunken, betäubt vom Getöſe, wo die Wogen uns mit fortzureißen drohen, empfindet man die Gewalt und erhabene Schönheit des Schauſpiels in all' ihrer Größe. O ſelige Minuten meines Lebens! noch manche Stunden ſoll mich die Erinnerung an ſie beſeligen. Wir ſtiegen zum Schloß hinan, um aus einem kleinen Häuschen noch einmal den Rheinfall zu ſehn. Es iſt ſchön; aber das Erſtaunen iſt hier nicht ſo lebhaft; man ſieht die Urſache des Schauſpiels, am Fuße des Hügels die Wirkung. Dies iſt der Platz für den, der betrachten will, jener für das Empfinden.

---

2. Aus Briefen Wilhelms von Wolzogen an Caroline von Lengefeld.

Stuttgart, 8. Juli 1783. Sie glauben, daß ich Ihre Moral ungern anhöre; aber ſo feind ich auch den trocknen, untheilnehmenden Moraliſten bin, ſo ſehr liebe ich die Moral, wenn Sie moraliſiren. Sie ſagen, daß Sie zu unwichtig ſeien, als daß Sie das Glück ihrer Freunde machen könnten; in der That, Sie ſind ſehr ungerecht gegen ſich ſelbſt. Sein Sie verſichert, beſte Couſine, daß der, *den Sie Ihrer Freundſchaft* würdigen, eben deßwegen

unmöglich unglücklich ſein kann, daß er glücklich ſein muß. Ich ſchließe von mir auf Andere, und ſchließe gewiß recht.

An dem nemlichen Abend, da Sie an mich ſchrieben, wollte auch ich ſchreiben; allein kaum hatte ich angefangen, ſo tritt ein Erzieher, ein Corporal von der hochlöblichen Garde zu Fuß, herein (er hatte nemlich geſehn, daß ich noch Licht brannte, und alſo noch nicht ſchlief, obgleich es erſt halb Neun war); er ſtellt mir vor, daß es in der Academie Geſetz ſei, um dieſe Zeit zu ſchlafen; dann fragt er: „Was ſchreiben Sie denn da?“ Er nahm das Blatt, ich ſagte, es ſei ein Aufſatz, und ließ es ihn nehmen, weil ich wußte, daß er nicht leſen kann. Doch will er das Anſehen haben, gelehrt zu ſein. Ich bat ihn, das Geſchriebene zu corrigiren, um meinen Spaß zu haben. Der gute Mann hielt es verkehrt in der Hand, ſtellte ſich als ob er läſe, und ſagte mir dann in ſeinem breiten ſchwäbiſchen Dialecte, daß der Aufſatz paſſabel ſei, daß er ihn ein andermal verbeſſern wolle; für jetzt aber ſolle ich mein Licht auslöſchen. Er erſparte mir die Mühe, indem er ſelbſt es that. Mit dem Schreiben war es alſo aus, denn ich hatte keine Gelegenheit wieder Licht zu bekommen. Doch mußte ich dieſen Abend bei Ihnen ſein, ich dämpfte deßwegen das Clavier und ſpielte Ihr Stolbergiſches Lied — ſo oft, ſo oft, daß es jedem Andern läſtig geworden wäre. Dann machte ich eine kleine Reiſe nach Vevay, und kam um zwölf Uhr zurück. Sie können ſich denken, wie *ſehr es mich* freute, daß Sie um eben dieſe Zeit ſchrieben.

15. Sept. 1783. Unſer gnädigſter Herzog und Herr hat noch immer die Gnade, mir fernerhin die Erziehung angedeihen zu laſſen, die für Deutſchland große Männer bilden ſoll. Noch bin ich in der Academie, und man betrachtet mich als ein Beiſpiel der Großmuth des Fürſten. Nun, man kann auch des Guten zu viel thun. Schon vor der Reiſe des Herzogs glaubte ich hinauszukommen; es blieb aber bei'm Glauben. O der großen Herren! Da muß man geduldig werden. Ich habe auch ſo viel Geduld gelernt, daß ich glaube die Tropfen im Genferſee, ohne ungeduldig zu werden, zählen zu können. Nur damit könnte der Herzog Alles wieder gut machen, wenn er mir auf drei Wochen Urlaub nach Vevay gäbe. Nach Vevay — o, gnädige Couſine, daran darf ich nicht denken, ohne tauſendfach zu fühlen, wie hart es iſt, ſich in der Academie jeden Wunſch verſagen zu müſſen, jeden Gedanken an ein entferntes Vergnügen abgeſchnitten zu ſehn.

Es iſt mir faſt nicht möglich weiter zu ſchreiben. Da ſitze ich in der Abtheilung, wo ein Profeſſor das Franzöſiſche lehrt, und da muß ich ganz verſtohlen ſchreiben, denn der Mann nimmt es ſehr übel, wenn man ihm nicht ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſchenkt, und doch belohnt er dies mit ſo ſchlechtem Franzöſiſch, daß viele ſeiner Schüler ſeine Stelle vertreten könnten.

Stuttgart (wo v. W. damals im Baufach angeſtellt war), *12. Mai 1785.* Sie werden jetzt alle die Annehm-

lichkeiten des Frühlings und der Gegend genießen, welche die Natur ihren edlen Freunden aufſchließt und ihnen dadurch neue Heiterkeit, neues Leben ſchafft. Jedes edle Gefühl gewinnt jetzt, auch das göttliche Gefühl der Freundſchaft, das Sie, meine theuerſte Caroline, in ſeiner Würde mich kennen lehrten. Dank, tauſend Dank ſei Ihnen dafür geſagt, daß auch ich jetzt mit nie gefühlter Heiterkeit dieſe Jahreszeit begrüße. Die Menſchheit wird mir in jedem Individuum würdiger, weil Sie mich lehrten, wie man ihre Schwächen mit eben der Geduld ertragen müſſe, mit der wir verlangen, daß ſie die unſrigen ertragen. Ja, meine beſte Freundin, ich muß Ihrer Freundſchaft noch recht würdig werden, muß Ihnen ähnlich handeln. In dieſem wiederkehrenden Frühling ſei das Gelübde gethan, daß ich eben ſo menſchenfreundlich, eben ſo herablaſſend gegen geringere Talente, eben ſo gefällig und gut zu werden ſtreben will, wie Sie es ſind; und ich bin verſichert, meine Freundin, die jede Gelegenheit, wo ſie Gutes wirken kann, mit Freude begrüßt, wird mich in Erfüllung dieſes Gelübdes unterſtützen.

Stuttgart, 28. Jan. 1787. So ſehr es uns ſchmerzt, ein Ideal, das wir in unſerm Kopfe gefaßt haben, aufgeben zu müſſen, ſo viel Vergnügen macht es uns, wenn wir unſre Vorſtellung beſtätigt ſehen. Dies iſt bei mir der Fall in Bezug auf meine Freundin. Ich habe wiederum *Gelegenheit gehabt*, Ihr vortreffliches Herz, Ihren ganz

vorzüglichen Verſtand, Ihren ausgebildeten, feſten Charakter zu bewundern, durch welche Eigenſchaften Sie ſich über Tauſende Ihres Geſchlechts erheben. — Sie fragen mich auf die gütigſte Art von der Welt, wer mein Vertrauen mehr verdiene als Sie? und ich beantworte Ihnen dieſe Frage durch eine andre: wer es mehr hat als Sie? Unter den vielen Tauſenden von Menſchen, die ich in meinem Leben geſehen und gekannt habe, mit denen ich umgegangen bin, ſind Sie die einzige Perſon, in deren Freundſchaft ich ſo glücklich, ſo ruhig bin, daß der Gedanke daran allen frohen Empfindungen den Weg öffnet, und dadurch mein Herz ſo mittheilend macht, als es ſonſt verſchloſſen iſt. Ich kann der Vorſehung nicht genug danken, die uns eben in einem Zeitpunkte zuſammenführte, wo ich ſchon die Fähigkeit hatte, das Vortreffliche zu ſchätzen. Früher würde ich zu leichtſinnig geweſen ſein, ſpäter zu viel Zeit verloren haben.

Es iſt ſonderbar, dies iſt der einzige Fall, wo ich bei einer neuen Bekanntſchaft den Gang meiner Ideen verfolgen, wo ich ſogar die Minute, den Ort angeben kann, wo es mir ganz deutlich ward, daß Sie unter allen Menſchen diejenige wären, die ich als Ideal ſchon lange ſuchte, und nie finden konnte. Als ich Sie zuerſt ſah, berührte ich jede Saite in mir, und zu jeder tönte mir aus Ihrer Seele Harmonie entgegen. Wir trennten uns, und plötzlich trat das Reſultat meines Forſchens mir ſo ſtark entgegen, daß ich von dem Augenblicke an Ihnen ganz gehörte. Den Anlaß, Ihnen *dies zu ſchreiben*, giebt der Ort, wo dieſes

Gefühl ſich entſcheidend äußerte, ich betrat ihn eben, da ich an der Academie vorbeiging; immer halte ich mich an dieſem Orte mit einem eignen Vergnügen auf.*)

Meiningen, 12. Auguſt 1788. (Nach dem Tode der Mutter.) Ich wußte wohl, daß Caroline mir Ihre ganze Theilnahme ſchenken würde, und daß mir es an keinem Orte der Welt mehr wohl ſein würde nach einem ſo heftigen Sturme als bei Dir, Liebſte, Beſte. Aber ich muß ſie entbehren dieſe Ruhe, und muß es bei dem Abſchiede laſſen, der mir ſo ſchwer aufliegt, und der ſich mir wieder ſo lebhaft aufdrängt, daß ich noch einmal weine. Lebe wohl, Caroline, Freundin, innigſte Freundin meines Herzens, lebe wohl! Mit unbegreiflicher Wehmuth ſage ich Dir lebe wohl. Du biſt glücklich, denn dieſes Lebewohl fühlſt Du nicht.

Ich bin geſtört in der Stimmung, in die ich mich verſetzt hatte, die auch Du billigteſt; doch werde ich bald ruhig werden, wenn meine allzuſtraff angeſpannten Nerven nachgeben und ich ermatte.

Iſt es Schillern keine zu große Aufopferung, ſo mach,

---

*) Gegen das Ende dieſes Briefes heißt es: „Eine Neuigkeit, die Sie intereſſiren wird. Schubart iſt frei; die Herzogin ſelbſt hat es ihm angekündigt. Er iſt als Theater-Director und Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften in Stuttgart angeſtellt. Wie lange es aber halten wird, iſt nicht zu errathen. Schubart iſt nicht Meiſter ſeiner ſelbſt, hat niedrige Leidenſchaften, und iſt zu ſchreibſelig, als daß er nicht wieder raiſonniren ſollte; was in Würtemberg *noch* weniger thunlich iſt als in Venedig."

daß er ſogleich herkomme. Er braucht nichts; ich werde für Alles ſorgen. Gieb ihm, was er verlangt. Doch ſage ihm nichts davon, er iſt delicat. Schreibe mir viel durch ihn. Lebe wohl.

Paris, 23. Juli 1789. Nur um Dir, meine liebe Freundin, zu ſagen, daß ich noch lebe und Dich, wie immer, von ganzem Herzen verehre, ſchreibe ich dieſe paar Zeilen. Die Umſtände erlauben mir vorerſt nicht, ausführliche Nachricht zu geben. Vorſicht und Klugheit ſind ſehr nöthig. Nur das kann ich Dir ſagen, daß zur Ehre der Menſchheit die Baſtille nicht mehr iſt; in wenigen Wochen wird man ganz und gar auf der Stätte, wo ſie ſtand, einhergehn.

Uebrigens habe ich noch die nemlichen Geſinnungen, die ich in meinen früheren Briefen aus Paris zu erkennen gab, ich bin vielmehr noch darin beſtärkt worden. Ob ich nun glücklich bin? kannſt Du beurtheilen.

---

22. Oct. 1790. Nie fühle ich mehr, was Du mir biſt, wie feſt und warm meine ganze Seele an Dir hängt, als dann, wenn ich glücklich bin. Mein Weſen ſcheint dann aus dem Staube ſich zu erheben und ſich würdig zu machen, Dein Bild rein und edel, wie Du ſelbſt biſt, aufzufaſſen und in meine Seele überzutragen. Alle gute, ſelige Empfindungen drängen ſich dann zu, und theilen unter ſich den Triumph der Tugend und der Freundſchaft.

---

3. An Adolf,

zu Erinnerung an ſeine Aeltern in Bauerbach geſchrieben, 18. Juni 1812.

Ich lebte ſchöne Tage hier mit Deinem Vater, mein Adolf, und mir, der Einſamen und Verlaſſenen, bleibt das Andenken an ſie heilig.

Nach einer ſtürmiſchen Zeit, da ich meine früheren Verhältniſſe aufgelöſt, in der mir Dein Vater Beweiſe des innigſten Vertrauens und der reinſten Freundſchaft gab, die ein Menſch dem andern geben kann, umfing uns hier Einſamkeit, Ruhe und Sicherheit im vereinten Leben. Am Ende Septembers kamen wir hier an; am folgenden Tage ließen wir uns in der kleinen Kirche trauen. Am nächſten ließen wir die Bauern tanzen, und ich ging mit Deinem Vater nach dem Wirthshauſe. Die Freude und Munterkeit der Landleute, das Gefühl, für immer ungetrennt leben zu können, bewegte unſre Bruſt. Als ich mit Deinem Vater in dieſes ſtille Stübchen trat, ſetzte er ſich dort auf das Sopha, und weinte vor Freude an meinem Buſen. „Es muß mir ein Unglück begegnen, denn ich bin zu glücklich," ſagte er, groß und tief, wie er in allen ſeinen Gefühlen war.

Glückliche Zeiten folgten. Dein Vater, in viele geheime und mannichfaltige Geſchäfte verwickelt, zog ſich mit Geiſt und Anſehn aus denſelben. Sein deutſcher Patriotismus legte ſie ihm an das Herz. Er ſah von weitem den Strom anſchwellen, der uns überſchwemmte.

Meine ganz zerrüttete Gesundheit erholte sich in Ruhe und Liebe. Du wurdest geboren, und ich sah in Dir ein neues und schöneres Leben.

Alles, was Dein Vater für größere Verhältnisse that, war heilbringend; aber unser Vermögen klein. Dein Vater opferte sich für uns auf. Um uns wohlhabend zu machen, ertrug er das rauhe Klima Rußlands und die schwierigen Hofverhältnisse. Doppelte Pflicht ist es für uns, mit dem Erworbenen gut hauszuhalten, da es Deinem Vater so große Anstrengung kostete.

---

4. W. v. Wolzogen an den Freih. v. Truchseß.

Lieber Freund. Im Begriff, eine weite Reise anzutreten, denke ich an das Loos meiner Familie, wenn ich nicht wiederkehren sollte. Wer soll ihr Rathgeber, wer ihr Führer sein? frage ich mich. — Ein gerader, offener, fester Mann, mit gesundem Menschenverstand, der, über die kleinen, ängstigenden Sorgen des Lebens erhaben, der Natur und Wahrheit Freund bleibt. Wie selten sind diese Männer! Wo findet man sie? — In Ihnen, lieber Truchseß, lernte ich den Mann kennen, dem ich das mit Zuversicht anvertrauen kann, was mir hier so unendlich lieb und werth ist. Meine Frau, einer der schönsten Charaktere, die ich im Leben angetroffen — so viel Geist, mit so unendlich großer Sanftmuth; so viel herzliche Liebe, mit solchem *Drang nach hohen* Gegenständen; so unbe-

greiflich einfach, und doch ſo viel umfaſſend; eine gute Hausfrau, eine zärtliche Mutter, und doch Schöpferin von Welten, die ihre ſchöne Phantaſie in ſolcher Harmonie ordnet. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, lieber Freund, wie unendlich glücklich ich die Jahre war, die ich mit dieſer ausgezeichneten Frau verlebte. Das Schickſal reißt mich von ihrer Seite, aber nur Vernichtung, die gewiß nicht ſtatt hat, könnte mich von ihrem Herzen reißen. — Mein kleiner Sohn — armes, gutes Kind! Deine gute Mutter wird Dich bilden; mein Freund Truchſeß wird Dein Rathgeber, Dein zweiter Vater ſein. Das Kind hat viele gute Anlagen; beſonders finde ich in ihm Spuren einer ſchönen Phantaſie, die denn doch allein der wahre Götterfunken in uns iſt. Mein Wunſch iſt, daß man bei ſeiner Bildung beſonders ſorge, ihm Kenntniſſe zu verſchaffen, nicht, damit er den Ruf eines Gelehrten gewinne, ſondern, daß er das Gute auffinden und erkennen lerne, daß man ſorge, daß er Charakter bekomme, damit er das Gute, welches er als wahr erfunden, auch durchführe, damit er gerade, jedoch mit Feinheit, durch die Welt gehe. Mechaniſche Fertigkeiten ſind in unſerm Zeitalter unentbehrlich, hiezu kann man einem jungen Menſchen nicht früh genug verhelfen. Ein Handwerk, welches den Körper ſtärkt, und ein gewiſſes Brot verſchafft, ſollte billig in dem Plane, den man für das künftige Glück ſeiner Kinder macht, mit in Anſchlag kommen.

Lieber Truchſeß, werden Sie mir die Bitte, Vormund

meines Kindes zu ſein, abſchlagen? Nein, dafür bürgt mir Ihr großes, menſchenfreundliches Herz.

---

5. Bei Räumung des Hauſes in Weimar.

Viel Schönes und Gutes habe ich in den Zimmern erlebt, die in kurzem zerſtört werden ſollen. Ewige Güte, war ich immer dankbar genug? — Die Gegenwart wird durch Leidenſchaft getrübt, oder ſie löſt ſich im berechnenden Verſtande auf. Die Vergangenheit liegt in reinen Umriſſen da, wie vor einem heitern Abendhimmel die Formen ſich reiner zeichnen.

Wo mein Bett ſteht, mit der Ausſicht auf Bäume und das Schloß, ſtand mein Sopha, als bei der Kaiſer-Verſammlung im October 1808 mein theurer Dalberg in meinem Hauſe wohnte. Kindlich offen, liebend, ſprach der edle Menſch über ſein Leben und die Zeit. Der böſe Geiſt der Gewalt hatte Deutſchland umſtrickt; ſein edles Herz fühlte das tief. Wie unrichtig nannte man ihn ſeinen Anhänger! Er war ein Fürſt ächt deutſcher Geſinnung. Aber ſeine weiche Seele wollte Leiden mindern, mit jedem Opfer ſeiner Perſönlichkeit. Schon hatte dies der Geiſt des Argen eingeſehn; er zeigte ihm ſtarre Kälte.

Ach, wie gern hätte er in einſamem Privatleben ſich mit liebenden Menſchen umgeben, Wiſſen und Kunſt übend und fördernd! — Ich kannte ſeine Seele, er kannte meine Verehrung. Außer meinen Mann und Sohn hätte ich ihm Alles *geopfert.*

Er klagte über die Vergrößerungsſucht der Fürſten; man hatte ihm Anträge gemacht zu Landabtretungen und Geld. Es wäre ehrlos, erwiederte Dalberg, die mir anvertrauten Länder zu verhandeln; wollte ich dieſen Antrag bekannt machen — der Antragende ſtände als ein Reichsverräther da. N'est ce pas que la réponse étoit bonne, que je devois lui faire? fragte er mit trübem Blick, der meines Beifalls ſich freute.

Bei'm erſten Auftreten Napoleons in Mainz, wo er als Sieger erſchien, und Dalberg mit dem edlen Markgrafen von Baden ihn um Schonung ihrer Länder glaubten anſprechen zu müſſen, zeigte der Kaiſer ſolche Luſt, Deutſchland zu vernichten, daß, als er ſich zurückzog, beide Fürſten mit Thränen in den Augen ſich in die Arme fielen.

Dalberg iſt aus Mangel an Egoismus zu Grunde gegangen; aus Furcht Andern zu ſchaden opferte er ſeine Ehre. *)

6. Der Tod des Sohnes.

Aus dem Tagebuche.

Weimar, 24. Mai 1826. An dem Schreibtiſch, wo ich einſt leicht und fröhlich die Blumen der Dichtkunſt

*) Man vergleiche das Wort Dalbergs, das in einer Anmerkung zum 13. Capitel des 2. Theils der Cordelia aufbewahrt iſt.

pflückte und ſtreute, als vier liebe Augen auf mich ſchauten, und mir ein neues Leben in dem deinigen aufging, geliebtes Kind, hier ſitzt die Einſame, Verödete, in herbem Schmerz Untergegangene. O du milder Tröſter der armen und leidenden Menſchen! ſende mir den Troſt aus der andern Welt, daß ſie ſind, für mich ſind, liebend, verzeihend auf mich niederſchauen. Ziehe uns alle in den Schooß deiner Erbarmung!

Schiller ſagte von meinem Adolf, da er acht Jahr alt war, oder noch früher: „Der Junge hat eine herrliche Natur; es geſchieht Alles, was er will, und doch iſt er gut.“

Am 18. April 1827 kam ich in Bösleben an. Als ich von fern den Platz ſah, wo der unglückliche Schuß meinem Adolf den Tod brachte, die Umgegend, den Thurm von Willersleben, den letzten Gegenſtand, den mein Geliebter im Auge gehabt, ſah ich auf dem grauen Himmel die Farben des Regenbogens. Das tröſtete mich wunderbar. Immer iſt mir der Bogen des Friedens rührend; er ſchwebte tröſtend über der Gegend, wo ich alles irdiſche Glück verlor. Ich danke dir, Vater der Natur! — O, iſt es vielleicht den Abgeſchiedenen vergönnt, in den Elementen die Trauernden zu tröſten? — Mein geliebtes Kind! ach, du wünſcheſt mich zu tröſten, wo du auch ſein magſt. Gott erhalte das geiſtige Band, das uns verknüpft, mache es mir immer lebendiger, fühlbarer, der Armen, Verlaſ-

senen! — O mein Gott, vereinige uns wieder in Licht und Liebe!

Sein Andenken ist mir geistiger geworden. Mein Schmerz trägt mich empor in den blauen Aether, zum Vater.

---

21. Juli 1827. O mein Gott, gieb mir ein Gefühl deiner Nähe in meinem bittern Schmerze! Wie verödet ist Alles um mich! wie war Alles voll Hoffnung, als deine Augen, geliebtes Kind, dem Lichte offen waren! Das Licht ist auf Erden verloschen; nur das von oben kann auf mich herniederleuchten.

---

22. Juli. Traget die kleinen Schwächen derer, die mit euch wandeln, mit Geduld und Ruhe. Liegen sie unter der Erde, dann scheinen es nur Fliegen-Flecken auf einem guten Gemälde. Der momentane Drang des Lebens verwirrt uns und sie. Das Streben nach dem Ewigen immer fest in Gemüth und Sinn halten, das allein läutert von irdischen Schwächen.

---

9. September 1828. Heute vor drei Jahren legte ich mich zum letzten Mal mit Lebenshoffnungen nieder. O mein Gott! daß du mich im unsäglichsten Jammer bei Sinnen erhieltest, war Gnade, Gnade. Erbarme dich unser!

Ende April 1830. Der letzte Monat, wo mein Adolf mit ganz klarem Sinne mir die Hoffnung auf wiederkehrende Heiterkeit gab, ist mir immer der liebste. Das Jahr

1829 verging mir in einer dringenden Arbeit des Geiſtes.*) Jetzt kann ich wieder ganz meinem Schmerze leben.

Weimar, 11. Julius 1832. Zum erſten Mal nach Goethe's Tode hier. Auch er nahm ſo innigen Antheil an meinem unermeßlichen Schmerze um mein Kind; ich liebte ihn ſeitdem noch mehr, und es war mir tröſtend, ihn zu ſehen. Welche ungeheure Leere erzeugt ſein Verſcheiden!

Im Gefühl herannahender Altersſchwäche, wie noch nie, ſcheint mir eine Nebelhülle über Allem zu liegen; eine Art ſtumpfen Empfindens iſt in mir. Nur Lichtblicke der Liebe treffen mich zu Zeiten in der Erinnerung an meinen Adolf; ſein Bild ſteht vor Allem.

Auf der Reiſe, 7. October 1835. Laß mich mild in deinem Sinne wirken, mein Heiland, Allerbarmender! Du thateſt ſo viel für mich. Ich Unglückliche verſtand deinen Wink nicht. Hingeben ſollt' ich mich, ein Opfer bringen aller Eigenheit, nach der Erfahrung ſo unendlicher Güte, die, wie eine Hand aus der Wolke, mich rettend hielt.

---

7. Cordelia.

18. October 1831. Der Roman, mit dem ich mich beſchäftige, greift in die große deutſche Zeit des Jahres 1813 ein. Durch Blicke in meines Adolfs Herz und Le-

*) *Sie ſchrieb damals* Schillers Leben.

ben, in ſeine Verbindungen weiß ich viel von dem edlen Streben, welches damals herrſchte, und meines Mannes große Weltanſicht leitete mich. Da mir das freie Ausſprechen meiner Individualität — ohne dies könnte ich nichts ſchreiben — im Leben ſo gelang, daß es mir die beſten Gemüther gewann, ſo denke ich, dies wird auch im Publicum anſchlagen. Lebe ich fort, ſo werde ich den Roman ausarbeiten.

25. Januar 1835. Viel aus den Tiefen meiner Seele liegt in dem Roman, und in meinen Edgar bin ich ſelbſt verliebt; Turn iſt ein Charakter, halb aus der Natur gegriffen.

20. Februar 1835. Was das Uebermaß der Reflexion betrifft, werde ich mich hüten. Die Hauptklippe der Exiſtenz der Weiber, daß die Armen bei der Heirath, woran doch ihr ganzes Lebensglück hängt, meiſt blind zutappen, und daß eine Uebergeſchäftigkeit, mit der man in ein fremdes Schickſal eingreift, immer nachtheilig wirkt, denke ich ſicher darzuſtellen.

7. November 1837. Die politiſchen Conjuncturen geniren etwas im Abfaſſen des Romans. Immer bleibt die Zeit, in die er fällt, unſre große deutſche Zeit, der ich nichts vergeben kann. Doch muß auch alles den alten, ſo billigen Haß Nährende entfernt bleiben. Verſöhnung, die jetzt allein heilbringende, muß angedeutet werden.

1. Mai 1838. Jeder Deutſchgeſinnte muß mit der *Haupttendenz des Romans* einverſtanden ſein, und red-

liche Franzoſen mit Verſtand müſſen dies auch einſehn. Um Parteiweſen hat man ſich nicht zu bekümmern. Wie viel an eigentlicher, ganz ausgeführter Compoſition mangelt, fühle ich ſehr. Wollte ich es ſelbſt ganz für mich gut machen, dann würde ich nie fertig. Doch wo iſt ein Roman, der hierin ganz genügte, außer dem Tom Jones? Daß ich mich meinen eignen Empfindungen oft zu ſehr überlaſſe, iſt wohl ein Fehler; vielleicht zieht dies auch manches Herz an mich. Den großen und ewigen Geſetzen der Wahrheit, Liebe und Schönheit nicht untreu zu werden, iſt mein innigſtes Streben; und ich rufe Gott an, daß er mich bei dieſer Darſtellung leite. Alſo nichts Vollendetes, aber etwas, was das Gute anregt und belebt, hoffe ich als Reſultat. Neben den neuen Romanen voll zerriſſener und verkehrter Menſchheit wird, denk' ich, mein einfacher Rechts- und Liebesſinn die Guten anziehen.

14. October 1838. Mein Roman ſoll das große Weltleben und das Familienleben in ihrer Wechſelwirkung auf einander darſtellen.

3. Februar 1841. Eine große Freude machte mir vor einigen Wochen ein Brief Alexanders von Humboldt. Er hat die Cordelia geleſen, und ſo herzlich warm gefühlt, und ſo in Alles eingehend, über jeden Charakter ſpricht er ſich aus. Daß es mich innig rührt und erfreut, von einem ſolchen Geiſte, vor dem die ganze große Natur liegt, verſtanden und empfunden zu werden, iſt wohl na-

türlich. Das ſchönſte Lob iſt, daß er beklagt, daß ſein Bruder nicht noch die Cordelia geleſen habe.

---

8. Briefe Dalbergs.

Mit unausſprechlicher Wonne las ich Ihren Brief und Ihr ſchönes Lied, edle, vortreffliche Freundin! Auf Schwingen der lieblichſten Phantaſie erhebt ſich Carolinens Geiſt, und malt mit Sonnengluth, was ihr reines, theilnehmendes Herz ſo zart und innig empfindet. O könnt' ich Erwartungen erfüllen, die der Geiſt meiner Freundin ſo wohlwollend ahnet! Die Natur hat die Gegend um den Bodenſee ſo reich und ſchön geſchmückt; o wäre es mir vergönnt, durch Veredlung der Bewohner den Werth dieſer Gegend auch im Sittlichen und Geiſtigen zu erhöhen! Ich freue mich herzlich der häuslichen Glückſeligkeit, die Sie als Gattin und Mutter genießen, und bin mit aufrichtiger Freundſchaft und Verehrung

Conſtanz, 11. Juni 1796.

Carl Dalberg.

Aus Ihrer wohlthätigen Hand, verehrte Freundin, wird der würdige Mann ſeine Berufung erhalten. Mein Wunſch iſt, ſeinem trefflichen Geiſte einen ſchönen Wirkungskreis zu bieten. Ich bin mit innigſter Verehrung Ihr treuer, dankbarer Freund

Aſchaffenburg, 17. März 1812. C. D.

In dieſer Woche hatte ich auf drei Tage den Beſuch eines berühmten, mächtigen Mannes, der jetzt ſehr viel für das Wohl meiner guten Landesbewohner vermag. Seine Gemahlin begleitete ihn hierher, eine junge Frau von ſeltner Schönheit, anmuthvollem Geiſt, tugendhaftem, theilnehmendem Gemüth, und einer Beſcheidenheit, die an Demuth grenzt. In der Wonne ihres Umgangs war ich anfangs wie berauſcht; aber zerſtreut in meinen Berufsgeſchäften, erkaltet in meinen Andachtsübungen, fand ich mich wieder in jener unſtäten Gemüthsſtimmung, welche die kraftvollſten Jahre meines Lebens verbittert, und ſo manches Mal verunſtaltet hat. Schon fühlte ich die Ruhe meiner Seele entweichen. So wahr iſt es, daß in meinem Greiſenalter weder ſinnliche Reizbarkeit mich verlaſſen, noch die Zauberkraft blendender Phantaſie auf mich zu wirken aufgehört hat. Erſt ſeit einem Jahre gerettet aus ſtürmiſcher Leidenſchaft, gelandet im Hafen innerer Beruhigung, war mir Gemüthsruhe gegönnt. Ich finde ſie nirgends als im Element meiner Einſamkeit, in Gebet und Arbeit, in anhaltender, wohlthätiger Beſchäftigung. Die ſind mir Alles; nichts könnte mir dieſen Verluſt erſetzen. Wer mein aufrichtiger Freund iſt, wünſcht niemals, mich darin zu ſtören.

Das ſchöne, reine Verhältniß unſrer Freundſchaft, vortreffliche Frau, bleibt mir in ſeiner Wärme. Jedesmal freue ich mich auf den Tag, an welchem ich Empfindun-

gen meines Herzens, Ansichten meines Geistes in Briefen an Caroline Wolzogen ergießen kann.

Aschaffenburg, 12. Juni 1813.

Ihre Theilnahme hat mich gerührt, Ihre schöne Seele bleibt sich immer gleich. Zu meinen Selbstbekenntnissen ist die Zeit noch nicht reif. Sie werden erfolgen, wenn ich Andern nicht dadurch schade. Ich bin arm geworden, weiß mich aber zu beschränken, und lebe thätig und im Innern beruhigt, weil ich täglich als Bischof Gutes wirke. In Regensburg, dem Sitz meines Erzbisthums, werde ich wohnen.

Constanz, 27. Juni 1814.

Ihr seelenvoller Brief vom 21. Juli hat mich herzlich erfreut, Ihre Theilnahme an meinem Schicksal ist Zierde und Wonne meines Lebens. Bei meiner Gemüthsruhe — Folge meines Bewußtseins, welches rein ist — entsagt mein noch immer reger Geist doch nicht der Hoffnung, zu dem gegenwärtigen und künftigen Wohl der Menschheit mitwirken zu können; wenigstens einigermaßen. Der Zeitgeist hat meine Thatkraft vernichtet; aber die Kraft des Worts bleibt mir. Vielleicht wird es zuweilen wirksam sein, wenn es sich mit herzlichem Wohlwollen, reiner Wahrheitsliebe, lebhafter Empfindung zu rechter Zeit hören läßt.

Gewiß liegen in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen

herrliche Elemente für Nationalität, liberale Formen und wahre Freiheit, wie Sie, verehrte Freundin, ſehr richtig bemerken. Dem göttlichen Willen, der das Schwert gelenkt hat, und bei den bevorſtehenden Verhandlungen die Feder leiten wird, bin ich unbegrenzt ergeben.

Alexander, als rächender Erzengel dargeſtellt, iſt ein großer, erhebender Anblick.

Seit meinem erlittenen Schiffbruch war und bin ich pflichtmäßig beſchäftigt, die Gefährten meines Unglücks, Geſchäftsleute, Penſioniſten u. ſ. w. zu retten. Der Zweck iſt großentheils erreicht, und noch hoffe ich den Faden eigner wohlwollender Wirkſamkeit bald wieder ergreifen zu können.

Sie, theuerſte Freundin, werden die Retterin meines gekränkten Rufes ſein; ſollte es auch nach meinem Tode geſchehen; jetzt iſt die Zeit nicht, davon zu ſprechen.

Ich bin herzlich erfreut, daß Sie von dem Prinzen Eugen eben ſo denken wie ich.

Herrn Laharpe ſchätze ich ſehr, ohne ihn perſönlich zu kennen. Er war Fürſprecher der biedern Schweizer bei dem großmüthigen Monarchen. Den Schweizern bin ich ſeit vielen Jahren herzlich ergeben. Graf Neſſelrode iſt mein Zögling und Freund, und hat mir ſeine Freundſchaft bewieſen.

Carolinens von Humboldt treffliches Herz verdient es

wohl, eine ſo treue Freundin zu haben. Gott erhalte beide Freundinnen!

31. Juli 1814.

Ich bin mir ſelbſt recht gram, daß mein Glückwunſch für meine innigſt verehrte Freundin Caroline erſt jetzt dem ihrigen, dieſem ſo herzlichen Wunſche, nachhinkt. Zerſtreuter Menſch, der ich bin! — Harmoniſch hätte mein Glückwunſch mit dem ihrigen ſich zugleich ergießen ſollen. O daß mein guter Genius mir das nicht eingegeben hat!

Unſer genialiſcher herrlicher Goethe und der biedere Senator Steitz ſind bis jetzt die einzigen Frankfurter, deren Antheil an meinem Schickſal mir bekannt geworden iſt. Indeß, ſo lange ich lebe, wird es mich freuen, daß ich durch Demolirung der Frankfurter Feſtungswerke der guten Stadt die Belagerung erſpart habe. Nach der Leipziger Schlacht wäre ſie unvermeidlich geworden, war Frankfurt noch feſter, geſchloſſener Ort. Danken Sie dem vortrefflichen Manne für ſein Andenken.

Mein Schickſal wird wahrſcheinlich bald, und hoffentlich gut entſchieden werden. Wohl mir, daß ich in den Unterhandlungen keine treuen Angehörigen, keinen biedern Freund, keine Rechte, keine meiner Pflichten meinem Privatvortheil aufopfere! Was ich vom Schiffbruch zwiſchen Haifiſchen der Raubſucht und Klippen des Parteigeiſtes rette, gehöre meinen Freunden.

Mörsburg, 24. Nov. 1814.

Tief hat mich die ſchöne Ergießung Ihres Herzens am 8. Februar gerührt. Kein Moment iſt beſeligender als der der Vereinigung harmoniſch geſtimmter Seelen in reiner Empfindung. Ich empfand dieſe Wahrheit, als ich abermals an meinem Geburtstage das Schickſal meines Lebens überdachte. Eine der ſchönſten Zierden meines ganzen Lebens iſt, daß die Vorſehung mir das Glück, Ihr Herz, verehrte Freundin, zu gewinnen, gönnte.

Das holde Wohlwollen dieſes edlen Herzens konnte mir weder Unglück, noch Haß der Menſchen, noch Verläumdung, noch eigne frühere Fehltritte rauben. Verſchwunden war mein Ruhm, vernichtet waren die Früchte vieljährigen Beſtrebens, der Boden, auf dem ich ſtand, ſank unter mir ein; dennoch blieb mir die Gunſt meiner verehrten Freundin. Verſchwiſtert waren und bleiben nun einmal unſre Gemüther in einem für mich ſo glücklichen, von mir leider! ſo wenig verdienten Einklang beider Seelen.

Holde Theilnahme meiner verehrten Freundin, mein inniges, reges Dankgefühl werden den Abend meiner Tage verſchönern, werden das Band unſrer Freundſchaft feſter und feſter knüpfen.

18. Febr. 1815.

Mein Loos iſt von dem Congreß geworfen, und vortheilhafter, als früher zu vermuthen war. Anfangs war die Frage *von einer jährlichen* Anweiſung auf 80000 Fl.,

nun ſind 100000 beſtimmt worden. Jeder unparteiiſche Deutſche hat Urſach ſich zu freuen und dankbar zu bekennen, daß im deutſchen Nationalgeiſte ein Grundzug von Wohlwollen, Billigkeit und Mäßigung liegt, der ſich oft auch dann äußert, wenn durch zuſammenkommende Umſtände der Parteigeiſt erregt worden. Mein einigermaßen wieder aufblühender Wohlſtand erfreut mich, da er ein Mittel ſein wird, meinen Freunden und wohlverdienten Perſonen nützliche Dienſte zu leiſten. Freilich wird noch Geduld erforderlich ſein, weil die Vertheilung in Hinſicht auf die beitragenden Länder noch nicht vollendet iſt, auch alle Kaſſen durch Kriegs-Anſtrengungen erſchöpft ſind. Doch verliere ich keine Zeit, und beſtrebe mich, alles Gute möglichſt zu beſchleunigen.

Die Vorſehung waltet; und was wir täglich erfahren in Beziehung auf Wiederherſtellung allgemeiner Ruhe, übertrifft, wie mir dünkt, alle Erwartungen. Wir erleben große, lehrreiche Beiſpiele. Gott gebe, daß das Andenken an ſie den Eroberungstrieb künftiger Ehrgeiziger dämpfe! Ueberſpannte Kräfte führen am Ende meiſtens zum Untergang.

Verehrte Freundin, von ganzem Herzen wünſche ich Ihnen Freude an Ihrem Sohne, und allen Segen des Himmels. Ihre Zufriedenheit wird auch Wonne meines Lebens ſein. Das höchſte Gut der Sterblichen iſt theilnehmende Freundſchaft.

Geben Sie mir bald Nachricht von Ihrer Geſundheit

und dem Befinden Ihrer Freundin Humboldt, deren Gemahl ſich als kraftvollen, großen Staatsmann und tiefen Denker bewährt hat. Ich bin von Herzen

29. Juli 1815. Ihr treuer Verehrer

Carl.

---

9. Trauerrede von Dr. Schwarz.

Einfach, ohne Prunk und viele Worte, wie ſie im Leben war, wollte die Vollendete, deren Sarg wir in dieſer kalten Morgenſtunde umſtehen, beſtattet ſein. Wenn wir nun mit der Stunde ihr Vermächtniß heilig halten, ſo wollen wir es auch nicht durch vieles Reden übertreten.

Es ſoll nicht die Stimme langer Klage ſein, die hier erſchallt. Sie haben wir ja nicht zu beklagen — Ihr iſt wohl, nach einem früher von manchen ſchweren Kämpfen durchzogenen, von manchem herben Schmerze umdüſterten Leben. Und wenn ſich daſſelbe auch ſpäter wieder erfreulich und heiter geſtaltete in unſerer Mitte und durch die rege Strebſamkeit ihres reichen, feinen Geiſtes, durch die vielſeitigſte Empfänglichkeit für alles Höhere und Edlere in den menſchlichen Dingen — dieſer Geiſt, zuletzt von der plötzlich hereinbrechenden Schwäche und Hinfälligkeit der irdiſchen Hülle gefeſſelt, hat ſich recht tief nach der vollen Freiheit der Kinder Gottes geſehnt, die uns im großen Hauſe des Vaters der Geiſter erwartet. Dorthin hat er, als der Herr ihn im ſanften Ende von ſeinen Banden löſte, *ſich aufgeſchwungen* auf den Flügeln des Lichtes

und feiert im Anſchauen von Gottes ewiger Herrlichkeit den großen Ruhetag und labt ſich an dem, „was hier kein Auge geſehn, kein Ohr gehört und was in keines Menſchen Herz gekommen iſt.“ Darum iſt ihr wohl, und keine Klage um ſie zu erheben.

Es ſoll auch nicht ſein die Stimme der Klage um uns! Wohl hätten wir Urſach dazu, ſobald wir nur daran denken, daß mit ihr der letzte Stern erloſchen iſt aus jener großen glänzenden Zeit, die einſt unter der Gunſt nie wiederkehrender Verhältniſſe heraufzog über unſer Land und unſere Stadt. Je mehr einer nach dem andern aus ihrem lichten Strahlenkranze hinabſank, deſto dichter drängten ſich alle die hehren Erinnerungen an *ſie* heran, deſto inniger verknüpften ſie und die Bilder einer leuchtenden Vergangenheit ſich mit ihrem Daſein. Und ſie — ſie wußte dieſelben hervorzurufen und aufzufriſchen auch für weitere Kreiſe, ſchon indem ihre Hand, ebenſo von Wahrheit wie von Liebe geleitet, das Leben des Mannes zeichnete, mit welchem das ihrige feſter noch als durch die Bande des Blutes, durch die der innigſten Geiſtes- und Seelenverwandtſchaft verſchwiſtert war. Aber wir haben ſie länger in unſerer Mitte gehabt, als wir nach dem gewöhnlich dem Menſchen geſetzten Lebensziele erwarten durften. Wie tief und ſchmerzlich auch die durch ihr Hinſcheiden entſtandene Lücke empfunden wird, mit wie trauerndem Blick wir bei der leer gewordenen Stätte verweilen — *zur lauten* Klage berechtigt uns Nichts, ſelbſt

nicht im Namen derer, die, ihr noch näher ſtehend als wir, in dieſen Augenblicken kaum Alle die Kunde von ihrem Scheiden empfingen.

Wohl aber ſoll es die Stimme des Dankes ſein, welche wach wird an ihrer Gruft — und zwar zuerſt des Dankes gegen Den, der ihr ſo Viel verliehen. Denn „der Menſch kann ſich Nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von Oben.“ Sie ſelbſt erkannte das wohl, wie Viel ſie auch empfangen hatte — mögen wir auf ihre hohe geiſtige Begabung ſehen, auf die Leichtigkeit und Klarheit, die Sicherheit und den richtigen Takt, womit ſie ſich auf den verſchiedenſten Gebieten des menſchlichen Wiſſens bewegte, auf den Sinn für das Angemeßne und Schöne in der Kunſt, welche ſie ſelbſt übte mit ſo glücklichem Erfolg. Oder mögen wir hinblicken auf das natürliche Wohlwollen und die Güte, die Reinheit und Lauterkeit des Herzens, auf den Ernſt und die Spannkraft des Willens, die damit und mit der ihr angebornen Heiterkeit Hand in Hand ging. Und wie der Herr ſie ſo ausgeſtattet hatte in ſeltner Weiſe, ſo hat er ſie auch, obgleich hin und wieder über dunkle Stellen, doch immer auf ſolchen Wegen und in ſolche Verhältniſſe geführt, daß dies Alles nicht zu verkümmern und unterzugehen brauchte, ſondern ſich friſch und kräftig zu entwickeln vermochte, geweckt und genährt, angeregt und geleitet von den bedeutendſten Geiſtern, die ſich mit ſcharfem Blicke für das, was ſie beſaß, zu ihr hingezogen *fühlten, nicht blos*, um zu geben, ſondern auch,

um von ihr zu empfangen. Oder mögen wir endlich denken an die Art, wie ihr Gott noch den Abend ihres Lebens erleichtert, ihr eine treue sie so ganz verstehende Pflegerin mit der aufopferndsten Hingebung zur Seite gestellt und sie zuletzt fast ohne Kampf heimgerufen hat in die ewigen Hütten. Für dies Alles, wie für die unsichtbaren Führungen zur Läuterung und Veredlung an ihrem inwendigen Menschen sei ihm unser Dank gebracht und gelobt sein heiliger Name!

Der Mensch aber muß sich führen lassen von der über ihm waltenden höhern Hand oder er geht doch nicht die Wege des Friedens. Er muß, wie reich er ausgestattet sei, sich mit dem Geber aller guten und vollkommnen Gaben im Zusammenhange erhalten, oder sie wandeln sich, wenn nicht zum Verderben, doch zum leeren, eiteln, nichtigen Schein, der auf die Länge durch keine noch so schimmernde Außenseite verhüllt werden mag, während die ächte inhaltsvolle Gediegenheit stets die größte Einfachheit sucht und als das Gewand um sich legt, in welchem sie sich allein wohl fühlt bei der freiesten, sichersten Bewegung.

Ob es bei ihr also war — was bedürfen wir darüber weiteren Zeugnisses an ihrem Sarge, da dies Gepräge ihrem ganzen Dasein, ihrem innern Leben wie ihrer äußern Erscheinung und all' ihren Umgebungen aufgedrückt blieb und sie in unserer oft so hohlen und doch so anspruchsvollen und aufgespreizten, so zerfahrnen und zerrissenen Zeit dastehn ließ fast wie eine Gestalt aus einer *andern Welt*, vor der sich Jeder, hatte er nur noch nicht

völlig den Sinn für das Bewährte, Ächte und Gehaltvolle verloren, mit tiefer Ehrfurcht beugte. Ja, ſie trug einen Werth und Kern wie Wenige in ſich; aber ſie war ſich ſeiner nur bewußt, wenn es galt, alles Niedrige, Rohe und Gemeine, alles leidenſchaftlich Verwirrende und Störende fern zu halten. Im Übrigen gab ſie ſich dem rein Menſchlichen mit der harmloſeſten Unbefangenheit und einer kindlichen Heiterkeit hin, welche den Reichthum und die Hoheit ihres Geiſtes oft wieder vergeſſen machte. Sie ſtreckte die zarten Fühlfäden ihrer Seele nach allem Bedeutenden aus, was ſie in ihren Geſichtskreis zu ziehen vermochte, und nährte ſich daran mit unverwüſtlicher Friſche; aber ſie ſtreifte davon alles ihrer höhern Natur etwa Widerſtrebende ab, und legte ſich auch das weniger Angemeßne ſo glücklich zurecht, daß es, nachdem es durch ihr Inneres hindurchgegangen, faſt immer in einem noch edleren und reineren Lichte erſchien. Sie hatte das in ihrer Jugend ſtark hervorquellende und in reicher Fülle ſich ergießende Gefühl durch ein langes Leben und ſeine wechſelnden Ereigniſſe ſich nicht abſchwächen und trüben laſſen; aber ſie hatte mit klarer Umſicht, mit hoher Beſonnenheit und wacher Selbſtbeherrſchung gelebt und ruhte nicht, bis die Erſcheinungen des Daſeins ſich ihr ſtets in den rechten Geſichtspunkt ſtellten. Sie wußte das Kleine an das Große zu knüpfen und das Große bis in das Kleine zu verfolgen, Alles aber knüpfte ſie zuletzt an die höchſten Gedanken, *welche das Leben regeln*, beherrſchen und tragen.

Wie hätte ihr der Glaube, dieſe „gewiſſe Zuverſicht deß, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht ſiehet," fern liegen können! Fern lag er für ſie bei der hohen Freiheit des Geiſtes, zu der ſie ſich erhoben, nur in den ſtarren und todten Formen und Formeln der Schule, fern nur, ſo weit er ſich nicht ergoß in ſittliche Geſinnung und That und in dem Ebenmaße, in der Schönheit der Seele bewährte, dem Elemente, worin ſie zunächſt und unmittelbar lebte und webte. Je höher ſie ſich hier ihre Aufgabe geſtellt hatte, deſto tiefer fühlte ſie dann auch, „daß ſie's noch nicht ergriffen habe;" und wie ſie noch bis in ihr letztes Lebensjahr in ſtiller Stunde erſchien, den verſöhnenden Tod des Erlöſers zu feiern, ſo ſoll auf ihrem Grabſtein ſtehn: „Sie lebte, irrte, liebte und verſchied im Glauben an Chriſtus, die erbarmende Liebe."

Ein ſolches Daſein mußte ſchon rein durch ſich ſelbſt, durch die Ruhe und den Frieden, der darüber ausgebreitet war und von ihr auch in den Tagen nicht wich, von denen wir ſagen „ſie gefallen uns nicht," von einem höhern reichern Segen begleitet werden. Daß es nur noch vorhanden war und unter uns dauerte, ob auch zuletzt dem Erlöſchen nahe und nur noch in einzelnen Stunden heller aufleuchtend — ſchon das war eine Beruhigung, eine Art von Troſt. Wir hatten uns beinahe in den Gedanken hineingelebt, es könne und dürfe noch lange nicht enden. Was *menſchliche* Kunſt und hohe Huld vermochte, um dieſen

Troſt uns zu laſſen und die Hoffnung zu erfüllen, mit welcher die Vollendete noch über die Schwelle des beginnenden Jahres hinwegging, daß es ihr vielleicht vergönnt werde, den Tag noch einmal mit uns zu erleben — es iſt geſchehn. Der Herr des Lebens hat es anders beſchloſſen. Danken aber wollen wir der Vollendeten für das Viele und Große, was ſie uns geweſen. Danken wollen wir ihr für die unermüdliche Theilnahme, das reine, ungefälſchte Wohlwollen und die herzliche thätige Liebe, welche ſie Unzähligen bewieſen. Sie ließ ſie ihre höchſte Freude darin finden, wenn ſie Einem die Laſt des Lebens erleichtern oder ihm irgendwie förderlich ſein konnte auf ſeinen Wegen. Danken wollen wir ihr für das ehrende Vertrauen und die treue Freundſchaft, deren ſie Manchen unter uns gewürdigt, wie für die herzgewinnende Milde im Urtheil, durch welche ſie uns ermuthigte, für die großartige Beſcheidenheit, womit ſie empfing und in der Tiefe des Gemüthes bewahrte, was nur der ſchuldige Zoll der Ehrfurcht und Bewunderung für ihre hohen eigenthümlichen Vorzüge war. Und indem wir ſo ihr Gedächtniß dankend ſegnen und zur ſtets wohlthuenden Erinnerung im treuen Herzen behalten, rufen wir ihr als letztes Scheidewort den Segen der Gemeinde nach. Könnte ſie jedes ihrer Glieder mit ſo freudiger Zuverſicht der Gnade des Ewigen befehlen, in wie reichem Maße dürfte ſie ſich ſeines Wohlgefallens hienieden erfreuen.

(Einſegnung.)

III.

Aus dem Tagebuche Carolinens von Wolzogen.

Aſchaffenburg, am Sonnabend der ſtillen Woche, 1818.

Hier im Gemäuer des Doms ruht das Herz, an deſſen Schlägen das meinige hing. Todt und kalt, wie eine aus der Erde geriſſene Wurzel — wer kann darin noch den Quell des heißeſten Lebens erkennen?

Gottes Finger berührt ein Herz zum Leben, und er zieht deſſen Kraft wieder an ſich, hinüber in das unbekannte Land, das unſer Sehnen in den reinſten Momenten ahnet; wie wir die Spitzen der hochragenden Berge von der Morgenſonne angeglänzt ſehn.

O dieſes Herz war der Quell, wie von tauſend Schmerzen, ſo tauſendfacher Seligkeit. Denn ſein Leben riß an ſich, und die Gewalt ſeiner Liebe beherrſchte, was in ſeinen Kreis kam. Zauberiſch feſſelte dieſes Herz; es gab den Worten Leben; und mächtig ſtrömten dieſe in die lieberfüllte Bruſt der ihm Ergebenen, und durchdrangen ſie mit ihrer Fülle. Den Blumen des Frühlings, den Schöpfungen der Kunſt wallte es entgegen; und das Auge ward durch ſein Feuer beſeelt.

Junius 1818. Das ſanfte Licht des Mondes umfloß mich, mein Auge nahm mit Wonne ſeine Milde auf, die Vergangenheit ging an meinem Innern vorüber. Im Jahre 1791, am Tage nach Carolinens (von Humboldt) Hochzeit empfingen wir in Dalbergs Hauſe in der Abendgeſellſchaft die Nachricht von Ludwigs XVI. in Varennes vereitelter Flucht. Ergriffen von dieſer Begebenheit, ergoß ſich die Geſellſchaft in ihren Empfindungen und Anſichten. Ich trat mit den beiden Humboldts und Carolinen auf den Balcon, Dalberg, damals noch eine hohe, edle Geſtalt, trat zu uns und faßte meine Hand. Der Mond ſtand uns gegenüber, der Himmel voll Sterne. Er hob ſeine Augen zu ihnen empor und ſprach mit der innigen, volltönenden Stimme, die immer das Herz traf: „Was ſind die Begebenheiten dieſer kleinen Erde gegen den unermeßlichen Himmel? Ein König und eine Königin, ihr Reich fliehend, was iſt das gegen die Welten über uns? Alles erſcheint uns klein und vorübergehend, unſer Lebens-Moment vor allem, gegen den unwandelbaren Himmel.“ — Ein Prieſter der Natur und Menſchheit, ſtand dieſe heilige Seele vor mir; ich war wie verloren in ſeinem Anſchauen.

---

18. Juli 1824. Zu meiner großen Freude wird nun endlich die Correſpondenz zwiſchen Goethe und Schiller erſcheinen, unter des erſtern Redaction. Er benimmt ſich *dabei ſehr freundlich und gut* gegen die Familie. Mdge

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

er nur leben, bis dieſe Arbeit, ſo einzig merkwürdig für die Literatur, beendigt iſt! Schiller hat im Anfang ſeine ganze Seele in dieſe Briefe gelegt.

Dieſe Correſpondenz freut mich unendlich. Manches hätte ich geſtrichen. Doch das große, edle, innige Vertrauen zwei ſolcher Geiſter zu einander bleibt unſrer Literatur das ſchönſte Monument für alle Zeiten.

1828. Nach Empfang der Nachricht von Einſiedels Tode.

Du biſt auch hinüber, liebenswürdiger Menſch! — Da es Hofleute geben muß, möchte ſich deine Form immerfort erhalten! Aber ſie war einzig, und iſt zerbrochen mit dir. Du fühlteſt, dachteſt, liebteſt und dichteteſt in der für Andre ſo ſchwülen Hofatmoſphäre, wie in friſcher, freier Waldeinſamkeit. Dein menſchliches Gefühl war wie ein klarer Quell; keinem Schlechten boteſt du die Hand.

---

3. 1829. Am dreißigſten März erfuhr ich den Tod meiner geliebten Caroline (von Humboldt). Am achten April ſchaute ich nach den Sternen, beſonders nach der mir gegenüberſtehenden Lyra, die Caroline und ich vorzüglich liebten. „Gute Caroline!“ rief ich in die Nacht hinein; eine Sternſchnuppe fuhr von Süden nach Oſten durch den Himmel. — Geiſtes-Gruß.

---

5. Febr. 1830. Oft bat ich im vergangenen Jahre *Gott, er möge* mich die begonnene Arbeit (die Biographie

Schillers] vollenden laſſen; mir ward eine wunderbare Kraft, und das Werk war zur beſtimmten Zeit da. Oft hatte ich in den unruhigen Nächten gleichſam Eingebungen; die Darſtellung reihte ſich ohne mein Zuthun an einander. War ich werth, daß du mich erhörteſt, Ewiger? — O das giebt mir Muth zu beten. — Mein immer wiederkehrendes Gebet iſt für den Frieden meines Kindes.

1831. Im neunundſechzigſten Jahre, bei'm Andringen einer todtdrohenden Krankheit iſt es an der Zeit, das Leben noch einmal zu überſchauen, welche Güter es gewährte, welche Irrthümer es entſtellten, welche Leiden es trafen, zu erwägen.

Es lag ein unverſiegbarer Quell der Heiterkeit, der Freude am Daſein in mir; ich hätte eins der glücklichſten Weſen werden können, und wurde ſehr unglücklich.

Das Maß und die Ruhe des Alters, der reine Umriß, in dem ſich alle Lebensgeſtalten darſtellen, wenn in unſrer Phantaſie der Zauber der Hoffnung ſie nicht mehr beſtrahlt, die Wolke der Furcht ſie nicht mehr verfinſtert, bietet dem Verſtande, der ſtillen Beſchauung auch einen Genuß.

Freude an den Gegenſtänden ſeiner Liebe und Sorge um ſie ſind die Elemente des Frauen-Glücks und ihres Schmerzes. Ich liebe nicht mehr. Aber ein unendliches Mitleid mit allen Schmerzen der Menſchheit füllt meine Bruſt. *Irgend einen Jammer* mildern, noch mehr, eine

470457

Freude ſpenden, labt mein Herz und erneut die Gefühle ſeiner Jugend.

---

28. Juli 1831. Viele Leiden der Erde habe ich mit angeſehn: Europa, in allen ſeinen Reichen mit Krieg bedroht, die Völker in Gährung, eine furchtbar verheerende Krankheit ſich nähernd. Im neunundſechzigſten Jahre, den Tod täglich erwartend, ſchaue ich wie eine Halbabgeſchiedene über die Welt. Nur der Lebenshauch der Freiheit, der über den Völkern weht, theilt ſich dem ermatteten Herzen mit; und ich fühle das Regen der Jugend, mit dem ich das ſüße Wort zuerſt ergriff, und es, denkend, fühlend und bildend, in die Seele aufnahm, noch im hohen Alter. Auch der Liebe Zauber, der das Edle umſpielt, rührt mich, die Aufopferung des Lebens für eine Idee beſeelt mich, die große von ihr durchdrungene Maſſe wird mir brüderlich lieb.

Die Ideen ſind Worte Gottes, unauslöſchlich in des Menſchen Geiſt geſchrieben. Ein höherer Geiſt und Wille lenkt das Schickſal der Welt, und zu ihm flüchtet das reine Herz im Glauben an ſeine Hülfe. Selbſt der zweifelnde Irrſinn greift nach ihm, indem er über einem bodenloſen Abgrunde ſchwankt.

---

1. Junius 1832. Goethes Tod hat mich ſehr ergriffen, dieſe Geſtalt, die neben unſer Aller Jugend ſtand, ihn, deſſen Geiſt man faſt jeden Tag anrief, vermißt man *ſchmerzlich*. Die Erinnerung an ſchöne Zeiten lebt in mir

auf, und man vergißt alle kleine Entfremdungen. Mich graut beinah, Weimar ohne ihn wiederzusehn.

---

10. April 1833. Wie hat mich der zweite Theil des Faust erfreut! Es that mir in der Seele wohl, daß Goethe, diesen reinen Abglanz seines Wesens hinterlassend, aus der Welt schied. Ein solches Hinüberschweben in die Geisterwelt, das uns ordentlich mitnimmt, ist so tröstlich.

1834. Welches reingestimmte weibliche Gemüth wird sich nicht zu dieser Rahel hingezogen fühlen! Im immer regen Geistes- und Herzens-Leben spricht sie die Erscheinungen ihres Innern aus und den Eindruck der sie umgebenden Welt. Mit scharfem Verstande zerlegt sie menschliche Charaktere und ihre Verhältnisse. Alle Leiden eines weiblichen Herzens tönen in dem ihrigen wieder, in der Harmonie des Wahren und Ewigen findet sie ihre Haltung, und ein kindlicher Glaube, wie er nur den Guten geschenkt ist, trägt sie durch alle Schmerzen hindurch; der wohlthätige Schleier, aus schimmernder Phantasie und Hoffnung gewoben, umhüllt und schützt sie gegen die schroffe Wirklichkeit. Sie strebt auch wohlthätig diesen über alle ihr nahe stehende Wesen zu werfen, alle in die Sphäre des beschauenden, belebenden Geistes zu ziehen, aus dem die Liebe erblüht. In energischer Gutmüthigkeit sucht und findet sie Trost gegen eigne Schmerzen; es ist kein weiches Hingeben *an diese in* ihr.

---

8. Mai 1835. In der letzten Nacht hatte ich ein recht tröſtliches Geſicht von dem Forteriſtiren in der Ewigkeit. Mein Mann und Adolf als Kind waren mit mir auf einer Wieſe in hellem Sonnenſchein. Meine Mutter, Schweſter, Schiller und die geliebteſten Freunde kamen zu uns. — O möge mich das künftige Leben ſo empfangen! Alle Geliebten, gelöſet von den Schranken der Erde, im Schauen des Herrn, als freie Weſen zu umfangen — welche Seligkeit!

---

22. December 1835. Es iſt ſehr nöthig, daß männliche Geiſter ſich der Kritik annehmen; die literariſche Jugend iſt ganz faſelnd. Daß auch *** ein ſo verrücktes Product in die Welt geſchickt, iſt mir unbegreiflich. Wohin ſoll es kommen, wenn die Phantaſie auf dem Miſt des Lebens verweilt?

Die Briefſammlung in Knebels Nachlaß intereſſirt mich ſehr; nur hätten die Feindſeligkeiten der Herder gegen Schiller wohl wegbleiben können. Ich mußte beinah lachen, daß wir im reinen Aether unſrer Unſchuldswelt von all' den feindlichen Elementen nichts ahneten. Herders Bild bleibt mir immer rein und edel.

Ich werde mich bald ganz und einzig an unſre alte, ſchönere Welt in der deutſchen Literatur halten.

---

3. Februar 1836. Mein vierundſiebzigſter Geburtstag. Jeder Sonnentag ſei mir fortan ein Geſchenk der *göttlichen Güte* und eine Mahnung an den naherden Über-

gang in das Dunkel des Todes, durch die Gnade des Herrn eine Verheißung der Ewigkeit. Die Geliebteſten ſind drüben. Ewige Güte, vereine mich mit ihnen!

Ich ſah die hohe Natur im letzten Jahre, das Meer. Viel Gutes war mir in meinem Leben gegeben. Ach! ich war nicht dankbar genug. Nimm meinen Schmerz als Opfer an, Ewiger! und gieb mir eine Ahnung des Glücks meines geliebten Kindes, aller meiner Lieben.

---

8. Februar 1836. Meines theuren Carl Dalberg Geburtstag. Du wurdeſt zum Glück jenſeits geboren, zum Erblühen in Schönheit und Liebe dieſſeits, zu Bewahrung des Rechts, des Ideals deiner ſchönen Seele. Dein Leben fiel in eine unglückliche, verworrene Zeit. Der Schmerz der Erde quälte dich; das Streben nach dem Wahren und Ewigen im Glauben an Gott und in Liebe hielt dich aufrecht.

---

28. Juli 1838. Wenn ich Morgens in mein Zimmer trete, oft nach ſchweren Träumen, dann auf die Kinder meiner guten alten Copie eines Raphael ſchaue, erfriſcht ſich mein Herz in Leben und Liebe. Nichts Unſchuldigeres, Liebenswürdigeres kann man ſich denken als den kleinen Johannes, der ſich an das Chriſtus-Kind ſchmiegt. — Ich danke meinem guten Manne, der, indem er dieſes Bild kaufte, für mein einſames Alter ſorgte. Im himmliſchen Frieden freue er ſich dieſes meines Friedens!

---

13. Mai 1839. Es giebt eine Gemeinſchaft der Geiſterwelt; in gewiſſen Lebensmomenten iſt ſie uns erſchloſſen. Am zehnten, auf einer Fahrt nach Weimar, hatte ich ein unausſprechliches Gefühl von Goethes und Schillers Nähe. Die Sonne ſchien hell auf die Tannen; ich dachte, daß Goethe hier wohl die Natur zum letzten Mal gefühlt, als er vom Prinzen-Garten in Jena zurückfuhr. Ich hatte die Fahrt im Gefühl eines Unwohlſeins angetreten, mit dem Gebet, Gott möge ſie abwenden, wenn ſie nicht gut ſei. Der Magenkrampf wurde ſo ſtark, daß die treue Begleiterin bei'm Anfahren auf den Berg vorſchlug, ich möchte in Kötſchau umkehren. Ich nahm dies als einen Wink der Vorſehung an, und folgte. Auf der Rückfahrt gerieth ich in einen unausſprechlich glücklichen — ſeligen, möcht' ich ſagen — Zuſtand. Alle Lebens-Angſt und Sorge fielen von mir ab; die wie in einem ſchönen Traume Aufgelöſte erfüllte das Gefühl des Allgemeinen, Ewigen; mir war als ruhte ich in Gott, und Alles war gut. An dem genannten Platze erreichte dieſes Gefühl ſeine Höhe, und noch ſteht es feſt in meiner Seele. — Wird es ſo in der Todesſtunde ſein? — ein ſanftes Löſen vom Leben? — O Gott, es ſei ſo!

Am Ende des Jahres 1840. In großer Kälte ſehr einſam lebend, aber mit Sonne, Mond und Sternen; Worte Gottes in großer Weltſchrift; ſie werden ſein, bleiben *auch für* meinen ſcheidenden Geiſt. — Die Geiſter

meiner Geliebten ſind um mich, oft, wie menſchlich fühlbar, nah — mein Alles, mein Kind, Dalberg, mein guter Mann, Schiller, Humboldts. — Ich konnte, Gott ſei Dank, noch das Gute, Ehrenhafte thun.

Januar 1841. In den erſten Tagen des Jahres lebte ich im Gebet. Alle meine Verhältniſſe lagen trübe vor mir, ich fühlte mich ſehr einſam. Ich bat Gott, es möge mir etwas Erfreuliches begegnen, ein Freund möge ſich mir nähern und mir die Hand reichen. Da erhielt ich von Alexander Humboldt einen Brief, einen ſchönen, troſtreichen, voll Seele und Herz, über meine Cordelia. — Ein ſolches Zuſammentreffen ſtärkt meinen Glauben an eine geheime Verkettung der Weſen, an Erhörung von Seiten der ewig ſchaffenden und ordnenden Macht.

---

3. Februar 1841. Mit dem zweiundzwanzigſten Geſange der Ilias beſchloß ich das vergangene Lebensjahr, und fing ein neues an. Immer erhöht er mein inneres Leben, der heilige Homer, wie die Bibel es tröſtend reinigt.

---

4. Auguſt 1841. Wer mit dem Leben fertig iſt, der wendet ſich über das Leben hinaus, erhebt ſich zu dem ewigen Blau, aus dem die Zukunft in den Sternen uns anblickt. Mit der Liebe im Herzen wird Keiner ganz fertig; aber dieſe reinigt. Die reine Liebe will das Glück ihres Gegenſtandes, *nicht will eignes* Bedürfniß ſeine Befriedi-

gung. Das gemeine Habenwollen iſt irdiſch, und feſſelt an das Irdiſche.

Alma, gleichgültig gegen Liebe, findet zufällig unter den gegen die Fremdherrſchaft Verſchworenen den Weiſen (dieſe Scene iſt ſchon fertig), eine Geſtalt, die ſie nie vergißt, und die ſie, obgleich dieſelbe nicht völlig wieder erkennend, mehrmals in der Geſellſchaft wieder antrifft. Ein Zufall (nur der kurzſichtige Menſch ſpricht von einem ſolchen), eine Schickung kommt, und deutet auf allgemeinen Widerſtand. — Vorſehung — Glaube an ein wohlthuendes Weſen, dem einzelnes Geſchick, wie allgemeines am liebenden, weltumfaſſenden Herzen liegt. — Chriſtus lehrt dies.

---

8. Januar 1842. Das Gedicht Wilhelms von Humboldt an den Bruder Alexander, welches die große Harmonie in einer begabten und vollkommen ausgebildeten Menſchheit umfaßt, bedarf eines Commentars. Mehrere Freunde wünſchten einen ſolchen von mir verfaßt. Von früher Jugend an mit dieſem in unſrer Zeit, vielleicht für alle Zeiten ſo einzig daſtehenden Brüderpaar verbunden, durch meine Freundſchaft mit Wilhelms Frau zu einem öftern Zuſammenleben veranlaßt, folgte ich der wiſſenſchaftlichen Ausbildung der Brüder, ihrem Wirken im öffentlichen Leben. Die Ahnung des Guten und Großen, was durch ſie geſchehen würde, welche in mir durch tauſend Charakterzüge, in Ernſt und Scherz, wie durch den einen *ſchönen Sonnenaufgang* verkündenden Schimmer, erzeugt

wurde, bestätigte sich dem reiferen, beobachtenden Verstande als Wahrheit. Schillers Freundschaft mit Wilhelm, die so reiche Früchte trug, erblühte in meiner Nähe. Meine Freundin und ich erhielten in dieser Umgebung den uns angebornen Sinn für alles Hohe und Edle, und unser herzlicher Antheil belebte die productive Phantasie der Freunde.

---

17. December 1842. Der dreiunddreißigste Siebzehnte December, den ich erlebe, der Tag, an dem das Leben meines guten Mannes auf Erden endete, im vierzehnten Jahr unsrer Ehe. Wir waren in irdischem Glück, wohlhabend, unabhängig. Krankheit trübte seine Lebensansicht; Falschheit, Mißtrauen, Schwäche kränkten sein edles Gemüth. Der Druck, unter dem das Vaterland seufzte, beklemmte sein Herz. Der Unterdrücker hatte über alle Länder, alle freie Herzen einen düstern Schatten geworfen. Vater im Himmel, seine Seele ruhe im Schooße deines Erbarmens! Viele hohe Kräfte gingen in ihm für die Erde unter; mögen sie in andern Sphären erblühen!

---

27. Dec. 1842. Herrliche Streifen des Morgenroths am Hausberg. Ein solcher Blick belebt den ganzen Tag, macht ihn zum freundlichen Sonnenkind. — Am Christabend fiel mir bei'm Suchen nach Platos Gastmahl meine erste Schrift in der Thalia*) in die Hände; ein

---

*) *Der Leukadische Fels.*

feinſinniger junger Menſch las ſie mir gut vor. Seine Freude daran rief mir die Jugend-Momente ihres Entſtehens zurück. Mein Productionsvermögen fühlt ſich neu geſtärkt; tröſtend auch für das äußere Leben.

---

25. (März?) 1843. Meines lieben Fries tödtliche Krankheit, das Erlöſchen ſeiner Geiſteskraft ſteht mir immer vor der Seele. Er zeigt keine Unruhe, nur Trauer über das mangelnde Vermögen, den Zuſammenhang der Gedanken zu erhalten. Er wird ſanft hinübergehn. Als er mich zum letzten Mal beſuchte, war er heiter, er verſprach oft zu kommen; ſein letzter Blick war freundlich, in ſeinem Auge belebende Geiſteskraft. Den Anflug eines trüben Gedankens, daß ſeine Philoſophie doch unverſtanden bleiben werde, ſuchte ich zu verſcheuchen, ich beſtritt den Gedanken. Je mehr ich Plato leſe, deſto mehr tiefe Wahrheit finde ich in Fries.

In Seelenſchönheit liegt der Glaube an Unſterblichkeit, jene begreift das Vermögen zur Liebe und das Pflichtgefühl in ſich.

---

6. u. 7. April 1843. Angenehme Eindrücke durch die Anweſenheit meines lieben Prinzen.*) Das frühere Vertrauen zu mir hat ſich erhalten, Freude an meinem Wohlgefallen, wie zuvor. Er iſt feſter in ſich geworden, ſein Betragen fürſtlicher; er flieht das Leere, will ſich als Mann

---

*) Des Erbgroßherzogs von Weimar.

zeigen, und vermag es. — Billiges Urtheil über Alles. „Nur nicht einroſten müſſen wir," ſagte er. In Ilmenau war ihm wohl, „ſo eigen wohl wird mir, wenn ich allein in einen dichten Wald hineingehe, und die Bäume ſich über mir wölben." Sich der Einſamkeit freuen, bei einem Prinzen ein ſeltner, innern Gehalt bewährender Geſchmack.

Im Julius 1845. An Alexander von Humboldt.*) Der Kosmos iſt mir ein heiliges Buch. Nur das nenne ich heilig, was aus Wahrheit und Liebe entſprießt. Innere Charakter-Schönheit und Größe, daß Ihnen die wurde bei der aus Anſchauung quellenden Gabe der Darſtellung, bei der Fähigkeit, die Phänomene der Natur zu ergreifen und zu verbinden, dazu die Kraft, in genialer Sprache das Bild in Worte zu faſſen, in unbefriedigter Sehnſucht die freie Seele auszuſprechen — das iſt Religion. Das ſchöne menſchliche Streben, welches, wie eine Gotteskraft, das Ganze durchhaucht, das Glück, den Werth des Geiſtes zu erhöhen durch Erkenntniß und Vermehrung der Ideen, das führt zur Ahnung des Ewigen.

Wie würde ſich der Bruder dieſes Werks gefreut haben! Ich hoffe noch mit Ihnen über den Kosmos ſprechen zu können.

Für heute nur noch ein Wort über Wolfgang von Goethe. Entziehen Sie ihm Ihre Theilnahme nicht, die

---

*) Unter den Blättern des Tagebuchs gefunden. Wohl *Concept eines vielleicht nicht abgeſandten* Briefes an den Freund.

ihn erhoben, belebt, ja eigentlich im Leben erhalten hat. Die juriſtiſche Schrift erzeugt großen Antheil.

---

2. Auguſt 1846.*) O mein Gott! einen Halt im Alter haſt du mir verliehen. Erhalte mich in dieſer Andacht! dann werde ich recht thun. Kein Streben für mich als das, dieſe Stimmung zu bewahren, kein Weſen zu kränken durch Streben nach eigenem Genuß, nicht mich zu beugen unter Andre, als allein in klarer Erkenntniß. Dann ſpricht die Liebe Gottes, der Schönheit in meiner Bruſt. Im reinen Wollen bin ich in Harmonie mit der ewigen Natur, der Wahrheit und Liebe; ſo entſteht Gottesgefühl, und ich bete gläubig.

Ohne Datum. Der Blick in mein inneres Leben tröſtete mich in jedem Leiden, in allen Verdrießlichkeiten des Lebens. Ich fand mein Ich früh als einen Kern, der ſich durch innere Kraft in die Außenwelt ausbreitete, ſie ſich aſſimilirte, aber nie ſich in ihr verlor. Kraft, Entfaltung, Geſtaltung und Wirkung derſelben zu fühlen, anzuſchauen, mir klar zu machen, zog mich immer in mein Inneres zurück, und erhielt mir die Freude an der ſüßen Gewohnheit des Daſeins. — Wenn ich im zerreißendſten Schmerze das Leben nicht mehr ertragen zu können wähnte, ſehnte ich mich, im Strahl der Abendſonne in das All der

*) Wohl das Letzte, was Caroline in ihr Tagebuch eingetragen, *ſichtbar mit ſchwacher*, zitternder Hand.

Natur zu zerfließen, oder in den Wellen des Stromes dem reinen Elemente mich zu vereinigen. Ich dachte mir ein Auflöſen des Ich. Der Schmerz, den ein gutes, mir liebes Weſen um mich empfinden würde, hielt mich zurück. Gern fand ich mich ſelbſt wieder, frei, in meiner Gedankenwelt mich den denkenden Geiſtern anzureihen, die mir Klarheit geben konnten. Kant ſtärkte mein inneres Sein, Herder brachte mich in Harmonie mit der Welt, Homer und Goethe erzeugten eine höhere, eine freundliche Natur um mich her, wenn meinem ermatteten Herzen die eigne Kraft verſagte. Der Trieb des Wiſſens erhielt mir den innern Lebenstrieb, und eine Ewigkeit des Wiſſens konnte ich mir denken.

Zerriſſen von dem Leid jedes fühlenden Weſens, erfüllte mich ein tiefes Leid über die ganze, in Schmerz gebundene Natur. In der momentanen Freude vergaß ich mich ſelten; eine zweite Welt, die der Imagination, nahm mich früh gefangen, und verdeckte mir die gemeine Umgebung.

Größe zu lieben war meine Seligkeit. Den ſüßen Schauer, in welchem unſre Seele ihre Schwingen ausbreiten will, empfand ich früh. Sich ſelbſt für einen Gedanken, eine Liebe aufopfern, das Ganze der Menſchheit in der Idee ſich anzueignen, nannte ich früh das Große. Darin täuſchte mich kein Schein. Das Kleine und Alberne auf die Spitze getrieben zu ſehn, ſo daß es komiſch wurde, war mir Freude; aber ein in einem Andern verletztes Gefühl *erweckte immer mein* Mitleid.

Aus angebornem Rechts- und Zartſinn war es mir unmöglich, das Glück eines andern Weſens dem meinigen aufzuopfern: aber ich ſah klar in das Innere der Menſchen, immer den rein umſchriebenen Kreis ihres geiſtigen und ſittlichen Könnens und Vermögens. In dieſem Sinne handelte ich auch bei der Scheidung meiner Ehe; und daß mein erſter Gatte glücklich dadurch wurde, gehört zu meinem innern Frieden.

Jetzt, da alle individuelle Liebe mir entſchwunden iſt, mahnt mich nur die Stimme des Erlöſers, und giebt mir Kraft, in aufopfernder Liebe zu handeln. Selig, wem ſie immer ertönte! er wird ſich willig zum Opfer hingeben.

IV.

Gedankenleſe aus hinterlaßnen Blättern.

1. Leben. Verhältniſſe. Menſchen-Glück und Werth.

Hohe Menſchen, deren ganzes Weſen eine Einheit bildet, haben Sprache, wo andre verſtummen; ſie ſind immer klar und haben die Fähigkeit, alles, was ſie denken und empfinden, auszudrücken; bis zu jenen göttlichen Momenten des Schweigens, die über alle Sprache erhaben ſind, und uns dem Kreis der Sinne entrücken. Ihre Seufzer ſind dann Flammen, ihre Thränen Himmelsthau, der, emporſteigend, zu goldnen Wolken wird, die ſich erquickend herabſenken.

Wer mit dem Glück einen dauernden Bund ſchließen will, ſchließt ihn mit dem Elend. Das gemeine Leben rächt ſich an den Übermüthigen, die in dem Stolz ihrer Gefühle ſich dem Gange deſſelben zu entreißen wähnen. Weil ſie Übermenſchliches begehrten, ſtürzen ſie herab; glücklich, wenn ſie nur das Streben nach dem Glück immerfort in ſich fühlen.

Wenn der Menſch, wo es auf Empfindung und Handlung *ankommt, etwas natürlich* oder unnatürlich, möglich

oder unmöglich nennt, ſpricht er ſeine eigne Kraft aus, und deutet leiſe ſeine Individualität an. Wie würde ſich der Menſch hüten, ſo ſchnell mit dem Ausſpruch zu ſein: „Das iſt natürlich! das iſt unmöglich!“ wenn er bedächte, daß er hierdurch ein Maß ſeiner eignen Anlagen, ihrer Bildung und Harmonie gebe! Natur iſt ein vages Wort, das Jeder nach dem Maße ſeiner Kräfte deutet.

Gaucherie iſt immer mit Prätenſion verbunden; der Wahn, daß ein falſches Betragen ein paſſendes ſei, und die damit verbundene Selbſtzufriedenheit ſind ihr Element. Der Zweifel, der ſich verbergen will, iſt Furchtſamkeit; der Zweifel, der ſich ſelbſt bekennt und äußert, grenzt eher an Liebenswürdigkeit, er flößt Antheil oder Mitleid ein.

Welche göttliche Einheit, welchen Beſtand in ſich ſelbſt, welche himmliſche Glorie gewinnt der Menſch, der nur das Edle, und nichts für ſich will! Die Kunſt iſt ein Analogon (oft ein täuſchendes) dieſer Exiſtenz.

Was iſt das Leben ohne das Streben nach dem Edlen und Hohen, nach dem Wohlſein in Andern! Keinen Mann kann ich achten, deſſen Thätigkeit, deſſen Wünſche in den engen Kreis ſeines Weſens gebannt ſind, der nicht helfend und tragend die Menſchheit umfaßt.

Iſt die Grundform des Gemüths feſt und edel, ſo ſetzt das Leben auch nichts Heterogenes hinzu, was ſie ganz ver*unſtaltete*. Wie die Organiſation des Körpers durch alles

Äußere im Weſentlichen nicht beſtimmt werden kann, ſondern unaufhaltſam ſich aus ſich ſelbſt entwickelt, ſo iſt es mit der urſprünglichen, innern Anlage des Gemüths.

Die Muſik des Lebens iſt für den verſtummt, deſſen Herz dem Klange der Liebe nicht wiederzuhallen vermag. Die Liebe iſt wie die Sonne, ſie erhält das wechſelnde Farbenſpiel des Lebens.

Zweckloſigkeit iſt die wahre Häßlichkeit, das Quälendſte für den Verſtand.

Ein ganzer Menſch iſt nie zu eilig mit der Trennung des Herzens vom Kopfe.

Wer der Erkenntniß lebt, den ſchützt die Aegide der Pallas vor ſchmerzlichen Täuſchungen des Lebens. In der Wahrheit allein iſt das Gefühl des Strebens ſchon Lohn; man fühlt die Flügel der Seele wachſen.

Bei Erblickung einer Maſſe alter Papiere.

Die Zeit hat alles Strenge dieſer Verhältniſſe aufgelöſt, alle ihre friſchen Farben abgebleicht; es ſind zerfallene Blumen. Wohl uns, wenn wir nur die gewählt, deren Staub ſelbſt noch einen lieblichen Duft verbreitet!

Der Muth, der Wahrheit und Natur Alles aufzuopfern, ſie allein und immer vor Augen zu haben, und ſie überall zu vertheidigen, der allein iſt Charakter. Ein wirklich edler Menſch kann ſich auch der Gefahr ausſetzen, unedel *zu ſcheinen*. Wer aber den Schein

über Alles ſetzt, der opfert auch dem Schein alles Beſſere auf.

Wem das Leben als eine Arbeit erſcheint, der hat ſchon ſchwere Krankheiten erlitten.

Affectation iſt, den Schein einer Empfindung erzeugen, die nicht in einem iſt.

Lärm machen, mit ſeiner Exiſtenz weite Räume zu füllen ſtreben, iſt das nicht das Weſen der Kinder, wie der unausgebildeten Menſchheit?

Gewaltig und unaustilgbar ſind die Wirkungen der Zeit auf den Menſchen; alle Lügen, die wir uns gegen Andre und gegen uns ſelbſt zu Schulden kommen laſſen, entſtehen aus dem Verkennen dieſes Einfluſſes. Unſre Trauer und der Rauſch unſrer Freude rührt davon her, daß wir einen Augenblick ewig wähnen.

Was ein Franzoſe hat und beſitzt, erkennt er klar und in ſeinen Grenzen. Das beſtändige Beſtreben ſich geltend zu machen lehrt ihn, ſein ganzes Weſen immer zum Gebrauch parat zu halten. Alles Dunkle, Ahnungsvolle energiſcher Seelen, das Maß unbegrenzter Kraft, die ihrer ſelbſt ſich nicht bewußt iſt, iſt bei ihnen nicht zu finden; ſelbſt ihr Enthuſiasmus iſt raiſonnirt, und calculirt auf den Effect. Darum ſind ſie der Poeſie unfähig, die aus der Tiefe des Geiſtes, wie die Stimme einer Gottheit, ertönt, die das innerſte menſchliche Leben ausdrückt, welches über allem Schein iſt. Ihr Sein liegt im Äußern, deßhalb

sind sie den ärgsten Qualen der Eitelkeit ausgesetzt, wie ihrer höchsten Berauschung. Doch daß das Scheinen und ein klares Gefühl ihres Werthes unzertrennlich von ihrem Wesen ist, das nimmt ihrer Eitelkeit das Grelle, und gestattet der Rührung, Theil an ihnen zu nehmen.

Der Roland kann man deßhalb, weil sie sich selbst fühlt, große Eigenschaften nicht absprechen.

Eitelkeit und Arroganz haben doch eine gewisse Gewalt in ihrem Wirken. Die gemeinen Gedanken treten durch sie, in einer Art von erzwungenem Dasein, aus dem Gemeinen heraus, und machen ein Ganzes. Es ist wie ein Rahmen, der der gemeinsten Landschaft einigen Effect giebt, freilich auch ihre Fehler ganz heraushebt, weil er das Auge zwingt, auf dem Punkte zu verweilen.

Wie verändert der Blick auf den Tod die bunten Bilder des Lebens! Hoffnung und Furcht entfliehen mit den magischen Gestalten, welche das Lämpchen des Lebens erhellte.

Manche Menschen wollen nur im Ganzen verstanden und genossen sein, manche nur in der momentanen Erscheinung.

Oft fühlt ein menschliches Wesen das Bedürfniß, sich in einer andern Menschengestalt zu beschauen, um seine Individualität gleichsam im Spiegel zu erblicken, und die Harmonie seiner Kräfte wiedertönen zu hören.

über Alles ſetzt, der opfert auch dem Schein alles Beſſere auf.

Wem das Leben als eine Arbeit erſcheint, der hat ſchon ſchwere Krankheiten erlitten.

Affectation iſt, den Schein einer Empfindung erzeugen, die nicht in einem iſt.

Lärm machen, mit ſeiner Exiſtenz weite Räume zu füllen ſtreben, iſt das nicht das Weſen der Kinder, wie der unausgebildeten Menſchheit?

Gewaltig und unaustilgbar ſind die Wirkungen der Zeit auf den Menſchen; alle Lügen, die wir uns gegen Andre und gegen uns ſelbſt zu Schulden kommen laſſen, entſtehen aus dem Verkennen dieſes Einfluſſes. Unſre Trauer und der Rauſch unſrer Freude rührt davon her, daß wir einen Augenblick ewig wähnen.

Was ein Franzoſe hat und beſitzt, erkennt er klar und in ſeinen Grenzen. Das beſtändige Beſtreben ſich geltend zu machen lehrt ihn, ſein ganzes Weſen immer zum Gebrauch parat zu halten. Alles Dunkle, Ahnungsvolle energiſcher Seelen, das Maß unbegrenzter Kraft, die ihrer ſelbſt ſich nicht bewußt iſt, iſt bei ihnen nicht zu finden; ſelbſt ihr Enthuſiasmus iſt raiſonnirt, und calculirt auf den Effect. Darum ſind ſie der Poeſie unfähig, die aus der Tiefe des Geiſtes, wie die Stimme einer Gottheit, ertönt, die das innerſte menſchliche Leben ausdrückt, welches *über allem* Schein iſt. Ihr Sein liegt im Äußern, deßhalb

ſind ſie den ärgſten Qualen der Eitelkeit ausgeſetzt, wie ihrer höchſten Berauſchung. Doch daß das Scheinen und ein klares Gefühl ihres Werthes unzertrennlich von ihrem Weſen iſt, das nimmt ihrer Eitelkeit das Grelle, und geſtattet der Rührung, Theil an ihnen zu nehmen.

Der Roland kann man deßhalb, weil ſie ſich ſelbſt fühlt, große Eigenſchaften nicht abſprechen.

Eitelkeit und Arroganz haben doch eine gewiſſe Gewalt in ihrem Wirken. Die gemeinen Gedanken treten durch ſie, in einer Art von erzwungenem Daſein, aus dem Gemeinen heraus, und machen ein Ganzes. Es iſt wie ein Rahmen, der der gemeinſten Landſchaft einigen Effect giebt, freilich auch ihre Fehler ganz heraushebt, weil er das Auge zwingt, auf dem Punkte zu verweilen.

Wie verändert der Blick auf den Tod die bunten Bilder des Lebens! Hoffnung und Furcht entfliehen mit den magiſchen Geſtalten, welche das Lämpchen des Lebens erhellte.

Manche Menſchen wollen nur im Ganzen verſtanden und genoſſen ſein, manche nur in der momentanen Erſcheinung.

Oft fühlt ein menſchliches Weſen das Bedürfniß, ſich in einer andern Menſchengeſtalt zu beſchauen, um ſeine Individualität gleichſam im Spiegel zu erblicken, und die Harmonie *ſeiner Kräfte wiedertönen* zu hören.

Sind wir nicht im Beginn einer heftigen Leidenſchaft wie die Kinder, die ſich im Zimmer im Kreiſe drehen, und in ihrem Schwindel fragen, ob die Wände ſich um ſie bewegen, und dann ſich niederwerfen? Dazu findet bei uns, wie bei ihnen, ein halbes Bewußtſein, eine Art freiwilliger Täuſchung ſtatt.

Unterläßt man, Minerven und die Muſen zum Mahl zu laden, dann kommen Faunen und Bacchantinnen, die Plätze einzunehmen.

Die Götterkraft im Handeln beruht darauf, daß der Menſch voll iſt von Einem Gedanken.

Nur die Naturwiſſenſchaft giebt unendliche, immer neue Anſichten und Combinationen: die Menſchengeſchichte nur Wiederholungen, weil ſie ſich immer in dem engen Cirkel der menſchlichen Bruſt bewegt. Dieſelben Leidenſchaften bewegen in allen Jahrhunderten die großen Maſſen, die Verſtandesanſichten ſind ein zu ſchwaches Gegengewicht, um entſcheiden zu können, und werden nur ein Element der Wirkungen, nicht eine Wirkung ſelbſt. Auch die Phantaſie iſt begrenzt und ſich wiederholend, auf ihre eigne, enge Organiſation beſchränkt. Nur die Wahrheit iſt unendlich, wie die Natur, und wie die dunkle Sehnſucht nach einem harmoniſchen Ganzen, die unſer Weſen ewig erfüllt und nach einem Vollendeten ſtrebt.

Die Wahrheit der Gefühle führt ein eignes Siegel, Keuſchheit, Verſchämtheit des Ausdrucks. *)

Bei flüchtiger Bekanntſchaft glaubt man, man ſei Jedem ähnlich, bei einer genaueren, Niemand gleiche uns.

Die Jugend iſt nicht im Stande, das menſchliche Weſen in ſeine tauſend einzelnen Kräfte und Eigenſchaften zu zerlegen und zu trennen. Da dieſelbe, wenn ſie reiche Anlagen hat, ſelbſt ein Ganzes iſt, in Willen und Kraft, ſo ſieht ſie auch überall, wo ſie eine große Kraft antrifft, ein Ganzes. Verſtand verwechſelt ſie mit Weisheit, eine gütige, wohlwollende Gemüthsſtimmung mit Tugend. Eine Quelle ſchmerzlicher Täuſchungen.

Wir ſind, wie zu phyſiſchen, ſo auch zu unausweichlichen geiſtigen Schmerzen geboren. Unſre Phantaſie hält ein Ideal des Glücks vor unſre Seele, und weil dieſes der Wiederſtrahl unſers eignen Empfindens iſt, die Deutung unſers tiefſten, innigſten Verlangens, ſo ſteht es feſt und unverwandt, und unſer inneres Leben zerfließt in ſehnſuchtsvoller Unruhe, es zu erfaſſen in Leben und Wirklichkeit. Wenige vermögen es zu erfaſſen, in ſeltnen, köſtlichen, einzigen Stunden, viele vermögen das nie; und

---

*) Denſelben ſchönen Gedanken ſpricht Frau v. Staël aus: *Il y a de la pudeur dans tous* les vrais sentimens.

wir ſind eben deßwegen Unglückliche, weil wir auch Glückliche zu ſein vermögen.

Willſt du den Gehalt eines Menſchen deutlich erkennen, ſo frage, ob Vergangenheit und Zukunft ſich mit ſeiner Gegenwart verbinden. Daraus entſteht Folge, Vernunft. Nur dem, der die Vergangenheit klar in ſich bewahrt, wird ſie ein leitender Genius in Erfahrung und eine Verbindung mit der Zukunft. Wer nur abſtracte Reſultate aus ihr gezogen, dem iſt ſie ein Spiegel, deſſen Fläche von einer momentanen leidenſchaftlichen Stimmung getrübt werden kann; und ſtumm liegt vor uns die Zukunft, wie eine graue Fläche.

Man hüte ſich, in ſeinem Kreiſe als die Stimme der Vernunft angeſehn zu werden. Jeder flieht dieſe als eine ernſte, ungefällige Gottheit, der man nur Opfer der Reue darbringt.

Wer aus der Idee lebt, lebt weiſe, wer aus der Maxime, klug, wer aus den Sinnen, geſtaltlos und leer, wer aus dem Herzen, ſchön, aber unglücklich; wer aus allen vieren zuſammen, würdig, ſchön und glücklich.

Bei gewöhnlichen Menſchen folgt das Herz den Sinnen, in edleren Naturen folgen die Sinne dem Herzen. Beides iſt getrennt bei Fühlloſen und Rohen.

Jeder ſtarken Natur iſt es eigen, die Gerechtigkeit zu *lieben, und ſich* der Unterdrückung der Schwachen entge-

genzuſetzen. Eine edle energiſche Seele vergißt oft das Maß ihrer Kräfte, daraus entſteht Aufopferung. Beiſpiel der kleine Guſtav, der auf einen großen Mann losrennt, weil er einen ſeiner Cameraden geſchlagen.

Es iſt unmöglich, ſich den Einflüſſen, den böſe und übelwollende Menſchen auf unſer Leben üben möchten, anders zu entziehen als durch die freie Kraft der Wahrheit. Wenn man der Argliſt begegnen wollte, müßte man ſelbſt argliſtig werden. Die Schurken ſind eine Macht und Autorität; aber die Wahrheit bleibt dennoch eine höhere, denn ſie iſt eine ewige.

In der höchſten Stimmung der Gemüther zu einander, in der Liebe, umgiebt uns eine eigne, feinere, reinere Aetherluft, welche Laute unſers Weſens fortpflanzt, unvernehmbar denen, die die Luft der Erde einathmen. Das ganze geiſtige Weſen entfaltet neue Organe, und die Gewißheit, in einem ſchönen Herzen ſein ganzes Weſen abgedruckt zu ſehn, lockt himmliſche Blüthen hervor, die ſonſt kalt und geſchloſſen geblieben wären.

Rohe Gewalt über ſich ertragen, entadelt den Mann; nur das edle Gefühl der Kraft und Freiheit, die Gerechtigkeit in ſeinem Wirkungskreiſe aufrecht zu halten, macht ihn der Liebe werth. Ein Sklav kann nur Begierde einflößen, nur ein Freier Liebe, die der Werth des Mannes entzückt, die Schutz und Kraft von ihm empfängt, die ihn als *eine ſchützende Gottheit* ehrt.

Die Jugend strebt nach Genuß, und das Schicksal giebt ihr Erfahrung. Das Alter muß auf Erfahrung blicken, wenn es Genuß finden will. Findet man im reifen Alter ungesucht Erfahrungen, so sind es Dornen, die uns verwunden, weil sie uns Unklugheit vorwerfen.

Daß es eine physische Neigung, eine wohlwollende Empfindung, eine Sympathie auch mit unbekannten, mit allen menschlichen Wesen giebt, hab' ich deutlich gefühlt, als ich zum ersten Mal das Aufsteigen eines Luftballons sah; es war in Lyon, wo sieben Menschen aufstiegen. Nie vergesse ich die Empfindung, das Schlagen des Herzens für die Unbekannten, die mir in dem fremden Elemente, der Luft, als längst vertraute, geliebte Wesen erschienen und alle meine Sinne in Furcht und Hoffnung bewegten.

Wenn man Wunden, in einem Verhältniß empfangen, erst zu vergessen hat, dann ist die schönste Blüthe desselben dahin.

Jeder bestimmte, starke Natur-Ausdruck imponirt, weil er die ganze Unendlichkeit der Natur in dunkler Ahnung vor unsre Seele bringt. Manier in einem Menschen macht den Anspruch, daß er von Andern für Etwas angesehn sein will; und man hat sogleich eine Grenze und eine bestimmte Richtung des Benehmens gegen ihn; wogegen man bei dem natürlichen Menschen zwar momentan *schwanken kann*, wie man sich gegen ihn zu stellen habe,

aber ein dauernder naher Umgang iſt allein mit dieſem möglich.

Das Genie trägt ein Bild der ganzen Welt in ſich, und hat Beziehung zu Allem. Deßwegen iſt jedes ſelbſt abſtracte wiſſenſchaftliche Werk, iſt es nur vom Genie gearbeitet, jedem gebildeten Verſtande intereſſant. Wiſſen ohne Genie iſt eine Art beſchränkten mechaniſchen Weſens.

Die Sorge iſt eine karge Stiefmutter, die das Gedeihen des Götterkindes Phantaſie verkümmert, da ſie ihr die Speiſe der lebendigen Welteindrücke vor dem Munde wegnimmt. Die Sorge zieht auf einen kleinen Punkt zurück.

Eine ſubalterne Phantaſie iſt die, die ſich einem Gegenſtande bis in's Ungemeßne ergiebt, und dadurch ihn außer Verhältniß mit der reinen Verſtandesanſicht bringt. In der höheren bleibt immer ein Maß, ſo Wahrheit und Schönheit. Durch ſie entſtehen harmoniſche Schöpfungen, da die andre Art der Phantaſie nur Verzerrungen erzeugt.

Die auf das allgemeine Wohl gerichtete Seite des Menſchen muß immer cultivirt werden, wenn er auf wahre Cultur Anſpruch machen will.

Wohlwollen und Feinheit ſtehn in keinem Compendium der Moral, und ſind nicht zu erlernen.

Nur wenn unſer individuelles Intereſſe ganz außerhalb des Kreiſes unſrer Thätigkeit liegt, wirken wir frei.

Ein Kind fragt ſelten oder nie bei Erzählung von

etwas Gutem, was irgend einem Menſchen widerfährt: Warum? Bei dem Böſen aber, was ein Andrer einem Menſchen zufügt, immer. Zeigt das nicht an, daß Gutes erweiſen Natur, Böſes erweiſen eine Anomalie der Natur iſt?

Das Benehmen gewiſſer Menſchen macht den Effect der franzöſiſchen Tragödien, eine Art halber Rührung, die gleichſam die äußern Fühlfäden der Organe trifft, ohne das ganze Innere zu bewegen.

Manche Menſchen beſchäftigen ſich mit andern aus großem Reichthum des Innern, manche aus eigner Leerheit.

Erſt wenn wir aus dem Kreiſe getreten ſind, in welchem Natur und Wahrheit uns halten, empfinden wir das Heterogene um uns her. Der erſte Schritt überraſcht, der zweite iſt ſchon von dem Gefühl einer Disharmonie begleitet, und der dritte geſchieht nur allzuoft, weil wir nicht umkehren mögen, aus falſcher Scham oder erzwungenem Selbſtvertrauen.

Es iſt falſch, wenn wir das ungebundene Sein unſern Naturzuſtand nennen. Das Streben des Menſchen iſt endlos und unbegrenzt. Wie in jeder Blüthe die Frucht, in jeder Frucht der Keim zu unendlichen Productionen ihrer Art liegt, ſo auch im Menſchen die Kraft ſeine Exiſtenz tauſendfältig auszubreiten. Aber wenn er zu einem reinen Sein und Wirken gelangen will, muß er ſich zu irgend *einer Form beſchränken*. Die Totalität ſeines Innern be-

lebt dieſe Form zur Schönheit. Wirken wollen, ohne ſich in eine Form zu ſchließen, gebiert nur Ungeheuer; das Wirken bringt Schaden, oder bleibt ohne Frucht.

„Ich hatte dieſen Abend ein ſtilles Geſpräch mit Ihnen erwartet; dann ſetzte ich mich hin, und wollte Ihnen in einem Gedichte ſagen, ohngefähr, was dieſe Zeilen enthalten ſollen. — Warum in einem Gedichte? — Ich wollte mich eigentlich damit nur ſelbſt betrügen, oder eine Art von Scheu umgehen, mit der man die tiefſten Gefühle ſeiner Natur ausſpricht. — Es bedarf deſſen nicht unter uns.“ — —

C'est par les petites choses de leurs habitudes, que l'on gagne les hommes d'avantage que par la raison. Die Stimmung der meiſten Menſchen iſt ein dumpfes Hingehen, in welchem alle beſſeren Kräfte ſchlafen. Für die meiſten iſt zur Vernunft ſprechen ein gewaltſames Erwecken. Dann waffnen ſie ſich mit Mißtrauen. Wer ſich aber ſacht an ihren gewohnten Gang anſchmiegt, der gewinnt ihre Neigung noch eher, als ſie ſelbſt es vermuthen.

Charakter haben heißt: eine treue Anſicht der Gegenſtände, auf die ſich unſer Handeln beziehen ſoll, faſſen und bewahren können, und fortwährend nach denſelben Grundſätzen handeln. Beides muß nothwendig vergunden ſein, damit Conſequenz im Benehmen erzeugt werde. Menſchen, in denen *die Phantaſie herrſcht*, können daher keinen Cha-

rakter haben; die Phantaſie iſt ein Nebel, der zwiſchen ihrem Thun und der wirklichen Ordnung der Dinge liegt.

Edle Art und Hof-Art ſind ganz verſchiedne Dinge. Der glatte Höfling iſt eben ſo unartig als der Demagog, der die Freiheit in rohen, harten Ausdrücken ſieht. Ein edler Menſch, der nur dunkel und oft unbewußt das Vorbild eines ſogenannten Artigen iſt, iſt gütig und wohlwollend in ſeinen Äußerungen. Das Hohe iſt ihm hoch, aber es erhebt ihn, während der unedle ſich unter daſſelbe beugt; jener möchte es in ſich ſelbſt darſtellen, wie er es an Andern ehrt. Ein gemeiner Menſch bleibt als Obermarſchall und Kammerherr gemein. Ein Fürſt braucht ihn, und verachtet ihn; er wird zur Sache, und das Verkehren des Menſchen in Sachen iſt gegen das Grundgefühl der Menſchheit. Wahr und erhebend gebietet Kants Moral: „Brauche nie Menſchen als Sachen; ſie ſollen ſtets Zwecke ſein.“

Die Genüſſe der Phantaſie ſind entweder eine Verwirrung der Seelenorgane, oder die höchſte Harmonie derſelben. Sie erzeugen ein außermenſchliches Daſein, das ſich in Wahnſinn, oder in die höchſte Vergeiſtigung auflöſt.

Der Conflict, in den der poetiſche Sinn mit der grellen und ſtarren Wirklichkeit geräth, iſt eine reiche Quelle von Leiden, wie die romantiſche Dichtung ſie darſtellt. *Jeder mit Phantaſie* begabte Menſch iſt ein Don Quixote

in ſeiner Art; und der Sinn, der etwas feſt umfaßt und dieſes außer ſich darzuſtellen ſtrebt, iſt der Flachheit vorzuziehen, die mit Allem vorlieb nimmt. Nur der klare Menſch, der in der bedrängten Gegenwart die enträthſelnde und entwickelnde Zukunft vorausſieht, deſſen Blick über die Grenzen des Lebens hinausgeht, kann ſich die Heiterkeit des Lebens bewahren.

Aber Tauſende ſehnen ſich nur aus Trägheit und Stumpfſinn nach Unſterblichkeit.

Die Vernunft iſt die Sphäre des Mannes. Das Jünglingsalter liegt hinter ihm, und wenn dieſes ein geſundes war, und wenn er das von dem Jüngling geſchaffene glänzend-bunte Gewebe in Ruhe des Geiſtes zu einem Bilde zu concentriren vermag, dann wird die zu durchlaufende Bahn klar vor ihm liegen, und ſeine Bruſt wird in geſundem Muth ſich gegen die Fluthen und Stürme des Lebens ſtemmen. Die wahre bildende Phantaſie iſt die Morgenröthe der Vernunft. Sie ſieht die beleuchteten Spitzen der Berge, und das hohe Licht trägt ſie in die Region des Schönen. Iſt die Vernunft entfaltet, dann liegen auch die tiefen Gründe im Mittagslicht, und alle Geſtalten ſtehn wahr und ganz vor der betrachtenden Seele. Die glänzenden Berggipfel ſind dieſelben, aber auch die Thäler und Abgründe haben ſich aus der Finſterniß und Dämmerung erhoben, die ganze Gegend liegt der Erkenntniß offen. Der Sinn, der, *ohne durch Nebel* und Wolken getäuſcht zu

ſein, die Gipfel bewunderte, erkennt, gereift, auch die Wurzeln der Berge; er iſt zur Harmonie der Welt geſtimmt, und dieſe entwickelt ſich für ihn in Gerechtigkeit, Glauben und Hoffnung.

Wie der Gang der Vernunft in Individuen, ſo in Staaten und im Weltgang.

Wir ſtehn an der Schwelle der Mannbarkeit unſers Vaterlandes; wir haben eine edle, raſch durchkämpfte Jugend hinter uns. Das Morgenlicht der Schönheit und Freiheit hat uns angelacht, und wir bedürfen nun des Mittagslichts, um die Gründe in Verbindung mit den Berggipfeln zu erkennen. Freiheit iſt die Schönheit der Staaten. Nur aus der Tugend, aus Ergebung und Opfern, nicht aus Willkür und Eigenſucht, kann ſie hervorgehn.

Es giebt ein Betragen, ſo liebenswürdig, daß es jedes Herz an ſich zieht. Ein freies Hingeben einer ſchönen, heitern Individualität macht die Wirkung einer ſchönen Naturerſcheinung, es erlöſet aus den Banden der Convention. Ohne ſie anzutaſten, welches durchaus unfein, ſchwebt es leicht über ihnen weg, giebt einer ganzen Geſellſchaft Bewegung und ein momentanes freies Naturleben. Dieſes Betragen kann nicht gelehrt, nie als eine Manier angenommen werden; es entſpringt aus innerer Schönheit und Bildung.

Das Zuſammentreffen zweier Leidenſchaften giebt oft *einem ſchwachen* Charakter den Schein von Energie. Furcht

und Stolz erzeugen eine Wallung, ähnlich dem Muthe. Aber ein Anderes in ſeiner Dauer iſt der edle Muth, dieſer innere Adel des Charakters, der allem Unwürdigen widerſtrebt.

Wenn ich hinausblicke in den weiten, blauen Himmel, ach da täuſcht mein Auge das Herz mit ſüßem Wahn, als reichte mein ganzes Weſen ſo weit als dieſer Blick. Ihm iſt es dann, als könnte es hinſchwimmen in die ſchöne Ferne, als könnte es folgen ſeinem gewaltigen Drange, der es zu dem Ewigen zieht. Als wohlthätige Geiſter erſcheinen dann tauſend Gedanken meiner Seele, über Leben des Menſchen, über ſein Verhältniß zur Natur, Gedanken, die mir meine Exiſtenz erträglich machen.

Es giebt wunderſame Tage im Menſchenleben, wo das Herz die Scala aller Empfindungen zu durchlaufen genöthigt iſt.

Alles, was man hört, mißbilligend oder zweifelnd aufnehmen, iſt eben ſo unangenehm, als Alles mit zuvorkommendem Beifall und blindem Vertrauen aufnehmen. Es giebt eine ruhige Aufnahme der Gedanken, die aus einer harmoniſchen Stimmung unſers Innern entſteht, die immer von Wohlwollen begleitet iſt. Sie verſetzt das Geſpräch ſogleich in ein reineres Element.

Aeneas, der, von der Wolke umhüllt, vor Dido ſtand, und ſich *nun plötzlich ihr darſtellt*, iſt ein Bild jeder wah-

ren Liebe. Aus der umhüllenden Wolke des gemeinen Lebens tritt das Göttliche hervor, und die Liebe giebt ein neues Daſein.

Um Lächerlichkeiten rein fühlen zu können, iſt Ruhe (Obergewalt) des Geiſtes, Leidenſchaftloſigkeit erforderlich. Deßhalb imponirt ſcharfes Gefühl des Lächerlichen.

Phantaſie iſt die Amme der Liebe, nicht ihre Mutter. Iſt ſie dieſe, dann iſt Amor ein ſich verwandelnder Proteus, der in immer neuen Geſtalten verſchmilzt.

Keinem muß man ungemeßnen Dank ſchuldig ſein, auch dem Beſten nicht, wenn man mit ſich ſelbſt zufrieden bleiben will.

Nur das Natürliche und Wahre hat ein ewiges, unendliches Intereſſe. Nur die Liebe macht ewig; der Egoismus beſchränkt auf den Moment.

Den Frauen der beſſeren Art iſt bei allen Genüſſen nicht ſowohl um den Genuß ſelbſt, als um die Art deſſelben zu thun. Ihn aus der Hand eines Liebenden und Geliebten empfangen, giebt ihm ſeinen ſchönſten Glanz.

Giebt es eine Lage, die den Charakter bildet, heiligt, ſo iſt es die der Mutter, die allein zur Sorge für eine Familie in Anſpruch genommen iſt, und die, dieſer Aufforderung folgend, alle von der Wirkſamkeit nach außen *hin geforderte* Stärke des Mannes mit der Milde und

Feinheit des Innern, die dem Weibe eigenthümlich iſt, verbindet.

Ach wer vermag die Tiefe eines edlen weiblichen Weſens zu ermeſſen! Ein unendliches Bedürfniß, bei einem laſtenden Reichthum. Aber wenn nicht Liebe in holdem Einklang uns entgegentönt, und der überſchwellenden Fülle eine Form giebt, dann verzehren wir uns ſelbſt, und zerſtörend wirken die Elemente des Lebens auf uns zurück. Das Bedürfniß für Andre zu ſein, zu leben, zu wirken, iſt unzertrennlich von der Natur des Weibes; und iſt das nicht das Mittel, welches die widerſtrebenden Elemente in Harmonie bringt?

Die Phantaſie des Weibes iſt allem Edlen, wie es ſich in der Zeit offenbart, verwandt und vertraut. Sind die Frauen in großen Zeiten nicht immer groß geweſen? Sie bewahren den reinen Gang des Lebens, das reine Gefühl.

Die Freude an dem Kinde, die Sorge um daſſelbe iſt die nie verſiegende Poeſie für die Mutter.

Einen Autor von Talent und Verſtand, aber ohne Charakter muß man für den Umgang, den genaueren, fliehen, denn er braucht die Individualität Anderer zu ſeinen Zwecken. Deßwegen iſt mir an aller Autoren-Bekanntſchaf wenig gelegen, bis ich ihres Charakters ſicher bin. Das Genie *hat immer Momente* der ganz reinen Menſchheit,

der Liebe; an dieſe und an den Nachklang derſelben muß man ſich halten, im Ganzen, aber nicht im Einzelnen.

Poeſie, die der Liebe entquillt, iſt kräftig, Liebe, der Poeſie entquellend, ſchwach, manierirt.

„Liebe iſt immer beſchränkend," ſagte mir Goethe einmal.

So lange der Teufel und der Höllenpful das Paradies der Liebe bewachen ſollen, wird es immer unbewacht bleiben; die Grazien allein können es ſicher hüten.

2. Kunſt. Poeſie. Literatur.

Der Styl wird ſchön, harmoniſch, das heißt ein Bild des ganzen Innern des Menſchen, wo Empfindung, Vernunft und Einbildungskraft ſich mächtig vereinigen, wenn der Menſch im Momente der Arbeit wirklich zu einem harmoniſchen Ganzen geworden iſt. So kann ein ſklaviſches Gemüth correct, aber nie ſchön ſchreiben, weil die Lebendigkeit nur der Freiheit angehören kann, und nur das wahrhaft freie und edle Gemüth ein eignes, aus ſich ſelbſt geborenes und gebärendes Leben hat. Eine gefangene Seele ergießt ſich nur beziehungsweiſe und nach äußern Impulſen, weil ſie nur nach äußern Beziehungen handelt. Der Verſtand kann bei dieſer im Styl herrſchen, aber die Vernunft allein iſt der Quell des Lebens.

Den franzöſiſchen Schauſpielern werden die Schwierigkeiten der Action dadurch ſehr erleichtert, daß ihre Perſonen

ſelten Monologe in Gegenwart Anderer zu halten haben. In unſern beſten Dramen finden ſich lange Ergießungen der Empfindung, oder Zergliederungen von Verſtandesanſichten, Reminiscenzen, in denen die Hauptperſon ihre Umgebung ganz zu vergeſſen ſcheint.

Das ewige Calculiren auf den Eindruck, den ſie beabſichtigen, welches den Franzoſen eigen iſt, bewacht ſelbſt den Kreis ihrer Empfindungen, und iſt der dramatiſchen Form in der Darſtellung günſtig.

Worin mir Shakeſpeare einzig und unerreicht ſcheint, das iſt die wahre Hoheit des Gemüths, das über allen Gegenſtänden des Lebens ſchwebt, indem es Jeden mit der Macht der Wahrheit ergreift. Dieſe Hoheit giebt dem Ganzen eine Haltung, in der man ſich angeſprochen fühlt wie von den großen Kräften der Natur und des Schickſals.

In jener Art von wunderſamen Spannung, in der man oft Producte der neueren Poeſie aus der Hand legt, und die aus einer falſchen Würdigung der Gegenſtände entſteht, die unſre Empfindung verfälſcht und übermäßig anſpannt, fühlt man ſich ſelbſt nicht.

Shakeſpeare fällt nur durch den Verſtand, durch das Übermaß von Witz und Scharfſinn in's Unnatürliche, ſonſt iſt ſein Sinn gerade und edel; und wenn der ſterbende König, oder der betrunkene Fallſtaff ſpricht, ſo ſind es die Saiten der Natur, die voll und mächtig ertönen. *Seine guten Charaktere haben* die ſchöne Miſchung der

Kräfte, in der Verſtand, Gefühl und Phantaſie zum Guten leiten.

Der tiefe Sinn des vergeltenden Schickſals zieht ſich durch Aeſchylus Tragödien; die ſchwache moderne Reue iſt in ihnen nicht zu ſpüren. Was ein Gemüth zu thun wagte, deſſen Folgen weiß es auch zu tragen; doch mit Bewußtſein des verdienten Übels.

Der edle Prometheus leidet mit der göttlichen Kraft eines reinen Buſens. Wie ſchön drücken die verfolgenden Eumeniden die Reue aus! Mit weiſer Gradation ſind die ſtrengen Göttinnen nur die Folge des Muttermords, als das Einzige, was im Laufe der Natur feſt ſteht, und nicht mehr zu ändern iſt.

Die Kunſt des Mimen kann nur durch den Verſtand erlangt und durch den Geſchmack gebildet werden. Angebornes Talent giebt das Vermögen zur Mimik in der Biegſamkeit der Organe, wie das Vermögen zur Singkunſt in der Biegſamkeit und Fülle der Stimme liegt. Jene iſt, wie die Zeichenkunſt, das Vermögen, alle Formen auszudrücken. Aber da ſie innerhalb der Grenzen einer individuellen Natur bleiben muß, liegen ihr Feſſeln an, die ſie von der reinen Schönheit, als einer freien Geburt der Seele, trennen.

Es iſt etwas Geheimnißvolles in der Wirkung der *Muſik, daß ſie unſer* Inneres bewegt, ſo daß ſie ein Ver-

bindungsmittel zwiſchen zwei Welten wird. Wir fühlen uns erweitert, erhöht, andächtig; was heißt das anders, als in das Allgemeine der Natur, zu Gott gezogen? — Chladnis Verſuche legen dieſem Gefühl ein phyſiſches Geſetz unter. Ein Ton hat vielleicht die Planeten-Maſſen in einander gefügt; die Töne ſind ein Verbindungsmittel, ein Laut, durch das Univerſum tönend, ein Nach-Anklang des Ganzen, der die Tiefe unſers Daſeins kund thut. Sonderbar iſt's, daß Taube oft Muſik hören. Iſt ſie vielleicht mehr Schwingung des Aether-Raums, als des Luft-Raums?

Ein National-Ridicül iſt die Nachäffung fremder Sitten und Manieren. Pedanterie entſteht aus dem guten Streben, Alles ergründen und Alles erſchöpfen zu wollen. Ein Ridicül, welches conventionelle Verhältniſſe den Deutſchen aufgedrungen haben, iſt der Reſpect an kleinen Höfen. Daſſelbe Maß der Ehrfurcht vor einem Fürſten, der 100 Quadratmeilen, und einem, der eine halbe Meile beherrſcht, iſt lächerlich, weil es den Menſchen, dem eine ſolche Macht imponiren kann, zum Pygmäen macht.

Die geringe Gewandtheit des Geiſtes und der Manieren, die den Deutſchen eigen iſt, welche aus Phlegma oder Conſequenz in einer Form beharren, macht ſie zu den ſchnellen Umwandlungen, die das Streben nach der Hofgunſt fordert, ungeſchickt. Der elektriſche Schlag, der bei'm Eintreten eines Fürſten die Glieder eines ehrlichen Deutſchen *lähmt, wenn ſeine* Seele auch noch ſo ſtark iſt im

Gefühl ſeiner Kraft, und ungebeugt bleibt, verſchwindet bei dem Franzoſen in leichten Übergängen, in einer Nuance, deren die deutſche Steifheit unfähig iſt.

Es iſt einer der größten Vorzüge der Dichtkunſt, daß jeder wahre, ächte Ausdruck einer Leidenſchaft andern Weſen den Mangel ſchmerzlicher Erfahrung zu erſetzen vermag.

Schilderungen von Gegenden werden in höherem Sinne intereſſanter, wenn kein beſtimmter Ort angegeben iſt; iſt ein ſolcher genannt, dann miſcht ſich in die Freude daran ein unruhiges Verlangen nach ihrem Anſchauen. Kommen ſie uns als ein unerreichbarer Gegenſtand vor, dann genießen wir ſie als ein mehr überſinnliches Object, das nur in der Seele des Künſtlers exiſtirt.

Die jugendliche Reinheit des Gemüths, die fähig iſt, den Eindruck eines Kunſtwerks rein aufzufaſſen, iſt etwas ſehr Seltnes, und verbürgt da, wo ſie ſich findet, eine Fähigkeit für Liebe, für Tugend, für ein Zuſammenhalten, ein Ineinsfaſſen der ganzen Exiſtenz, die zu allen großen Wirkungen unentbehrlich iſt.

Was wir von den Alten zu lernen haben und wozu die Anſchauung der Antiken begeiſtert, iſt das Maß. Grenzenloſer Schmerz bewegt ſich noch innerhalb der Schönheitslinie. Liebe für Andre im höchſten eignen Leiden iſt rührend und göttlich. Niobe, das Kind an ſich drückend,

indem ſie nach der Gefahr ſchaut, iſt ein Gegenſtand, erhaben, edel, menſchlich.

Raphael hat die religiöſen Gegenſtände vermenſchlicht, und die ſchönere Menſchennatur ausgedrückt. Auf wie verſchiedenem Wege wollen die heutigen Künſtler zu dem Gipfel der Kunſt gelangen! Sie zwängen die menſchliche Natur in die myſtiſche Form und erzeugen Verzerrungen. Das Schöne iſt das Rechte, verbunden mit Leichtigkeit.

Die Künſte ſind dem Weltmann, der in das Getriebe des Staates eingreifen ſoll, durchaus nothwendig. Sie ſind ein Ganzes in den Bruchſtücken des Weltlebens; und der zur Thätigkeit Aufgeforderte fühlt, daß er ſelbſt als Ganzes in das große Ganze hineinarbeiten ſoll. Expoſition, Verwicklung, Auflöſung, der Gang jedes Kunſtwerks, iſt wie das Leben des Individuums, wie jeder Lebensplan, wie unſre Wünſche, die die Seele des Daſeins ſind.

In der Malerei verlangt der Geiſt die Auflöſung, den Abſchluß eines Gemüthszuſtandes eben ſo wohl als in der Poeſie. Ein Leiden, welches nur Leiden iſt, deſſen Zweck und Folge man weder ſieht, noch aus der ganzen Lage ſchließt, welches nicht im Gemüth des Beſchauenden eine Kraft aufruft, iſt kein Gegenſtand von äſthetiſcher Wirkung.

So Davids Gemälde vom Brutus. Er ſitzt in der Vorhalle, man bringt die Leichname, Mutter und Schweſtern ſtehn im Hintergrunde. Was erwartet der Beſchauer nun

als eine ſchmerzliche Familienſcene? und mit dem zukünftigen Momente muß er ſich beſchäftigen, da der gegenwärtige keinen Zug eines vollendeten Zuſtandes ihm vor die Seele führt.

Man muß im Alter lieber ſententiös ſchreiben wollen, ſonſt wird man breit.

Goethe iſt eigentlich nie jung geweſen, nie alt geworden. Verſtandesreife, vollkommne An- und Durchſicht der Verhältniſſe hatte er ſchon in der Jugend. Im Alter blieb die Erregbarkeit des Gefühls, wie ſie in der Jugend war.

Memoiren werden faſt immer zum Halb-Roman, wenn ſie die Verflechtung des innern Lebens mit dem äußern darſtellen. Der Duft der Vergangenheit umſchleiert die Begebenheiten, der Nebel vergrößert die Geſtalten, Farben und Umriſſe verſchmelzen. Die Anſicht der Gegenwart, die unſre Gefühle beherrſcht, übt Einfluß rückwärts auf die Vergangenheit, die Motive der Begebenheiten werden in unſern Vorſtellungen verfälſcht; wir können nur die Handlungen als etwas Geſchehenes rein auffaſſen. Goethe nannte daher ein immer der Naturwahrheit zuſtrebendes Leben Dichtung und Wahrheit.

Gute Motive in der Delphine ſind, daß die Unwahrheit gegen Valorbe ſich rächt, daß Mathilde nicht durch einen Zufall, ſondern durch Delphinens Gefühl, gleichſam

durch die innere Nothwendigkeit des Ganzen, von ihrer Liebe zu Leonce unterrichtet wird.

Um einen Roman ſchreiben zu können, muß man an das Glück, d. h. an den Werth der Empfindung glauben. Eine Exiſtenz, als ein Ganzes in Würde und Glück, muß darin ausgeſprochen werden. Philoſophiſche Abſtraction und alleiniges Sinnenleben ſind beide unfähig, dem Roman einen Gehalt zu geben. Die innern Kräfte im Verhältniß zu der umgebenden Welt, zu fremden Plänen, zu der Wirkung des Zufalls, das iſt der Stoff des Romans, das Glück, oder die höchſte Würde im Unglück das Reſultat, aus dem die Stimmung unſers Gemüths reiner, ſtärker und heitrer hervorgehn muß.

Der Geſchichtſchreiber muß durch die Art ſeines Ausdrucks und durch die Stellung der Begebenheiten im Gemüthe des Leſers immer den Ton erklingen laſſen, den die Begebenheiten in ſeinem eignen erzeugten. Der Ausdruck Rollins, da er von den Senatoren Capuas ſpricht, die ſich, mit ihrer Stadt von Hannibal belagert, ſelbſt den Tod geben: après s'avoir donné à eux mêmes la mort d'une manière tout à fait tragique — dieſer Ausdruck iſt kalt und unedel, weil er nicht den gehörigen Antheil, den der Erzähler an dieſer That nehmen mußte, ausdrückt, denſelben alſo auch nicht im Leſer erzeugen kann.

Das Gefühl der Vervollkommnungsfähigkeit unſers Weſens, eine Erhöhung aller Kräfte iſt, däucht mir, der

Grund der äſthetiſchen Rührung. Was auch wir ſein könnten, das fühlen wir vermöge unſrer Sympathie mit einem fremden Zuſtande; wir fühlen unſre eigne Kraft belebt und geſtärkt, indem wir das Vermögen der Göttlichkeit in der menſchlichen Form empfinden. Ein hoher Apoll belebt unſer Herz und giebt ihm das Gefühl göttlicher Kräfte.

Das gemeine Volk drängt ſich zu Hinrichtungen, um einen außerordentlichen Zuſtand der menſchlichen Natur zu ſehen und zu empfinden.

Wenn die Kunſt ſich in das Phantaſtiſche verliert, dann ruht ſie auf irgend einer falſchen Anſicht, auf unſicherer Baſis. Anders bei den Alten; daher der unvergleichliche Reiz ihrer Poeſie.

Den Erzählungen der *** fehlt das Plaſtiſche. Ihre Perſonen ſcheiden ſich nicht ganz vom Hintergrund der allgemeinen Vorſtellungen, verfließen in unbeſtimmten Umriſſen.

Die Figuren werden plaſtiſch, wenn in einem wichtigen Momente, wo Gemüth und Schickſal mächtig zuſammenwirken, ſich in kleinen Nuancen, die das innere Leben ausdrücken, ein Bild ihrer Geſtalt uns ſelbſt und dem Leſer aufdrängt. Jede Zeichnung einer Perſon in leidenſchaftsloſen Augenblicken iſt kalt und proſaiſch. Goethe iſt zuweilen ſehr plaſtiſch. Richardſon iſt es durch die

conſequenteſte Ausführung, Fielding durch genaues Beobachten und treues Wiedergeben der Natur.

Eine hoch poetiſche Compoſition iſt das Bild Raphaels, wo auf der Flucht nach Ägypten Engel eine Palme beugen, damit das von der Mutter emporgehaltene Chriſtus-Kind zu den Früchten gelangen könne. Es verſetzt in eine reinpoetiſche Stimmung. Überirdiſche Kräfte kommen einem reinen Verlangen entgegen, Alles iſt lieblich, kein unaufgelöſtes, unbefriedigtes Streben. Der Gegenſtand ſinnlich klar, Grund, Zweck, das Myſtiſche in den höheren Naturen, Chriſtus und den Engeln; das Göttliche mit dem Menſchlichen vermählt, wie in den Mythen der Griechen.

Wo nicht ſchon ein leiſes Mißverhältniß exiſtirt, iſt keine Caricatur möglich, keine Parodie, wo die Wahrheit und innere Harmonie der menſchlichen Empfindungs- und Vorſtellungsweiſen unverletzt iſt.

Die Muſik iſt eine höhere, feinere Sprache als die der Worte. In Momenten, wo der erhöheten Seele jeder Ausdruck zu ſchwach ſcheint, wo ſie verzweifelt, die feineren Nuancen ihrer Empfindung in Worte zu feſſeln, da beginnt die Tonkunſt. Aller ächte Geſang hat dieſen Grund.

Iſt es zum vollkommnen Genuß eines Werkes der bildenden Kunſt nicht eben ſo nöthig, daß es klar verſtanden werde, als daß es durch die Reinheit der Formen zu unſrer

Empfindung ſpreche? Der Ausdruck der Formen iſt das Werk der rein, ſchön und treu wiedergebenden, oder nach den höchſten Geſetzen ſchaffenden Phantaſie; der Moment, die Lage, das Umgebende, in dem die Formen gedacht werden, iſt das Charakteriſtiſche, das mit der Stimmung des Geiſtes in nothwendiger Verbindung ſteht. Man kann, glaub' ich, nicht ſagen, daß in den beſten Werken des Alterthums das Eine dem Andern untergeordnet ſei. Verſtand und Phantaſie ſind im Moment der Erzeugung gleich thätig, und bilden vereint die Erſcheinung des ſchaffenden Genius.

So wie es in dem Benehmen eines Menſchen leicht erkannt wird, wonach er ſtrebt, ob nach geiſtiger Wirkung, nach Wirkung des Verſtandes, nach Schein, oder Wahrheit, ſo iſt in Gemälden ſichtbar, welche Intention die ſtärkſte und herrſchende im Malen war. Correggio ſucht in ſeiner zweiten Manier den Schein zu erreichen, Titian die Wahrheit der Farbe, Perugino den Gemüthsausdruck, Raphael den hohen und ſchönen Gemüthsausdruck.

Die Affectation in der Schreibart entſteht allemal aus einem Mangel an geſundem, wahren und feinen Gefühl, den man ſich halberweiſe ſelbſt eingeſteht. Man will dieſen erſetzen, und greift nach Bildern, und macht Sprünge; wo bei dem, in welchem die Saite des wahren Gefühls ſtark ertönt, der Ausdruck keuſch und verſchämt iſt; er fürchtet eher zu viel zu ſagen, als daß er mühſam nach

Gewalt und Stärke ringen ſollte. So ſcheint die Stärke und das ſchöne Maß im Empfinden der Griechen, wie in ihrer Geſtalt gelegen zu haben; und aus dem Mangel an klarem Empfinden bei dem Nordländer ſcheint die Affectation hervorgegangen zu ſein, mit dem Ringen nach Kraft und Eleganz.

Memoiren haben nur Werth und Intereſſe durch den reinen Wahrheitsſinn ihres Verfaſſers. Möge er ſich täuſchen über ſich ſelbſt oder die Gegenſtände, das ſtört das Intereſſe nicht; genug, wenn er nicht täuſchen will. Wie der gute Wille im Menſchen das Erſte iſt, was ihn zur reinen Menſchheit erhebt, ſo iſt er auch das Erſte in einem Buche. Keins dringt ohne dieſen an das Herz, ſondern bleibt nur Gegenſtand des grübelnden und vergleichenden Verſtandes.

Der Titel zu Goethes Leben, Wahrheit und Dichtung, ſollte das Motto aller Memoiren ſein. Die Vergangenheit wird zu Dichtung, weil der gegenwärtige Zuſtand ihr andre Formen und Farben giebt. Unbedachtſamkeit der Jugend wird zu Muth, oder erſcheint als Fehler, je nach ihrer Wirkung. Die Motive einer vergangenen Handlung umwölken ſich vor der Gegenwart. Der Zug der Wolken erzeugt Farbenſpiel und Wechſel der Geſtalten. Wenn nur das ewige Blau des Aethers durchſcheint, erhält ſich das Vertrauen und der Antheil an dem Darſteller. Gefühl ſeiner Irrthümer und Schwächen, deren Ge-

ständniß den Verfaſſer liebenswürdig macht, muß ihn doch nicht verleiten, ſich ſelbſt darin gefallen zu wollen.

Goethes Brief an W. Humboldt, in ſeinem letzten Lebensjahre geſchrieben, iſt ſehr merkwürdig. Er ſagt, er werde ſich ſelbſt hiſtoriſch, und ſchaue ſich ſo an; Vergangenheit, Gegenwart, und was dahinter, Zukunft, in Eins verſchmolzen. Für den Menſchen iſt es entſcheidend, ob er die Gegenwart klar erkennt und in ihr thätig lebt, oder ob er in die Zukunft greift. Goethe hatte, bei dem Grundtypus aller Genialität, dennoch einen klaren Blick in die Gegenwart, wie die umgebenden Menſchen ſie bilden. Schönheits-Gefühl, Behagen riß ihn hin. Schiller lebte eigentlich nie, oder mit Anſtrengung, in der Gegenwart.

Es giebt jetzt ſo viele Geſchichten der Literatur, daß es bald keine Literatur mehr geben wird.

In einer weder durch Mannichfaltigkeit der Formen, noch durch Reichthum der Vegetation ausgezeichneten Gegend iſt man dem Naturſinn des ſchaffenden Genius, der das vorhandene Einzelne zu einem gefälligen Ganzen verbindet, doppelten Dank ſchuldig. So fühlt man in dem kleinen grünen Ilmthale, im Gewinde der Gänge, die ſich an der Bergwand des Parks hinziehen, an anmuthigen Ruheplätzen, an dem erſten Gebäude, welches darin entſtand, das Kloſter genannt, immer eine eigne Empfin-

dung an das Herz dringend. Die Jugendfreundſchaft zwiſchen Goethe und ſeinem Fürſten ſuchte hier einen Ort für ſtille Mittheilung; man fühlt mit Werther in dem Garten bei Wetzlar, „daß ein fühlendes Herz dieſe Anlagen geſchaffen.“ Die Natur ſprach in ihren leiſeſten Tönen an das Herz des Dichters, keiner wurde überhört, und nirgends dringt ſich dem ſinnigen Gemüthe ein Ringen nach erkünſteltem Effect auf.

Schillern hatte in früher Jugend der ſtrenge dogmatiſche Religionsunterricht empört; die ſeichte Heuchelei der Heuchler ekelte ihn an, wie die Seichtigkeit der Moraliſten. Aber der Gottesſinn war ihm ungetrübt geblieben, und immer blieb ihm die Sehnſucht nach dem Ewigen. Die Wirkung großer Kräfte zog ihn an, und dies trieb ihn ſie darzuſtellen; dadurch kam vielleicht viel Falſches in ſeine früheſten Producte. Als ein milderes Leben in ſeinem Buſen den Gedanken aufkommen ließ, daß nur die guten Kräfte die wahren ſind, fand er nach Verirrungen ſich wieder. Was ihn früher hielt, war die reine Wahrheitsliebe, ein edler Stolz, ſich ſelbſt treu zu ſein und gegen die Maſſe des Kleinen und Unwürdigen feſt zu ſtehn, in Freiheit, im Sonnenglanz der Erkenntniß, in der Wahrheit. Sein Gedicht an die Freude, voll Gottesſinn, iſt in der ſchönſten Stimmung gedichtet.

---

3. Volk. Staat. Regiment.

Kein Volk iſt ganz gerecht gegen das andere, welches ſeine Eigenthümlichkeit bewahrt. Allgemein-gebildete ſelbſt ſind es nicht. Inſofern ſie von allgemeinem Volks-Charakter ſprechen, ſtellen ſie ſich ſelbſt zu dem Volke. So iſt die allgemein-gebildete Fr. v. Staël nicht billig, nicht einſichtig, wenn ſie über den deutſchen National-Charakter ſpricht.

Die Freiheit, die nicht erworben, nicht durch Blut gedüngt, die nur geſchenkt ward, iſt eine Treibhauspflanze. Nur wenn ſie auf dem eignen, mütterlichen Boden erblühte, iſt ſie ſtark genug, Jahrhunderte hindurch den ſie bedrohenden Stürmen zu trotzen.

Ein großer Charakter allein giebt einem Volke eine Form und eine Macht gegen die daſſelbe umgebenden Staaten. Die Bildung der Individuen giebt nur den innern Gehalt. Dieſen muß der große Charakter zur Form verarbeiten, er muß jeder Kraft ihre Richtung geben, die ganze Maſſe als ſein Organ brauchen. Iſt der große Charakter mit Edelmuth verbunden, dann erzeugt er auch das Glück im Innern des Volkes, das Gefühl der freien, ſicheren Thätigkeit, des ſich ſelbſt bewußten Gebrauchs der Kräfte. Iſt er nur ſtark, ſo zerſtört er das Glück, er verzehrt die Kraft, ſtatt ſie zu beleben. Ein großer Charakter iſt eine Naturkraft. Daher zieht ſich durch die allgemeine

Entwicklung der Menschheit ein Faden, den wir nur an die höhere Leitung der Vorsehung anknüpfen können.

Was eine Nation vermag, deren innerer Gehalt eine hohe Stufe einnimmt, der aber der große Charakter mangelt, durch den sie zur äußern Form gelangen würde, das hat die deutsche in verschiedenen Zeiträumen gethan.

Der Wille aller Edlen ist auf Freiheit gerichtet. Jedes Edlen Hand strebt, den Schatz zu heben; nur die Besonnenheit und die Kraft gewinnt ihn.

Wenn ein Gesetz oder Herkommen, wie eine Nothwendigkeit, die Menschen in einer bestimmten Lage hält, so ist dies eine Gewalt, die sie von der Cultur ausschließt; wie in Indien die Kasten das Volk von allen Fortschritten im Denken und in der Kunst zurückgehalten haben. In Griechenland konnte Einer sich in allen Ständen und Lebensweisen versuchen, und deßhalb auch erreichten sie die höheren Stufen. Nur wenn ein Mensch nach der göttlich geachteten reichsten Existenz strebt, lernt er seine Kräfte kennen, nicht wenn er sie als überirdisch anstaunt.

Es ist eben so unmöglich für ein Volk, sich in eine frühere zerbrochene Form seiner Verfassung wieder hineinzuzwängen, als eine neue Form aufzustellen, die mit dem Geiste der zerbrochenen streitet. Physische Lage, Stamm, Volkssagen sind die ersten Grundzüge dieses Geistes. Die Deutschen haben von jeher nach einer Verfassung gestrebt;

dem Streben des Menſchen, wenn es einmal über den Kreis des gegenwärtigen Bedürfniſſes hinausſchreitet, geſellt ſich die Vorſtellung eines idealen Glückes zu.

In jeder Kunſt kämpft die Idee mit den Elementen der Wirklichkeit; je nachdem ſie dieſelben überwindet, gewinnt das Kunſtwerk mehr oder minder Vollkommenheit. Die Compoſition einer Staatsverfaſſung iſt das höchſte Kunſtwerk, weil es den edelſten Stoff, die lebenvolle Welt einander entgegenſtrebender Kräfte, in die ſchönſte Form verſchmelzt.

Das Zuſammenfügen vieler Theile in Eine Form macht den Begriff eines Staats, und ſetzt nothwendig das Abſchleifen und Aufopfern gewiſſer Seiten der Individualität voraus. Die Leidenſchaften der Individuen ſind der Stoff, den der Staatenſtifter zu bearbeiten hat.

Man muß die Menſchen, um ſie nicht aufzubringen, ſo ſelten als möglich an eine Regierung erinnern. Die meiſten werden nur durch den momentanen Eindruck gelenkt, und ſie vergeſſen die Vergangenheit und Zukunft gern.

Die gebornen Sklaven, die Lüſternen, die Trägen machen früher Despoten, als die Despoten Sklaven machen. Warum fängt man nicht lieber damit an, den Hang zur Sklaverei zu vertilgen als den Despotismus? Eines ohne das Andre iſt unwirkſam. Wer heute nichts

Anderes vermag, als Sklav eines Kaiſers zu ſein, wird morgen der Sklav eines Dictators.

Freiheit wünſchen nur wenige edle Menſchen, Willkür der große Haufe. Die Freiheit erkennt ihre eignen Rechte, wie dieſelben zu fremden Rechten paſſen. Die Willkür kennt nur den blinden Eigenwillen.

Die Anarchie in unſern politiſchen Verhältniſſen wirkte auch auf das Reich des Wiſſens. Der Egoismus geht bei uns freier umher als in andern Ländern, und obgleich er unſre Moralität weniger geſtört, ſo hat doch die Gewohnheit eines Jeden, nur für ſich zu handeln, zu reden, zu ſchreiben, in unſern Gefühlen Rohheit, in unſerm Denken Verkehrtheit erzeugt. Jeder will ſich auszeichnen dadurch, daß er ſich neu zeigt. Auch in Frankreich will Jeder ſich neu zeigen, aber doch zugleich durch Anpaſſung an die einmal beſtehende Form ſich der Anerkennung verſichern. Er giebt ſich Mühe verſtändlich zu reden; bei uns will man durch Unverſtändlichkeit merkwürdig werden.

Zum Guten zwingen iſt der unheiligſte Zwang, den man der Menſchheit anthun kann.

Wo der Menſch ſich in dem Bürger vergeſſen muß, da iſt die Verfaſſung unnatürlich, über der Natur, oder unter ihr.

Die römiſche Staatsverfaſſung machte in den Zeiten ihrer Stärke hohe Anforderungen an die edelſten Kräfte

im Menſchen, an Selbſtverleugnung, Ertödtung alles Egoiſtiſchen, ſelbſt der beſſern natürlichen Gefühle. Der römiſche Staat fand ſeine Kraft in der Wahrheit, die neuern finden ſie nur zu oft in der Lüge. Seit das Gewebe der kleinlichſten Intereſſen Politik heißt, verlangt der Staat vom Individuum Aufopferung ſeiner Moralität. Wären alle Einzelne ſo gebildet, daß ſie ſich nie dazu verſtänden, ſich Staatsſtreichen hinzugeben, daß ſie immer den Menſchen empor zu halten vermöchten, dann würde ſich die falſche Politik von ſelbſt aufheben, ſie fände keine Mittelsperſonen; und der Repräſentant des Staates würde, wenn er mit ſeiner eignen Ehre für ſein Thun haften müßte, beſonnen zu Werke gehn, oder die Schmach der Falſchheit würde ihn perſönlich treffen.

Wir haben nicht den Muth, nicht die phyſiſche und moraliſche Tüchtigkeit zu der Coloniſationsweiſe, wie wir ſie bei den Alten finden. Ein ſchwaches Gewimmer von Vaterlandsliebe, hinter dem ſich die Schwäche birgt, die kein Unternehmen wagt, kettet den Menſchen an den armen, dürftigen Boden, an die Verhältniſſe, in denen er heranwuchs. Die Erde iſt überall des Herrn. Dieſes Vertrauen ſollte den Menſchen leiten, da die Jugendkraft ihm abgeht. Das Vaterland von Weſen befreien, die keine Nahrung in ihm finden, heißt ſein Vaterland ehren. So fühlt noch der energiſche Schweizer. Jetzt führt oft die Verzweiflung die armen Auswanderer in die Hände von

Betrügern, die, härter als Straßenräuber, die Thränen der Verzweiflung verhöhnen.

Der Jüngling in den Jahren der Kraft, der die Unmöglichkeit einsieht, sich von dem zersplitterten Erbe des Vaters, oder durch ein Gewerbe zu nähren, muß, in Verbindung mit treuen Gefährten, die weite Erde als seine Heimath ansehn. Dieser Gedanke muß ihn leiten, muß ihm Muth geben. Redlichkeit, Kraft, Geschicklichkeit sind auf der ganzen Erde Bedürfnisse; mit ihnen kann er sich überall den Menschen anschließen.

Der Staat muß auf der Idee ruhen; das Ewige muß sich in ihm abspiegeln, sonst wird er zu einem trüben Gewirre menschlicher Leidenschaft; und eben er sollte über der Leidenschaft stehn in der göttlichen Kraft der Gerechtigkeit. Auch die Liebe ist in ihm begriffen; es müssen Elemente der Schonung in ihm liegen, der Verzeihung, neben dem ewig strengen Recht.

Die Bergbewohner lieben ihr Vaterland, weil es mit dem Zauber der Mannichfaltigkeit unvergängliche Schönheiten darbietet. Aus jeder Bergschlucht, aus den Waldbächen treten dem Auge liebliche Bilder entgegen, und jeden Abend erleuchtet die Sonne die Häupter der Berge, und zeigt diese in eigenthümlichem Reiz. Aus der Liebe entsteht inniges Eingehn in die Individualitäten der Menschen wie der Gegenden; und da findet der klare Verstand

und das reine Herz die Lettern des Gottes-Wortes Freiheit an die Gipfel der Felsen geschrieben.

Auf der Ebene ist die Vaterlandsliebe weniger innig, die Erscheinungen auf ihr wiederholen sich, und auch die menschlichen Verhältnisse bleiben eben und flacher. Die Berge sind das für die menschliche Existenz, was der Rahmen für ein Gemälde ist; sie concentriren den Eindruck bedeutender Situationen.

---

4. Religion und Christenthum.

Als in der römischen Republik die Freiheit unterging, ging das Christenthum auf, als hätte die Menschheit eines neuen Grundpfeilers bedurft, an den sich das innere Leben ferner halten und ausbilden könnte, da die Glorie des äußern endete.

Wenn das Leben an sich und in dem Kreise des Irdischen für ein edles Gemüth einen Werth haben soll, so kann dies nur in der Freiheit der Fall sein. Die größten Seelen suchten sie von jeher für sich und für ihre Geliebten; ja, sie warfen das Leben als eine Bürde von sich, wenn sie dasselbe durch eine fremde Gewalt unterjocht fühlten.

In der Kunst lebt die höhere, die freie Menschheit ewig fort, und das Streben nach diesem freien, würdigen *Dasein, die* Trauer über den Verlust desselben, der Unter-

gang im Kampf und Ringen darnach, dieſe ſind die ſchönſten Motive aller Dichtungen.

Wie rührend iſt die Empfindung des Pompejus, der mit den Worten des Euripides: „Wer in das Haus des Tyrannen tritt, geht als Sklav wieder hinaus," den ägyptiſchen Boden betrat!

Es iſt keiner der grundloſeſten Vorwürfe, der das Chriſtenthum als die Energie des äußern Lebens lähmend darſtellt; doch widerlegt die Geſchichte ſeine Allgemeinheit. Als Tröſterin ſtand dieſe Religion manchem großen Herzen zur Seite, das, geknickt im verfehlten Streben für edle Entwürfe, nur im Hinblick auf die ewige Ordnung der Natur ſich wieder zu erheben vermochte; als warnende Gottheit hielt ſie oft die blinde Wuth gefeſſelt, die, über ihr Ziel hinausfahrend, den Mordſtahl gegen die Unſchuld zuckte und Verheerung über die Erde verbreitete.

Lies die Evangelien in ruhiger Stunde, und vergiß die Mißverſtändniſſe, die im Verlauf der Zeiten menſchliche Leidenſchaft und Verkehrtheit an dieſen reinen einfachen Faden knüpfte. Der ſtille, erhabene Geiſt dieſer Blätter wird dich ergreifen und an den deinigen bringen; du wirſt dich als ein Weſen empfinden, das mehr als einer Welt angehört; und, zu einem reinen, ſichern Überblick über das Leben gelangt, wirſt du kräftiger und milder fortwirken, und deiner ſelbſt genießen.

Wer biſt du, du ernſte, aber ſanfte Stimme, die ſeit *faſt zwei Jahrtauſenden* forttönte, während du allen Ver-

gungen und Trieben unſrer ſinnlichen Natur widerſprichſt. Wenn du nicht dem tiefen Bedürfniß unſers Weſens entſprächeſt — du wäreſt längſt verhallt und von der Erde verſchwunden.

Die Dreieinigkeit, oder dreifache Beziehung der Gottheit zu uns ſollte alſo aufgenommen und in der Lehre angewandt werden:

Dem Kindesalter lächelt die Schönheit der Natur, wenn das Kind natürlich und durch Erziehung nicht verſchroben iſt. Den Schöpfer, den Erhalter, den Vater muß es in jeder ſchönen Erſcheinung fühlen und erkennen lernen, in der Natur auf den Geiſt, auf die Einheit zurückgeführt werden, auf die Allgegenwart, auf die Macht, die ſich durch reines Wirken vermittelſt der Natur in Liebe äußert, und uns heiter und kräftig erhält. In der Blume, im Sonnenſtrahl, im Regen und Regenbogen wallt und wandelt der Allliebende; im Gewitter befruchtet er; und wenn dieſes zerſtört, dient es der Ökonomie des Ganzen.

Zerſtören, einem andern Weſen feindlich begegnen, ſchließt uns von der Gnade Gottes aus; Trägheit macht uns ihrer unwerth und unglücklich. Gutes, thätiges Dienen iſt recht, und führt zu Schönheit und zu Einigkeit mit Gott. Ein Kind kann nicht herrſchen, es kann nur dienen in ſeiner eigenſten Art.

Mit der erwachenden Leidenſchaft, dem heftigen Be-

gehren, dem Streben nach Glück erwacht ein Widerſtreben, das Gefühl des Mangels an Kraft, des Leidens, es tritt Schuld ein, Verſündigung gegen die Einheit. Hier iſt auf Chriſtus hinzuweiſen, auf ſeine Lehre, Troſt im Innern, Vergebung, Gefühl des Opfers für die Menſchheit, Aufgeben der Eigenheit.

Nun der Geiſt, die klare Einſicht in die Wahrheit, die höhere Exiſtenz in und mit der Natur, durch Leiden und freiwilliges Opfer errungen; die ſeligen Momente des Gefühls der Einigkeit mit der Natur des Vaters im Opfer unſrer Perſönlichkeit; dadurch gewonnen das ſelige Gefühl des Göttlichen in uns.

Das ſollten die Epochen des Unterrichts für das Individuum ſein, wie ſie es ſind für die Erziehung der Menſchheit. Schöpfer und Vater — Erlöſer — Geiſt des Herrn, der uns alle in ewiger Wahrheit vereint.

Nie ſoll ein junges Gemüth, das noch keine Schuld kennt, Reue empfinden. Man hält dem Kinde, der Jugend meiſt falſche Pflichten vor, und verwirrt dadurch die klare Anſicht des Lebens.

Ohne über Dogmen zu ſtreiten, die weniger aus einem religiöſen oder ſittlichen Intereſſe, als aus beſchränkten Verſtandes-Intereſſen entſtanden ſind, und ſelten noch in das Leben eingreifen, könnte ſich die Nation zu religiöſen Feſten vereinigen. Geburt und Tod, die beiden Endpunkte *des menſchlichen Lebens*, ſind an das Unſichtbare anzu-

knüpfen. Unſre Hoffnungen reichen über die Sphäre des Irdiſchen hinaus.

Rührend iſt der Eintritt eines Kindes in das Leben. Dunkel liegt über ſeiner Zukunft, und geheimnißvoll iſt die Entwicklung ſeines Weſens, unbekannten Umſtänden hingegeben. Die Liebe der Ältern ſchaut zum Himmel, zum ewigen Vater auf. Auch das Scheiden aus dem Leben wird von der Religion begleitet, der Segen des Prieſters leitet die Seele zum Himmel, und die irdiſche Hülle zur Gruft. Der Katholik beſchäftigt ſich vielleicht zu viel mit dem Tode, der Proteſtant zu wenig. Doch entſteht das Zuviel aus einer wahren menſchlichen Empfindung. Was möchten wir nicht für die Verſtorbenen thun! Der Einfluß, den der Katholicismus unſern Gebeten auf das Schickſal der Verſtorbenen einräumt, iſt der Punkt, wo der fromme Wahn ſich an ein materielles Intereſſe anſchloß, wo das Übermaß der Empfindung gemißbraucht wurde.

Religion iſt die natürliche Stimmung eines gehörig organiſirten vernünftigen Weſens. Alle Abweichung von ihr rührt von Mangel an Verſtand oder Gefühl her. Weit entfernt, eine Krücke der ſchwachen Menſchheit, ſei es in der Politik, oder in phyſiſchen Leiden, zu ſein, iſt ſie vielmehr die eigentlich belebende Kraft des Menſchen. Fenelon und ein alter Kirchenvater ſagen mit Wahrheit: L'ame est naturellement Chrétienne.

Ein tiefes, glühendes Gefühl, das die Gegenstände seiner Liebe mit ganzer Macht umfaßt, fordert das Glück der geliebten Wesen und eine unendliche Dauer dieses Gefühls. Es bedarf des Glaubens an die Güte der Allmacht, und trägt die Ahnung der Unsterblichkeit in sich.

Die Sehnsucht nach dem Bessern, dem Ewigen ist das Einzige, was wir aus diesem Leben mit wegnehmen; sie ist, wie der Sternenhimmel, unveränderlich.

Man kann das Gebet nicht als eine Pflicht fordern, aber als eine Wohlthat für unser Wesen empfehlen. Unsre Empfindung muß geweckt, erhoben werden, in ruhigen Momenten muß Gott, der Ordner der Welt, der ewige Verstand, der uns aus der Natur anspricht, ein Gegenstand unsers Erkenntnisses werden; ein Gegenstand des Verlangens ist er jedem reinen Gemüthe. Um diese Stimmung gegen das Ewige so habituel zu machen als wir vermögen, müssen wir uns zu Betrachtungen erheben, die zu einer allgemeinen Ansicht der Natur führen.

Jede tiefe Einsicht in irgend eine Wissenschaft führt zum Allgemeinen. Zu der Betrachtung des Göttlichen kann uns der Wille erheben, zu der Empfindung nur ein innerer Ruf, ein Blick des Genies, der unsre sämmtlichen Kräfte harmonisch in sich faßt. In so weit ist die sogenannte Gnadenwahl der Mystiker eine Erscheinung, die aus der innern Natur hervorgeht: aber nothwendig muß sie irreleiten, wenn sie von dem Allgemeinen sich sondert,

und als leeres Phantaſiespiel ſich von der Alles verbindenden Vernunft trennt.

Jeder rufe ſich die heißeſten Momente ſeines Lebens zurück. Wenn er ſich in einem Zuſtande fühlte, der in zerſtörendem Schmerze ſein Weſen auflöſte, drängte ſich ſein Herz nicht alsdann zum Ewigen? Rief er nicht Hülfe vom unendlichen Gewölbe des Himmels herab? Wie unſre Bruſt den belebenden Lufthauch von oben herab empfängt, ſo unſre Seele ihr inneres Leben durch das Empfinden einer ewigen Macht über uns. Wem in ſolchem Momente eine Vaterſtimme zurief, wem Hülfe erſchien, der genoß einen Augenblick der Seligkeit.

Das hülfsbedürftige Weſen, der Menſch, mit dem Räthſel der Ewigkeit in ſeiner Bruſt, ſchuf ſich Götter in allen Zonen. Wie mag der Wahnſinn des Atheiſten, indem er ſeinen eignen Stolz vergöttlicht, ſagen: Es iſt kein Gott!

Nicht muß man die Tugend von dem Gefühl der Gottheit ableiten wollen, ſondern das Gefühl der Gottheit als ein Reſultat der Tugend anſehn. Aber das Gefühl der Gottheit muß durch Beiſpiel und Gewöhnung dem trägen Gemüth als ein nothwendiger Zuſtand der höheren menſchlichen Natur vorgehalten werden, und ein Gottloſer als ein Gegenſtand des Mitleids, oder der Verachtung gelten, der Stufe gemäß, auf der er ſonſt als Menſch ſteht.

Daß der Menſch eine Vergangenheit kennt, und eine

Zukunft erwartet, darin liegen ſchon einem geſunden Gemüthe die Ideen der Gottheit und Ewigkeit.

Es iſt das Bedürfniß des Menſchen aller Zeiten, ſeine Fähigkeiten in's Unendliche hin exiſtirend und ſich entwickelnd zu denken. Die Gottheiten der Braminen haben viele Arme und Köpfe, die Ausbreitung der Macht und Wirkſamkeit andeutend. Bilder der Tugend, deren ſich unſer Weſen in ſeinen reinſten Momenten fähig findet, ſuchen wir unſerm geiſtigen Auge vorzuhalten; und die Geſchöpfe unſrer Einbildungskraft ſollen das ſein und thun, deſſen wir ſelbſt uns fähig fühlen. Wenn wir ſie in die Ferne rücken, werden ſie uns größer. Das iſt der Urſprung der Religionen.

Die kalte Hand des Argwohns fährt zerſtörend, wie der erſte Nachtfroſt, über die Blätter und zarten Blüthen des Herzens. Was er zerknickte, hebt ſich nie in ſeinem völligen Farbenſchmelz wieder empor.

Die haltbarſte Stimmung eines menſchlichen Herzens iſt eine ſanfte Wehmuth, eine gewiſſe Reſignation, welche die höchſten Genüſſe nicht mehr zu erreichen begehrt.

Wenn die Religion nicht das tiefſte, wahre Leben der Seele iſt, wenn man ſie an- und auszieht wie einen Rock, dann iſt ſie nur eine Verfinſterung des Kopfes und eine Verkehrtheit des Herzens. Wer ſich etwas Anderes zur Religion macht als Liebe, iſt ein Thor oder ein Heuchler.

Ueber Feste, die zur Annäherung der Religions-Parteien an einander dienen könnten.

Die drei Hauptfeste der christlichen Kirche sind Symbole des Lebens Christi und seiner Vereinigung mit der Menschheit. Pfingsten feiert die Ausbreitung seines Namens durch Kraft und Geist. Es sollten noch einige allgemein menschliche Feste eingeführt werden, um den christlichen Sinn in unsrer Zeit zu erhalten, Feste, aus dem tiefen Sehnen und dem Bedürfniß unsrer Natur hervorgehend:

Ein Fest zum Andenken an die Todten — Exsequien;
Ein Fest der allgemeinen Versöhnung.

Bittet, so wird euch gegeben,
Klopfet an, so wird euch aufgethan.

Aus deinen hohen, einfachen Worten strahlt in jeder Verworrenheit des Gefühls, in jedem Irrthum des Verstandes Licht einem menschlichen Wesen zu, dem die Kraft dich aufzusuchen verliehen ist. Es sind Sterne in der Nacht des Erdenlebens; und je dunkler die Nacht uns umgiebt, desto tröstender erscheint uns ein leuchtendes Gestirn.

Obgleich Mancher im sinnlosen Taumel der Welt die Erhebung seines inneren Wesens unnöthig findet, so giebt es doch wohl kein menschliches Herz, das nicht in einem Moment des gesteigerten Lebens, in Angst und Schmerz oder Glück, sich nach dem Überirdischen drängte; keine Mutter, die nicht in überschwänglicher Liebe und Freude

das Kind an ihrer Bruſt betend in die Arme der ewigen Natur legt, der die Natur nicht als Vater und Mutter alles Lebens an die Seele ſpricht; kein liebendes Paar, das Sehnſucht und die Fülle der Liebe nicht drängte, die Dauer ſeines Glücks in dem grenzenloſen Blau des Himmels zu ſuchen.

In der Noth, wenn alle irdiſche Hülfe mangelt, wenn gleichſam die Fugen unſers Daſeins aus einander gehn, wer richtete da nicht das geiſtige Auge auf eine Macht, von der Hülfe kommen kann?

Wenn wir große Gemüther in dumpfem Schmerz und ſtarrem Trotz an der Gewalt der Natur brechen ſehn, wenn wir ein geliebtes Weſen ſo leiden ſehn — geben wir nicht der Natur ein Ohr für die Klagen des Leidenden, ein Herz, das ihm antwortet?

Chriſtus macht uns die Natur zum Vater; aus der tauben Nothwendigkeit erhebt er unſer Gemüth zu dem Glauben an Güte und an Hülfe. Er giebt dem Ewigen, das ſonſt nur wie des Sturmes Macht an uns vorüber fuhr, ein Herz, das liebend unſern Klagen antwortet.

Ruhe iſt nur in Gott, wenn wir uns in ſeinen Willen ergeben.

Welchen himmliſchen Troſt gewährt die Lehre von der Verſöhnung, wenn unſer Herz ſie zu faſſen vermag!

Die Lehre der Alten von der Rache der Furien, von der Nemeſis, die Lehre, daß die Strafe für die Sünden

des Ahnherrn durch die Reihe der Geſchlechter geht — das alles war ein Zügel der Verbrechen. Der Troſt, daß Vergebung der Schuld durch reine Erkenntniß derſelben möglich iſt, ruht in Chriſtus. Der gereinigte Wille wirkt wieder frei in Harmonie mit der ſittlichen Welt. Iſt es möglich, die Folgen böſer Thaten aufzuheben, oder zu mildern, ſo geſchieht dies durch reine Einſicht, durch Gefühl der Schuld. — Etwas Geheimnißvolles iſt in der Wirkung des Glaubens, wie in jeder Kraft. Weil unſer ſchwacher Geiſt nicht immer in der Richtung auf das Ewige verharren kann, dünkt uns in Momenten, wo wir dem Irdiſchen hingegeben ſind, jene ſelige Stimmung, die uns den Himmel aufſchloß, ſelbſt ein Geheimniß.

Es iſt ein tiefer und hoher Sinn in den Worten des Evangeliums: Wir werden Gott ſchauen. Wenn wir uns die Möglichkeit denken, des ewigen Grundes und Lebens der Natur, des Schöpfers und Lenkers unſers Geſchicks ſo gewiß zu werden, demſelben ſo nahe zu ſein, wie wir jetzt den Gegenſtänden, die wir durch unſer Auge erkennen, welche Ahnung der Seligkeit durchſchauert uns! Wenn wir die Allgewalt, das Unendliche anzuſchauen vermöchten, welche Unendlichkeit für uns ſelbſt!

Wenn ich das Wort Ewigkeit ausſpreche, ſpreche ich auch den Glauben an mein Sein in ihr aus.

Die Bibel iſt, wie die Natur, unendlich, und immer neu ſpricht ſie unſer Inneres an, da ſie, aus dem Unend-

lichen ſtammend, die Menſchenſeele berührt. Wer ſie mit Beſchränkung lieſt, findet in ihr Beſchränkendes, wie der, welcher die Natur aus einem Syſteme heraus anſieht. Wer ſie mit freiem Gemüthe lieſt, dem erſchließt ſie immer neue Lebensquellen, wie die Natur ſolche dem freien Auge eröffnet.

Welch ein bedeutendes hiſtoriſches Phänomen iſt die Religion! Sie hat kein politiſches Bildungsmittel, nicht ein beſchränkendes, ängſtigendes Geſetz zu ihrem Fundamente. Sie löſet das Gemüth von der Hoffnung irdiſchen Glanzes, ſie fordert Reinheit der Geſinnung mehr als Thaten: aber ſie erhebt unſern Blick zum Unendlichen, und unſer Weſen fühlt ſich durch ſie in ſeiner eigenthümlichen Richtung, eine Pflanze, mit der Wurzel an den Boden geheftet, das Haupt erhoben zu dem blauen Firmament, in das goldne Licht.

Der Menſch glaubt urſprünglich nur ſich ſelbſt und an ſich ſelbſt. Ein Moment, in welchem alle ſeine Fähigkeiten, Verſtand, Gefühl in der reinſten Harmonie ſtehen, macht ihn fähig, das große Weltbild in der Imagination aufzunehmen. Das große Weltbild hat einen Geiſt, dieſer ſpricht zum Menſchen — Gott iſt ihm da — Güte, Schönheit, Ewigkeit. Je inniger ſich dieſer Moment dem Herzen einbildet, deſto tiefer faßt es ſein Weſen, und zieht die Linien zum Gebäude des Denkens, die immer Grundlinien bleiben. Mangel an Einbildungskraft macht oft für Gott unempfänglich. Der Verſtand ſcheidet, Ge-

fühl und Imagination vereinigen. Wenn der Menſch in jenem Moment des Glaubens ſeine Individualität ganz entwickelt hat, fühlt er die ganze Welt, Gott in ſich, und ſich ſelbſt ein Kind der ewigen Liebe. Da vernimmt er im Wort auch Chriſtus. Dies iſt der lebendige Glaube, ſonſt iſt das Wort todt, der Menſch ruft aus Furcht eine höhere Macht an, und verunſtaltet dieſe nach ſeinem eignen Bedürfniß.

Fanatiſch iſt Jeder, der ſeine eignen Worte, Gedanken und Gefühle Andern aufdringen, und, ſich ihrem Weſen widerſetzend, ſich ſelbſt als Norm angeſehn wiſſen will. Wer Liebe in ſich trägt, wer eines Andern Exiſtenz rein aufzufaſſen vermag, kann nicht fanatiſch werden. Immer geſtattet er freie Prüfung, will nur das Glück des Andern, nicht ſich in des Andern Glück. Geiſt und Gefühl kann nicht bezwungen werden. Der größte Prediger der Toleranz iſt Chriſtus.

Einem Menſchen, der nicht beten kann, mangelt es an Geiſtigkeit, an Liebe, an Tiefe. Alle Edle und Starke haben beten können; mindeſtens unverſehends haben ſie gebetet. Wer allein mit ſeiner Klugheit im Leben auskommt, ſieht nur eine flache Welt vor ſich.

Als ich in meinem ſechsundſiebzigſten Jahre den Nathan wieder las, hatte ich das Gefühl, als ſtiege ich aus einem engen, qualmigen Thale eine Anhöhe hinan, wo es immer lichter, luftiger und ſonniger um mich wurde.

NEW YORK
CIRCULATING

V.

Schillers Briefe

an die beiden Schweſtern, Caroline und Lottchen, nebſt einigen Briefen der Erſtern.

[Weimar, ... April 1788.]

Ich ſchicke Ihnen die verlangte Geſchichte von Schottland; das engliſche Original habe ich nicht bekommen können. Laſſen Sie ſich das Leiden der armen Königin zu Herzen gehen.

Ich verlaſſe mich darauf, Sie dieſen Abend zu finden. Sollten Sie ſich aber unterdeſſen anders beſonnen haben, ſo haben Sie die Gnade, es mich wiſſen zu laſſen. Neulich habe ich meine Oſtereier mitzunehmen vergeſſen; gleich zu Hauſe fiel mir's ein und ich ſchenke ſie Ihnen nicht. Ich glaube, Sie ſagten mir, daß Sie zu Fräulein von Göchhauſen gehen würden. Werden Sie da noch zeitig genug nach Hauſe kommen? Darüber bitte ich mir einige Nachricht aus.

Schiller.

[Weimar, ... April 1788.]

Sie können ſich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und ſchönen Bergen ſehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich — und vollends nach denen in Rudolſtadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichſten Augenblicken im Traume verſetze. Man kann den Menſchen recht gut ſein, und doch wenig von ihnen empfangen; dieſes, glaube ich, iſt auch Ihr Fall, jenes beweiſt ein wohlwollendes Herz, aber das Letztere einen Charakter. Edle Menſchen ſind ſchon dem Glücke ſehr nahe, wenn nur ihre Seele ein freies Spiel hat; dieſes wird oft von der Geſellſchaft (ja oft von guter Geſellſchaft) eingeſchränkt; aber die Einſamkeit giebt es uns wieder, und eine ſchöne Natur wirkt auf uns wie eine ſchöne Melodie. Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und —-Luft ſich gefallen; ich hätte eine ganz andre Meinung von Ihnen haben müſſen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir, ſo eigenliebig bin ich, daß ich Perſonen, die mir theuer ſind, gern meine eigne Denkungsart unterſchiebe.

Heute würde ich mir die Erlaubniß von Ihnen ausbitten, Sie beſuchen zu dürfen; aber ich bin ſchon von geſtern her engagirt, eine Partie Schach an Frau von Koppenfels zu verlieren. Wie ſehr wünſchte ich nun, daß Sie eine Beſuch-Schuld an ſie abzutragen hätten, und daß Ihr Gewiſſen Sie antriebe, es heute zu thun. Die Tage haben für mich einen ſchönern Schein, wo ich hoffen kann, Sie zu ſehen, und ſchon die Ausſicht darauf hilft

mir einen traurigen ertragen. Von Wolzogen habe ich gestern einen Brief erhalten, der jetzt in dem traurigen Stuttgart die angenehmen Stunden in der Erinnerung wiederholt, die er — und vorzüglich in Rudolstadt — genossen hat. An Frau von Kalb habe ich von Ihnen eine Empfehlung bestellt. In das Stammbuch will ich morgen schreiben. Leben Sie recht wohl.

Schiller.

[Rudolstadt, ... Mai 1788.]

In Hoffnung, daß mein künftiges Logis auf dem Dorfe (dessen Namen ich nicht weiß) durch Ihre Güte berichtigt sei, bin ich ohne weiteres hieher gereist. Seit gestern Abend halb 10 bin ich hier und sehe dem Augenblick, wo ich Ihnen und Ihrer mir so verehrungswürdigen Familie werde sagen können, wie viele Freuden ich mir von einem nähern Umgang mit derselben verspreche, mit Ungeduld entgegen. Wollen Sie die Gnade haben, mein Fräulein, und mir eine Stunde bestimmen lassen, wo ich zu Ihnen kommen darf. Zugleich übersende ich Ihnen, was Ihre Freundinnen aus Weimar mir schriftlich an Sie mitgegeben haben. Ich bitte Sie, mich zugleich durch den Überbringer den Namen des Ortes, den Sie für mich bestimmt haben, wie auch des Hauswirths, bei dem ich wohnen soll, wissen zu lassen, weil ich wo möglich noch vor Mittag dort sein und jetzt gleich meinen Koffer hinschaffen lassen möchte. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst

zu ſagen, daß mir der nächſte Augenblick, wo ich Sie und die Ihrigen ſehen kann, der liebſte ſein wird.

Mit der vorzüglichſten Verehrung der Ihrige.

Schiller.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Bei dieſer feuchten Luft würde ich doch nicht wohlthun, wenn ich ausginge, ich kann alſo Ihre gütige Einladung wenigſtens auf den Mittag nicht annehmen. Zerſtreut ſich der Nebel und hellt ſich's ein bischen auf, ſo ſoll mich nichts abhalten Sie zu ſehen. Dieſe wenigen Tage dünken mir Wochen zu ſein. Ich ſehne mich in Ihre Mitte.

Herr v. Beulwitz hat mich mit ſeinem Beſuche geſtern auf das angenehmſte überraſcht; und dieſes Zeugniß Ihrer freundſchaftlichen Fürſorge für mich machte mir ſeine Erſcheinung doppelt werth. Glauben Sie, meine Theuerſten, daß ich es fühle, und der Antheil, den ich an Ihrer Freundſchaft habe, verſchönert meine Exiſtenz.

Leben Sie recht wohl, alle miteinander und haben Sie noch einmal recht ſchönen, freundlichen Dank für Ihren liebevollen Antheil an mir.

Schiller.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Ich kann Sie heute wieder nicht ſehen, und die Urſache iſt faſt ſo ſchlimm als ihre Folge. Ich habe einen heftigen

Schnupfen ſchon ſeit geſtern Abend und Froſt und Hitze dabei. Mein Kopf iſt ganz hin. Ein heilloſer Zuſtand.

Sagen Sie mir nur, daß Sie meiner gedenken, ich brauche dieſen Troſt. Mein Herz iſt unter Ihnen. Der Himmel verleihe Ihnen die gute Laune, die mir fehlt.

Sollten allenfalls vor 8 Uhr noch Briefe an mich bei Ihnen niedergelegt werden, ſo haben Sie die Güte, ſie mir durch den kleinen Jungen herauszuſchicken.

Schiller.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Dank Ihnen, daß Sie ſich meiner erinnern. Ich habe ziemlich gut geſchlafen. Das Übrige iſt wie geſtern; aber meine Seele iſt ſo ſtill und meine Laune ſo leidlich heiter, daß ich mir dieſe ruhige Stimmung durch ein Vomitiv nicht vorſätzlich zerſtören mag. Ich will die Natur ſo machen laſſen und es abwarten. Jetzt werde ich mich ein bischen in Ihrem Garten umſehen und der Sonne genießen. Suchen Sie aber Ihren Schnupfen los zu werden. Hier iſt der Plutarch. Leben Sie recht wohl.

G.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Wie haben Sie geſchlafen, und wie finden Sie ſich? Ich wünſche recht ſehr gut, ſo will ich mich auch freuen, daß es mit mir beſſer geht. Ich habe recht wohl geſchlafen und finde mich überaus leicht dieſen Morgen. Haben Sie etwas nach Weimar zu beſtellen? Der Bote geht mor-

gen früh. Wird Ihre Mutter heute ihren Vorſatz noch ausführen? Das Wetter iſt ungewiß, und ich rathe nicht dazu. Haben Sie die Güte, mir den Gibbon und Ihr niedliches Dictionnaire zu ſchicken. Ich will verſuchen, ob ich meinen Kopf durch Überſetzen wieder einrichten kann. Leben Sie recht wohl. Ich wünſche der Weisheit und der Bequemlichkeit einen recht ſchönen guten Morgen. Adieu. S.

[Rudolſtadt, Sommer 1788.]

Wollen Sie gegen drei Uhr mit uns ſpazieren gehen? — Dann trinken wir auch einmal Kaffee zuſammen, nicht wahr? Der Beſuch von Weimar iſt fort — dem Himmel ſei Dank! — Adieu. Caroline v. B.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Ich hoffe, daß Ihnen allen die geſtrige Partie ſo gut bekommen ſei, wie mir. Es war ein gar lieblicher, vertraulicher Abend, der mir für dieſen Sommer die ſchönſten Hoffnungen giebt. Mehr ſolche Abende und in ſo lieber Geſellſchaft — mehr verlange ich nicht. Rudolſtadt und dieſe Gegend überhaupt ſoll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden; denn ſeit geraumer Zeit geht mir's wie dem Oreſt in Goethens Iphigenia, den die Eumeniden herumtreiben. Den Muttermord freilich abgerechnet und ſtatt der Eumeniden etwas anderes geſetzt, das am Ende nicht viel beſſer iſt. Sie werden die Stelle der wohl-

thätigen Göttinnen bei mir vertreten und mich vor den bösen Unterirdischen beschützen.

Diesen Abend werde ich Sie wohl schwerlich sehn. Ich tauge heute gar nicht unter Menschen, und unter solche, die ich liebe, noch weit weniger. Sie werden es auch diesem kleinen Pröbchen anmerken. Nichts ist in meinen Augen unverzeihlicher, als einen Cirkel von Fröhlichen mit seinem schwerfälligen Humor zu stören — und diese Wandelbarkeit der Laune ist leider ein Fluch, der auf allen Musensöhnen ruht.

Gedenken Sie meiner in der Gesellschaft wo Sie sind und empfehlen Sie mich Herrn von Knebel recht schön, wenn ich ihn vielleicht nicht mehr sehn sollte. Bitten Sie ihn seines Versprechens zu gedenken. Haben Sie für morgen etwas beschlossen, wonach ich mich allenfalls zu richten habe, so haben Sie die Güte, es mir durch die zurückgehende Estaffette wissen zu lassen. Leben Sie recht wohl.

Schiller.

[Volkstädt, Sommer 1788.]

Eben habe ich ein Billet angefangen gehabt, in welchem ich Ihnen eine andere Partie auf den Nachmittag vorschlug. Ich hatte mich erinnert, daß Sie einmal aus dem Carlos gelesen haben wollten, und daß ich Ihre Schwester immer auf eine gute Stimmung vertröstet hatte. Diese gute Stimmung glaubte ich heute zu haben, und wollte also meine alte Schuld an Sie abtragen. Eben

war ich im Begriff es Ihnen zu ſchreiben und mich zum Kaffee bei Ihnen zu bitten. Es kann aber unterbleiben bis auf ein andermal. Nach 7 Uhr will ich kommen, und wir wollen dann den Abend zuſammenbleiben. Mir ſelbſt, glauben Sie mir's, liebſte Freundin, kommt es gar hart und ſauer an, mich des Abends ſo bald von Ihnen loszureißen — aber ohne Schmerz iſt auch keine Tugend, und ich rechne mir dieſe Überwindung für eine an, ob ich gleich durch die Nothwendigkeit dazu gezwungen werde. Leben Sie recht wohl.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Eben erſt bin ich mit dem gegenwärtigen Briefe fertig, den ich Sie recht ſchön bitte dem Weimariſchen Boten zuſtellen zu laſſen. Jetzt iſt es auch zu ſpät, Sie noch zu beſuchen. Recht ſchönen Dank für Ihr liebes Andenken. Haben Sie Geduld mit dieſem trüben Tage. Die ſchönen werden uns deſto werther ſein. Möchten Sie doch einen recht vergnügten Abend haben! Ich weiß noch nicht, wie ich den meinigen werde los werden. Schlafen Sie recht wohl! S.

[Rudolſtadt, Sommer 1788.]

Ich hoffe es ging Ihnen wohl geſtern an dem ſchönen ſtürmiſchen Tage, und nur der Regen hielt Sie ab, herein zu kommen. Hier Journale und den lieben Lavater, den mir Knebel doch da gelaſſen hat. Aus der Reiſe iſt nichts geworden. Haben Sie heut gegen 5 Zeit, ſo wollen wir

Sie in eine ſchöne Gegend führen, weil der Tag ſo lieblich kühl iſt; wiſſen Sie etwas vorzunehmen, das Ihnen lieber iſt, ſo ſagen Sie es. Ich möchte Ihnen gerne den Weg beſchreiben, um den Ihren etwas zu verkürzen, wo wir uns treffen könnten, aber ich fürchte es nicht recht anzuſtellen und wir möchten uns dann verfehlen, alſo kommen Sie lieber zu uns. Ich bitte um die Kritik des Tom Jones, wenn Sie ſie bei der Hand haben; haben Sie aber zu thun, ſo ſchicken Sie mir ſie ein andermal. Antworten Sie mir auch nicht, wenn Sie eben ſchreiben und zumal wenn Ihnen der Armenier grad erſcheint, den verſcheuchen Sie ja nicht. Laſſen Sie nur ſagen, ob Sie kommen wollen, und leben recht wohl, bis wir Sie ſelbſt ſehen. C. v. B.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Möchten Sie alle ſo gut geſchlafen und ausgeſchlafen haben wie ich, und Ihnen die Reiſe auch ſo wohl bekommen ſein. Ich befinde mich ganz vortrefflich darauf. Ohne Zweifel ſind Sie jetzt in Geſellſchaft des reiſenden Jägers. Eben da ich dieſes Billet angefangen, erhalte ich das Ihrige. Der Mann ſoll uns alſo mit aller Gewalt ein Geheimniß bleiben! Was Sie mir von Ihrem Befinden ſchreiben, freut mich. Den Geiſterſeher fange ich übermorgen an, deßwegen bitte ich Sie, Knebeln ja beſtimmt zu ſchreiben, daß er die Thalia mit nächſter Poſt zurückſchickt, weil ich ſie nicht wohl zur Fortſetzung des G.

miſſen kann. Daß ich ſie wenigſtens auf die Mittwoch durch den Jenaer Boten erhalte! Adieu. Wir ſehen uns heute Abend bald, denke ich. S.

[Rudolſtadt, Sommer 1788.]

Wie geht es Ihnen? Ich hörte mit Schrecken, daß es in Volkſtädt eingeſchlagen hätte, und dankte dem Himmel und allen guten Geiſtern, daß der Strahl Ihr Haus nicht traf. Ich hoffe es ſind nur die böſen Regengüſſe, die den Weg verderben, Schuld, daß wir dieſen Abend geſchieden ſind, und Sie ſind wohl und denken unſer. Hier etwas neben der Lecture zu genießen. Lottchen grüßt Sie ſchön. Leben Sie recht wohl. Caroline B.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Haben Sie recht ſchönen Dank für Ihr liebes Andenken und für die Kirſchen auch. Sie kommen mir eben zu meinem unglücklichen Dictiren recht gelegen. Bei dieſem ſchönen Wetter hier im Zimmer eingeſperrt ſitzen zu müſſen, wenn alle Geſchöpfe Gottes ſich des lieben Sonnenblicks freuen — iſt das nicht traurig? Aber ſo geht's, wenn man das Gute an einem Tag verſchwendet, wie ich es geſtern gethan habe. Ich werde mich ein andermal weder durch Erdbeben, noch Auferſtehung der Todten abhalten laſſen Abends nach Volkſtädt zurückzugehen. Heute werde ich vor halb 10 Uhr nicht von der Niederl. Rebellion abkommen, alsdann iſt's zu ſpät, um nach Grumbach oder R. zu gehen. Ein paar Spaziergänge hinter dem Haus

und dann zu Bette. Morgen hoff' ich wird es auch wieder ſchön ſein. Da ich Sie heute doch nicht ſehen kann, ſo iſt es mir ein Troſt, daß ich weiß, wir wären nicht unter uns geweſen.

Leben Sie recht wohl und ſagen Sie den Ihrigen recht ſchöne gute Nacht. Iſt es mir übrigens noch möglich, ſo wate ich durch die Saale nach Grumbach. Im Ernſt, laſſen Sie auf allen Fall doch das Thor auf. Adieu.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Es iſt nun ebenſo gut, daß ich gerade geſtern abgehalten worden bin, Sie zu ſehen, weil auch ich die großen Geſellſchaften nicht ſonderlich liebe, und unglücklicherweiſe das Intereſſe, das ich für wenige habe, den übrigen nehme. Ich hätte Sie alſo nicht genießen können — und wofür bin ich denn ſonſt da?

Punkt 6 Uhr hoffe ich am Waſſer zu ſein, vorausgeſetzt, daß Sie dasjenige meinen, an dem ich vorbei muß, denn ſonſt würde ich Sie mit meinem kurzen Geſicht wohl etwas lange ſuchen müſſen. Die Geiſtergeſchichte bringe ich mit; doch wäre mir's lieb, wenn Herr v. Beulwitz die Güte hätte, ſich um das vierte Heft zu bemühen, das ich ſchändlicherweiſe in Weimar gelaſſen habe.

Bringe ich keinen Einſchluß an Wolzogen mit, ſo bitte ich Sie auf alle Fälle meiner recht ſchön bei ihm zu gedenken, und ihn meiner herzlichen Liebe zu verſichern. Schreiben Sie nicht zu viel, daß Sie für anweſende

Menſchen noch ein Fünkchen Freundſchaft übrig behalten. Das wäre ja gar ſchlimm für die armen Zurückbleibenden, wenn Sie ſo viele ſchöne Sachen mit der Poſt fortſchicken wollten.

Noch etwas. Sie haben nun eine Partie nach Ihrem Sinne ausgedacht; ich bitte mir nun aus, daß auch mir vergönnt ſei, eine nach dem meinigen in Vorſchlag zu bringen. Davon aber mündlich. Ich darf Ihren Envoyé nicht ſo lang aufhalten. Empfehlen Sie mich recht ſchön, und guten Appetit zur Mahlzeit! Leben Sie recht wohl!

Schiller.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Zwiſchen 5 und 6 werde ich in Kumbach ſein, und mich den Gefahren einer Seereiſe deßwegen ausſetzen. Hätten Sie im Sinn, Kaffee dort zu trinken, und wären früher da als ich, ſo bitte ich Sie, nicht auf mich zu warten, denn ich bin eben in dieſem löblichen Geſchäft begriffen.

Sie haben mir einen Strich durch meine Rechnung gemacht, daß Sie ſchon dieſen Vormittag gebeichtet. Ich bildete mir ein, es geſchehe erſt gegen Abend, wie bei uns, und hatte mir ſchon vorgeſetzt, Ihnen mit einer Beichte von meiner Compoſition aufzuwarten. Ich war eben, als Ihr Billet kam, beſchäftigt, Ihre Sünden zuſammen zu zählen, und hatte ſchon ein artiges Häuflein beiſammen, vorzüglich Unterlaſſungsſünden.

Wie Ihr Billet kam, vermuthete ich, Frau v. Stein ſei gekommen. Hier folgt auch Amalgunde. Ich habe ſie doch durchblättert, weil ſie etwas von Hexerei enthält. Es iſt eine Quelle darin, wenn man hineinſieht, erblickt man ſich in der Geſtalt, die man in der Zukunft haben wird. Einen ſolchen Spiegel wünſcht' ich mir auch. Ich möchte gar zu gerne wiſſen, ob gewiſſe Sachen künftig ſein werden, die mich jetzt ſehr beſchäftigen. Leben Sie recht wohl. Alſo auf den Abend. S.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Von Wolzogen recht viele Grüße. Er hat mir geſchrieben, und Ihrer Schweſter oder Ihnen vermuthlich auch? Meiningen hat er jetzt verlaſſen.

Auch Frau von Kalb empfiehlt ſich Lottchen. Sie ſchreibt aus Völkershauſen, einem Gut ihrer Tante Stein. Anfangs September wird ſie abreiſen. Sie hat ſich auch einige Tage im Bade zu Brückenau aufgehalten. Das ſind meine Neuigkeiten, nun möchte ich auch die Ihrigen wiſſen.

Wie haben Sie denn auf das Ständchen geſchlafen, und was machen Sie heute? Auf Stolbergs Iliade ſchlief ich ſo feſt wie Lottchen auf die Odyſſee wenn ich ſie vorleſe. Aber heute müſſen Sie mir wieder von dieſem Opium nehmen, ich kann Ihnen nicht helfen. Wenn kann man Sie denn am beſten ſehen und genießen? daß ich mich im

Voraus darauf freuen kann. Hat Frau von Stein geschrieben, und ist es entschieden, wenn sie gehen? S.

[Rudolstadt, Sommer 1788.]

Kommen Sie nach Tische, Sie sollen auch starken Kaffee kriegen (erhalten, bekommen), weil Sie gestern keinen getrunken haben. C. v. B.

[Volkstädt, Sommer 1788.]

Ich wünsche, daß Sie recht gut möchten geschlafen haben. Der gestrige Abend verstrich mir wieder so schnell. Ich möchte Ihnen oft so viel sagen, und wenn ich von Ihnen gehe, habe ich nichts gesagt. Bin ich bei Ihnen, so fühle ich nur, daß mir wohl ist, und ich genieße es mehr still, als daß ich es mittheilen könnte.

Wie hat Herr v. Beulwitz geschlafen und was macht er jetzt? Ich will hoffen, daß er wieder auf sein kann. Was haben Sie für heute beschlossen? Ich denke heute so bald zu kommen wie gestern, und dann räumen Sie mir Ihr Zimmer ein, daß ich aus Gibbon etwas übersetze, weil bei Ihrer Schwester mehr Unruhe ist? Leben Sie recht wohl.

[Volkstädt, Sommer 1788.]

Wie haben Sie auf die gestrige Folie raisonnable geschlafen? Es war doch ein falscher Schrecken mit dem Regen, und ich kam recht gut nach Hause. Wie steht es aber mit

der heutigen Partie nach Gumbach? Wann muß ich bei Ihnen sein? Ich schicke deßwegen die Estaffette.

Bitten Sie doch die Mama recht schön, daß Sie mir erlaube, durch diese Holy Bible mein Andenken bei ihr zu stiften. Ich weiß, daß sie Luft hatte sie englisch zu lesen; und schon längst hat der tägliche Verfall des wahren Christenthums im Lengefeldischen Hause wie eine Centnerlast auf meinem christlichen Herzen gelegen! Ich stifte dieses zur Beförderung der wahren Gottseligkeit — und der englischen Sprache.

Ihrer Schwester muß ich die Kirschen heute schuldig bleiben, weil — ich für mich selbst keine habe ausfindig machen können. Aber bestellt sind sie — und essen muß sie sie, da ist keine Gnade. Leben Sie recht hübsch wohl! S.

[Rudolstadt, Sommer 1788.]

Schönen Dank für die Claudine. Hier einige Mercurs, vielleicht finden Sie etwas Interessantes darinnen. Der Himmel meinte es doch gut gestern, da er Sie lang bei uns ließ um uns für heute zu entschädigen — noch klüger wär' es freilich, wenn er heut auch hätte hell und freundlich sein wollen. Es freut mich recht wenn Sie heut viel schreiben, wir haben dann viel zu lesen. Mein Kopf thut mir gar weh und schickt sich ganz zum trüben Wetter, ich will versuchen ob ich zeichnen kann. Hier etwas Gebacknes. Leben Sie wohl, theurer Freund, alles Gute sei mit Ihrem Leben. Caroline B.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Ich habe mich entſchuldigen laſſen, und eines Theils mit Recht, weil ich wirklich für nichts weniger als für eine Diné-Geſellſchaft tauge. Mein Kopf iſt ruhig, aber ſchwach und ich muß mich einige Tage wenigſtens zu Hauſe halten — verſteht ſich daß ich Ihr Haus auch zu dem meinigen rechne. Nach Tiſche ſind Sie, denke ich, ungeſtört und allein, da will ich mich bei Ihnen zum Kaffee eingeladen haben, nämlich von 2 Uhr bis halb 4. Ich wünſche, daß Ihnen der Punſch wohl bekommen ſein möge, mir hat er einen recht guten Schlaf gemacht, und ich erwachte mit ruhigem Geiſte. Haben Sie nach 2 Uhr aber eine Abhaltung oder fürchten Sie ſolche, ſo laſſen Sie mich's noch wiſſen. Leben Sie recht wohl! S.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Dank Ihnen für Ihre freundliche Erinnerung an mich und mein geſtriges Anliegen. Ich werde den Boten gebrauchen. Wenn ich nicht heute wieder um das Vergnügen kommen ſoll, bei Ihnen zu ſein, ſo muß ich es dem Wetter unmöglich machen mich zu hindern. Haben Sie alſo die Güte und ſchicken Sie mir die Chaiſe nach Volkſtädt, die ich ſchon einmal gehabt habe. Schicken Sie ſie mir aber erſt nach 2 Uhr, weil ich bis dahin noch alle Hände voll zu thun habe.

Es iſt mir nicht bange, daß wir uns untereinander wohlhaben, wenn uns auch alle der Schnupfen plagt.

Mir iſt das ſchon Troſt und Freude, wenn ich nur unter Ihnen bin und Sie nur ſehe. Ja, wenn ich nur in Ihrem Hauſe bin, iſt mir's lieber, als hier in meiner Einſamkeit. Für die Apricoſen und den Thee danke ich Ihnen recht ſchön! Beides aber war zu viel, und den Thee trinke ich unendlich lieber bei Ihnen als bei mir. Ich bin auch heute beſſer auf den Thee und kann auch arbeiten. Leben Sie recht wohl. Alſo zum Kaffee bin ich bei Ihnen. Adieu. S.

[Rudolſtadt, Sommer 1788.]

Wie geht es Ihnen? Sie ſind doch nicht krank, daß Sie weder den Gibbon haben abholen laſſen, noch in den Garten gekommen ſind. Wir haben Viſiten gehabt, gegen 4 ſind wir ſie aber los — Adieu, ich hoffe Sie den Abend zu ſehen. C. v. B.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Haben Sie recht ſchönen Dank für Ihr liebes Andenken an mich. Den Mittag wollte ich Ihnen ſchreiben. Der Schnupfen iſt bei mir zurückgetreten, und hat mich geſtern den ganzen Tag und die ganze Nacht mit Hitze, Kopfweh und vieler Unruhe gemartert. Weil ich heute Poſttag habe, ſo zwang ich mich geſtern und arbeitete ſpät bis in die Nacht; und nun wurde ich ſo echauffirt, daß ich die ganze Nacht ſchlaflos zubrachte. Sie können leicht denken, daß mir der Kopf nicht zum ſchönſten ſteht, und doch muß ich noch bis 1 Uhr fortarbeiten. So geht's wenn

man aufſchiebt. Das hat mich meine Mutter ſchon gelehrt! Wenn ich für eine menſchliche Geſellſchaft tauge, und der Schlaf mich nicht übermannt, ſo komme ich doch noch nach Tiſche, aber erwarten Sie mich nicht. Warum verläßt Sie Frau von Stein ſo bald wieder? Ich hoffte, daß wir einige ſchöne Tage in ihrer Geſellſchaft zubringen ſollten. Leben Sie recht wohl. Bogen habe ich keine erhalten; erwarte ſie aber heute. Komme ich nicht ſelbſt, ſo ſchreibe ich Ihnen heute noch ein Billet. Grüßen Sie mir alle recht ſchön und denken Sie meiner. S.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Ich gratulire zu dem liebenswürdigen Beſuch, und danke Ihnen, daß Sie mich wollen daran Antheil nehmen laſſen. Glauben Sie mir aber, daß, wenn ich meinen Kopf aus dem Verbande (der ihn ſo dick macht, wie Bode um den Leib iſt, und das will viel ſagen!) herausthun könnte, ſo würde ich es um meines eignen Vergnügens willen ſchon gethan und mich zu Ihnen verfügt haben, ohne den theuren Sohn meiner angebeteten la Roche erſt zu erwarten. Im Ernſte, ich muß für heute auf aller Menſchen Umgang Verzicht thun, wobei die Welt und meine Freunde um ſo weniger verlieren, da ich nicht einmal deutlich und vernehmlich ſprechen kann. Das kann Ihnen niemand beſſer bezeugen als mein Ludwig, denn verlange ich zu trinken, ſo bringt er mir die Pfeife, und will ich Thee, ſo präſentirt er mir die Pantoffel. Laſſen

Sie ſich von dem jungen Herrn von der Reiſe erzählen und ſagen es uns morgen wieder. Adieu! S.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Dank Ihnen, daß Sie ſich meiner heute ſchon erinnert haben. Es iſt mir erſt ſpät geſagt worden. Dieſe ganze Nacht bis 5 Uhr habe ich wachend zugebracht, ohne daß mich der Schmerz eine Viertelſtunde verlaſſen hätte, dieſen Morgen ſchlummerte ich ein wenig aus Erſchöpfung; der Schmerz dauert noch, er iſt die Nacht ſtärker worden und mein Geſicht geſchwollen daß Sie mich nicht mehr kennen würden. Bald iſt meine Geduld aufgezehrt, ich habe noch nie ſo anhaltend an Zahnweh gelitten. Leben Sie recht wohl und denken Sie heute manchmal an mich. Ich ſehe keine Möglichkeit, daß wir uns ſehen. Adieu, Adieu. Die Amusements des Eaux de Spa bitte ich mir aus.

[Rudolſtadt, Sommer 1788.]

Es ſchmerzt mich recht, Sie noch immer in Banden zu wiſſen, ich hatte gute Hoffnung aus Ihrem langen Schlafen geſchöpft. Ich weiß noch nicht, ob ich meine Reiſe nach K. heut antreten werde, angemeldet bin ich. Der Himmel erhalte Ihnen die Geduld! Ich möchte, wir könnten Ihnen etwas von der unſrigen leihen. Daß man ſich doch im Grund ſo wenig ſein und helfen kann! Adieu, Adieu! C. v. B.

Daß Sie noch krank ſind, iſt mir gar leid! Auch mir war der lange Schlaf eine gute Vorbedeutung, und es hat ſich alſo doch nicht gegeben! Wie gern möchte ich Ihnen helfen! Es iſt traurig, daß die guten Wünſche keine Wirkung thun können. Leben Sie geduldig heute, wohl kann ich nicht ſagen, wir wollen Ihrer oft denken. Adieu, lieber Freund! Lotte L.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Ich ſehe Sie im Geiſt ganz traulich und einſam zuſammen bei Tiſche ſitzen, das Duduchen auf dem Schooß, und vielleicht von dem Abweſenden ſich unterhalten. Es iſt traurig, daß ich mich Ihnen ſo nahe weiß und doch nicht unter Ihnen ſein kann; doch habe ich einige gute Ausſichten, daß das Übel morgen um vieles gehoben ſein werde. Wenn es ſo bleibt wie jetzt, ſo kann ich heute Nacht ſchlafen. Ich war heute oft unter Ihnen; wenn man leidet, zählt man ſich ſo gern die Freuden vor, die einem das Leben lieb machen und das Ungemach aufwägen. Schlafen Sie recht wohl, liebſte Freundin. Grüßen Sie Ihre Mutter und wünſchen Sie ihr eine ſchöne gute Nacht von mir. Wir wollen auch der Schweſter in Kahla einen recht freundlichen guten Abend wünſchen. Eſſen Sie das zum Nachtiſch, daß doch etwas von mir unter Ihnen iſt. S.

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Ich habe dieſe ganze Nacht geſchlafen und der Schmerz hat ſich auch verloren. Mein Backen aber iſt noch immer geſchwollen und muß alſo unter ſtrenger Verwahrung gehalten werden. Das Ausgehen hat mir neulich geſchadet, lieber will ich mich alſo noch einen Tag zu Hauſe halten, um mich des folgenden deſto beſſer zu verſichern. Sein Sie recht ſchön von mir gegrüßt, und mögen gute und frohe Geiſter Sie heute umſchweben. Der Schweſter hoffe ich haben Sie mich recht freundlich empfohlen. Ich hab' ihr die Bogen geſchickt. Adieu!

[Volkſtädt, Sommer 1788.]

Haben Sie tauſend Dank für Ihr liebes Andenken an mich armen verlaſſenen Robinſon. Schon war ich dreimal im Begriff mich hinzuſetzen, und Sie fußfälligſt um die Geſchichte der ſchönen Meluſine, oder den gehörnten Siegfried zu bitten, damit dieſe Centnerlaſt von Langeweile von mir abgewälzt würde. Um ſo beſſer nun, daß ich durch die überſchickten Pakete Stoff, vorzüglich aber durch die Verſicherung, daß Sie meiner gedachten, Freude zum Leben erhalten.

Der alte Wieland hat meiner auch gedacht und mir einen ſehr jovialiſchen Brief geſchrieben.

Aus Leipzig habe ich neun Bogen von meiner Geſchichte der Niederlande erhalten, die ich Ihnen vielleicht morgen (weil Sie mir erlauben zu kommen) mittheilen

werde. Kurz, von allerlei Orten und Menſchen habe ich Lebenszeichen erhalten.

Mögen Sie recht ſehr vergnügt ſein bis morgen. Glauben Sie mir, meine Theuerſten, daß auch mir der Gedanke, Sie ſo nahe zu wiſſen, ohne unter Ihnen ſein zu können, unleidlich war. Sie ſind meinem Herzen ſchon ſo viel — und der Winter wird ſo bald da ſein! Wie wird das werden?

Leben Sie recht wohl, und recht ſchöne Empfehlungen der Mama und Herrn von B. Ihr S.

[Wolfſtädt, Sommer 1788.]

Ich wünſche, daß Sie recht heiter erwacht ſein mögen, und daß Ihnen der geſtrige Abend ſo angenehm möchte verſtrichen ſein als mir. Es fiel mir noch unterwegs ein, einen Spaziergang zu machen; da habe ich mich denn auf meinen Bergen herumgetrieben, und bin durch gerade und krumme Wege in das Dorf gekommen, wohin wir heute eine Partie machen wollten, Schaalen glaub' ich, heißt's. Ich hatte bei dieſer Gelegenheit einige glückliche dichteriſche Augenblicke, wofür ich Ihnen danken muß; denn ſie waren gewiß nur ein Nachhall des Vergnügens, das mir Ihr Umgang geſtern gegeben hat. Ja ich muß Ihnen geſtehen, daß Sie mir geſtern überhaupt einen recht ſchönen Tag gemacht haben. Verlaſſen Sie ſich auch darauf, daß ich ihn Ihnen anſchreiben werde und mir Mühe geben will, ihn abzutragen. Wenn ich Sie heute ſehen werde,

weiß ich noch nicht. Es dürfte doch etwas ſpät werden. Liegt Ihnen aber daran, die Partie nach dem Dorf zu machen, und macht das Wetter keine Hinderung, ſo werde ich Sie halb 7 Uhr unterwegs treffen. Warten Sie alſo nicht auf mich, ſondern gehen Sie ohngefähr gegen ¾ auf 6 von Hauſe ab. Der Mama wünſche ich eine glückliche Operation. S.

[Rudolſtadt, Herbſt 1788.]

Einen recht ſchönen, nachbarlichen Gruß und guten Morgen! Schon oft habe ich mich heute zum Fenſter herausgelegt, um etwas Lebendiges an ihren Fenſtern ſich regen zu ſehen, aber da führt der Himmel häßliche Bäume und Schilde an den Wirthshäuſern dazwiſchen, daß man nichts ſehen kann. Ich habe heute ſchon recht oft Ihrer gedacht und in Ihrem Cuchullin habe ich auch geleſen. Es ſind Feinheiten in gewiſſen Stellen der Überſetzung, die das Gepräg Ihrer Seele tragen, und vielen andern würden entgangen ſein.

Was werden Sie heute Vormittag vornehmen? Was macht der Kopf? Es iſt heute wieder ein recht freundlicher Tag, der mich ganz erheitert. Ich fühle mich in Ihrer Nähe und es iſt mir wohl. Wüßte ich nur auch, daß Sie meiner gedächten, ſo hätte ich alle Urſache recht vergnügt zu ſein.

Mein Logis hätte gar keinen Fehler, wenn es Ihnen gegenüber wäre. Ich brächte dann Spiegel in meinem

Zimmer an, daß mir Ihr Bild gerade vor den Schreibtiſch zu ſtehen käme, und dann könnte ich mit Ihnen ſprechen, ohne daß es ein Menſch wüßte. Adieu. Arbeiten Sie nicht zu fleißig an ihrem Flor oder was es iſt, für morgen.

[Rudolſtadt, Herbſt 1788.]

So haben Sie mir alſo den Ball wohlbehalten zurückgelegt! Es iſt mir ordentlich lieb, daß er vorbei iſt. So ſehr ich das Vergnügen meiner Freunde liebe, ſo wünſche ich Sie doch ſo ſelten als möglich auf Bällen. Ich weiß nicht warum — aber ich habe aus eigner Erfahrung, daß ein Vergnügen, das das Blut ſo unordentlich erhitzt, und das die beſſern Menſchen den Armſeligen ſo nahe bringt und mit ihnen vermiſcht, die feinen Gefühle und die edlern Genüſſe des Geiſtes gern auf eine Zeitlang hinwegſchwemmt. Ihr Fall iſt dieſes nun wohl nicht, — aber die Erfahrung iſt mir ſo geläufig, daß ich mich einer geheimen Furcht nicht erwehren kann, wenn ich das, was mir lieb iſt, durch eine Reihe fliegen ſehe, die mir nicht lieb iſt. Doch vor dem Sehen werde ich mich wohl hüten.

Ich habe geſtern geſchrieben und dann das Leben des Pompejus im Plutarch geleſen, das mir große Gefühle gegeben hat, und den Entſchluß in mir erneuerte, meine Seele künftig mehr mit den großen Zügen des Alterthums zu nähren. Heute früh war es einer meiner erſten Gedan-

ken, daß — Sie nicht mehr auf dem Ball wären. Wenn ich es könnte — sehen Sie, ich würde so ungerecht sein, und Sie allen andern Menschen mißgönnen. Ich weiß wohl, daß ich kein Recht dazu habe, aber es ist etwas so gar Schönes — sich das, was einem lieb ist, als sein Eigenthum zu denken, und was ich denke, thut Ihnen ja auch Nichts. Lassen Sie mir also immer diese Freude.

Warum erinnern Sie mich daran, daß Sie gehen? Ich mag nicht daran erinnert sein. Eben so wenig an mein eignes Weggehn. Es tröstet mich, daß ich den Tag nicht weiß, daß ich von keinem Termin abhänge, daß es bei mir steht, wie lange dieser Sommer dauern soll. Meiner werden sie bälder entwöhnt sein, als ich Ursache habe, es zu wünschen, und wenn es weise ist, bei Zeiten darauf zu denken, so bin ich es, nicht Sie, dem diese Weisheit zu empfehlen ist. Adieu. Ich kann Ihnen nichts, als viele Grüße an die Kalb und an Wolzogen auftragen, schreiben werde ich ein andermal. Leben Sie recht wohl. Wenn Sie mir's indessen nicht absagen lassen, so sehe ich Sie nach 2 Uhr. Leben Sie recht wohl.

[Rudolstadt, Herbst 1788.]

Wie haben Sie denn heute Nacht in Ihrem zierlichen Bette geschlafen? Und hat der süße Schlaf Ihre lieben, holden Augenlieder besucht? Sagen Sie mir's in ein paar geflügelten Worten — aber ich bitte Sie, daß Sie mir Wahrheit verkündigen. Lügen werden Sie

nicht ſagen, denn Sie ſind viel zu verſtändig. Es iſt heute wieder ein gar ſchöner Tag, und er würde noch einmal ſo ſchön ſein, wenn Sie recht heiter aufgeſtanden wären, und ſich mit uns deſſelben freuen wollten. Sind Sie aber noch nicht ganz und nicht frei genug um den Kopf, um ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, oder zerſtreut Sie vielleicht Geſellſchaft, ſo laſſen Sie mich's wiſſen, und wir leben dann den Tag ſo miteinander hin — ſchwatzen, leſen und freuen uns, daß wir zuſammen in der Welt ſind. Was macht Ihre Schweſter? Klappert der Pantoffel ſchon um ihre zierlichen Füße, oder liegt ſie noch im weichen ſchöngeglätteten Bette? Adieu.

Sind Sie noch nicht aufgeſtanden, ſo laſſen Sie mich nur mündlich wiſſen, wie Sie die Nacht zugebracht haben. Laſſen Sie auch den Garten aufſchließen, ich habe eine Verſuchung, ein bischen darin herumzuwandeln. Leben Sie recht wohl! S.

[Rudolſtadt, Herbſt 1788.]

Was macht Ihre Schweſter heute? Iſt das Kopfweh fort? Ich will nicht hoffen, daß ſie uns krank werden wird; wenn es nicht viel beſſer iſt, ſo ſchicken Sie lieber zum Doctor, man ſpricht und hört dann doch etwas Vernünftiges darüber. Haben Sie auch auf die geſtrige Motion gut geſchlafen, und von den großen Trauben nichts geträumt? Iſt heute Nacht mit dem Degen in der Schlafkammer kein Blut vergoſſen worden?

Von Wieland habe ich heute früh einen neuen Theil des Lucian und zwei Bände griechiſche Trauerſpiele bekommen, die Ihnen, wenn Sie ſie leſen wollen, zu Dienſten ſtehen. Adieu. Geben Sie mir ein kleines freundliches Lebenszeichen. S.

[Rudolſtadt, Herbſt 1788.]

Kommen Sie einen Augenblick in den Garten oder in meine Stube, wenn Sie mit Schreiben aufhören, da will ich Ihnen alles erzählen, jetzt habe ich Viſiten. Heut Nachmittag ſind wir auch ruhig. Adieu. C.

[Rudolſtadt, Herbſt 1788.]

Sie haben mir geſtern recht viel Freude gemacht und zurückgelaſſen. Haben Sie Dank dafür. Ich hoffe, daß der Regen Sie nicht ſehr getroffen haben ſoll bei'm Nachhauſegehen.

Hier iſt einſtweilen der erſte Theil der Dramaturgie, und was mir ſonſt von Büchern, die Ihnen gehören, in die Hände gefallen iſt. Haben Sie nun die Güte und ſchicken mir auch wieder etwas zum Leſen.

Wir könnten einander das bischen Leben und Daſein recht angenehm durchbringen helfen, das finde ich mit jedem Tage mehr — und das iſt doch nicht immer zu haben, wenn man es will, das können uns wenig Menſchen. Wie glücklich bin ich durch Ihren Umgang, und wie viel wird er mir mit jedem Tage. Es iſt auch viel Mannichfaltigkeit *in unſerm* Cirkel, die ſich dann wieder

in eine Übereinſtimmung auflöſt — fünf Köpfe und Herzen, die am Ende doch wieder in Eins ſich zuſammenneigen. Ich kann mich gar nicht mit der Idee verſöhnen, daß ich Sie einmal wieder verlaſſen ſoll, und jeden Morgen und jeden Abend projectire ich mit mir ſelbſt, wie ich dieſer Nothwendigkeit entfliehen kann. Längſt ſchon haßte ich meine iſolirte Exiſtenz, es iſt eine nothwendige Bedingung meiner Glückſeligkeit, mich als den Theil eines Ganzen zu fühlen. Alle Bitterkeiten, die von jeher in mein Leben gemiſcht worden ſind, haben keine andere Quelle gehabt, als meine Einſamkeit in dieſer geſelligen Schöpfung; und die vielen fehlgeſchlagenen Verſuche, die ich angeſtellt habe, ihr zu entfliehen, haben ſie mir nur drückender und unleidlicher gemacht. Ich wollte, daß ich Ihnen meine ganze Seele übertragen könnte! Es läßt ſich gar wenig ſagen, und ſchreiben noch weniger. Vielleicht geben Sie mir einmal Gelegenheit, mein Herz über dieſe Materie mehr aufzuſchließen. S.

[Rudolſtadt] 5. October 1788.

Was machen Sie? Sind Sie heute nicht auch ſpazieren gegangen? Ich bin heute nach langer Zeit zum erſtenmal wieder ausgeflogen, und weil ich meine Papiere und Manuſcripte in Volkſtädt ſchon längſt habe in Ordnung bringen wollen, ſo habe ich mich bei dieſem ſchönen Wetter herausgemacht. Es iſt hier doch freundlich, und wenn man eine Zeitlang in der Stadt gewohnt hat, kann es einem auch

wohl in Volkſtädt gefallen. Ich habe Luſt, einmal wieder einen Morgen hier zuzubringen, und bleibe vielleicht heute hier, in welchem Fall ich Ihnen eine gute Nacht wünſche.

Heute war noch ein ſchöner Sommertag — es war der letzte freundliche Blick eines lieben Freundes, der von uns ſcheiden will. Anſtatt mich zu erheitern, hat er Traurigkeit in mir zurückgelaſſen, er hat mich auch an eine Trennung erinnert, die mir bald bevorſteht. Er iſt hin, dieſer ſchöne Sommer, und viele meiner Freuden mit ihm! Sie gehen dieſer Tage auch wieder, und eines Theils iſt das für mich gut. Machen Sie aber doch, daß Sie bald wieder zurückkommen, — daß ich noch Abſchied wenigſtens von Ihnen nehmen kann. Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft. Iſt es Ahnung? oder iſt es nur ſchwarze Laune? Heben Sie dieſes Billet doch auf. Vielleicht iſt es Ahnung, aber ich mag heute nicht weiter daran denken.

Leben Sie wohl, grüßen Sie mir auch die Schweſter recht ſchön. Adieu. S.

[Rudolſtadt, Herbſt 1788.]

Nein gewiß! Wir wollen uns dieſen Sommer und dieſen Frühling nicht reuen laſſen, ob er gleich vergangen iſt, er hat unſre Herzen mit ſchönen ſeligen Empfindungen bereichert, er hat unſre Exiſtenz verſchönert und das Eigenthum unſrer Seele vermehrt. Mich machte er glücklicher, als die mehreſten, die ihm vorhergegangen ſind, er wird

mir noch wohlthun in der Erinnerung, und die liebe, holde Nothwendigkeit, denke ich, soll ihn noch oft und immer schöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für so viele Freuden, die Ihr Geist und Herz und Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Wesen mich hat genießen lassen. Lassen Sie der schönen Hoffnung uns freuen, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Diese Vorstellung habe ich mir frühe von unsrer Freundschaft gebildet und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben.

Ich bin heute recht wohl auf, ob ich gleich eigentlich nichts habe arbeiten können. Nach Tische sehen wir uns. Die Briefe von Körner lassen Sie mich erst mit Gelegenheit aussuchen. S.

Sagen Sie mir, was ist zwischen uns? Daß Etwas es ist, fühle ich. Ein böser Genius faßt die Laute unsrer Seelen auf und giebt sie unrein zurück, so daß die Harmonie, die sie sonst gaben, nicht mehr vernehmbar ist. Ich kenne den Stolz nicht, der nichts um der Freundschaft willen tragen und thun mag — aber den, sie als die schönste Blüthe des Lebens zu ehren und zu pflegen, den kenne und habe ich. Die Zeit, die alles Unwahre entkleidet, müßte mir zeigen, daß die Blüthe keine Blüthe war, und nur eine Erscheinung in meiner Fantasie geboren, eher kann mein Herz ihr die Wartung nicht entziehn. Sie *wissen*, ich sagte es Ihnen oft, welch schönen Einfluß Ihre

Freundſchaft auf mein Leben hat, wie mein Daſein weiter, reicher und wahrer durch die Aufſchlüſſe Ihrer großen Seele wird — ich kann es nicht dulden, daß ſich Wolken zwiſchen uns zuſammenziehen, ich wünſche zu ſehr, daß ewige Klarheit zwiſchen uns ſei. Fanden Sie mich einen Moment von Laune verſpannt und mißtönend? Sie verſtanden es ja ſonſt wohl, das Bleibende von dem Vergänglichen in meinem Weſen zu ſcheiden. Ich habe trübe Stunden —

[Von der Hand der ältern Schweſter, nach Schillers Erwähnung im Briefe vom 7. Sept. 1789 aus der letzten Zeit des damaligen Beiſammenlebens; das zweite Blatt iſt abgeriſſen.]

[Rudolſtadt, 10. November 1788.]

Dank Ihnen Beiden, daß Sie einen freundlichen Antheil an meinem Geburtstage nehmen. Mir wird er immer vor vielen andern merkwürdig ſein, weil Ihre Freundſchaft in dieſem Jahre für mich aufblühte. Ich hoffe, er iſt auch nicht der letzte, den ich unter Ihnen erlebe, und der mir durch Ihre liebevolle Theilnahme intereſſant ſein würde. Ich denke mit Verwunderung nach, was in einem Jahre doch alles geſchehen kann. Heute vor einem Jahr waren Sie für mich ſo gut als gar nicht in der Welt — und jetzt ſollte es mir ſchwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute, ſo iſt unſre Freundſchaft unzerſtörbar, wie unſer Weſen!

Daß *ich mich in meiner* Vermuthung nicht betrogen

habe, das geſtrige Gedicht*) würde Sie intereſſiren, freut mich ungemein; es beweiſt mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorſtellungsarten zugänglich und offen iſt, die aus dem Innerſten meines Weſens gegriffen ſind. Dies iſt eine ſtarke Gewährleiſtung unſrer wechſelſeitigen Harmonie, und jede Erfahrung, die ich über dieſen Punkt mache, iſt mir heilig und werth.

Ich wollte wohl auch, daß Sie mir dieſen Tag mehr angehörten, als die Umſtände es erlauben. Gegen fünf Uhr komme ich gewiß — möchten wir alsdann nur nicht geſtört werden. Adieu! S.

[Rudolſtadt, 12. November 1788.]

Sie miſchen mir da Süßes und Bittres ſo durcheinander, daß ich nicht ſagen kann, ob mehr dieſes neue Zeichen Ihrer Freundſchaft und dieſes Pfand Ihres Andenkens mich rührt, als die deutliche Vorſtellung unſrer Trennung mich niederſchlägt. Bis jetzt habe ich vermieden, einen Tag zu beſtimmen, ob es gleich bei mir entſchieden war, daß es dieſe Woche ſein müßte. Aber der Zufall kommt mir zu Hülfe, und mir ſelbſt erleichtert es dieſe Trennung, wenn ich Sie auch anderswo weiß, und auf der Reiſe mit dem Oncle.

Wir haben einander nichts mehr anzuempfehlen, das nicht, wie ich gewiß hoffe, ſchon richtig und entſchieden iſt. Ihr Andenken iſt mir theuer, und theurer

*) Die Künſtler.

gewiß, als ich Ihnen mit Worten geſtanden habe, weil ich über Empfindungen nicht viel Worte liebe. Auch das meinige, weiß ich, wird Ihnen werth ſein. Leben Sie recht wohl. Leben Sie glücklich!

Für Ihr ſchönes Geſchenk dank' ich Ihnen ſehr. Sie haben aus meiner Seele geſtohlen, was mich freut. Sie haben mir den Rudolſtädter Sommer in dieſer Vaſe mitgegeben. Adieu! Adieu!

Hindern die Zurüſtungen zu Ihrer morgenden Reiſe Sie nicht, ſo würde ich heute einen Spaziergang vorſchlagen. Doch nein. Es würde mir ein trauriger Spaziergang ſein, und beſſer, wir haben uns geſtern für einige Monate zum letztenmal geſehen.

Werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben, und mich dem Gang Ihrer Seele auch abweſend folgen laſſen? Mit dem meinigen, hoffe ich, ſollen Sie immer bekannt bleiben. Haben Sie mir etwas nach Weimar aufzutragen?

Adieu! Adieu! Noch einmal Dank, tauſend Dank für die *vielen*, vielen Freuden, die Ihre Freundſchaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückſeligkeit gethan, und immer werde ich das Schickſal ſegnen, das mich hierher geführt hat. Ewig Ihr Schiller.

[Rudolſtadt, 13. November 1788.]

Eben ſeh' ich Ihren Wagen herauffahren. Es iſt mir, als reiſten wir mit einander. Ich möchte Sie doch gern

CIRCULATING

heute noch ſehen, wär's auch nur von Weitem, und einen Augenblick. Die Anſtalten zur Reiſe betäuben mich und ich werde erſt, wenn ich unterwegs bin, zu mir ſelbſt kommen.

Aber, beſte Freundinnen, laſſen Sie uns die Trennung nicht ſchwerer denken und machen als ſie iſt. Die Vorſtellung unſrer Wiedervereinigung ſteht hell und heiter vor mir. Alles ſoll und wird mich darauf zurückführen. Alles wird mich an Sie erinnern und mir theuer ſein durch dieſe Erinnerung.

Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundſchaft ſo lebhaft überführt haben, als ſie ein Theil meines Weſens geworden iſt. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele, und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir ſelbſt fremd werde.

Adieu! Adieu! Leben Sie recht glücklich. Denken Sie oft meiner und laſſen Sie mich Ihnen nahe ſein im Geiſt. Adieu! Adieu! Ewig Ihr Schiller.

Weimar, 14. November 1788.

Mein erſter ruhiger Augenblick iſt für Sie. Ich komme eben nach Hauſe, nachdem ich mich den ganzen Tag bei den Leuten herumgetragen habe, und für dieſe Mühe belohne ich mich mit einem recht lebhaften Andenken an meine theuern Freundinnen, die ich heute nicht zu ſehen mich gar noch nicht gewöhnen kann.

Dies iſt der erſte Tag, den ich ohne Sie lebe. Geſtern

habe ich doch Ihr Haus geſehen und Eine Luft mit Ihnen geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle dieſe ſchönen, ſeelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin ſein ſollen; daß ich nicht mehr, wie dieſen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache, und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich kann und darf es mir nicht denken, daß Meilen zwiſchen uns ſind. Alles iſt mir hier fremd geworden; ein Intereſſe an den Dingen zu ſchöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich ſcheine mir hier ein abgeriſſenes Weſen; in der Folge, glaube ich wohl, werden mir einige meiner hieſigen Verbindungen wieder lieb werden; aber meine beſten Augenblicke werden doch diejenigen ſein, wo ich mich des ſchönen Traums von dieſem Sommer erinnere und Plane für den nächſtfolgenden mache. Ich fürchte es; denn Wehmuth wird ſich immer in dieſe Empfindungen miſchen, und glücklich iſt man doch nicht, wenn man nicht in der Gegenwart leben kann. Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleien zu erleichtern geſucht; aber ſie halten die Probe nicht aus, und ich fühle, daß ich einen Verluſt an meinem Weſen erlitten habe. Sein Sie mir tauſendmal gegrüßt, und empfangen Sie hier meine ganze Seele. Es wird Alles wieder ſo lebendig in mir. Ich darf der Erinnerung nicht nachhängen.

Wie oft habe ich mich geſtern nach Ihnen umgeſehn, ob Ihr Wagen mir nicht nachkäme — und als ich den

Weg nach Erfurt vorbei war, wie ſchwer fiel mir das auf's Herz, daß Sie mir nun nicht mehr nachkommen könnten! Ich hätte ſo gern Ihren Wagen noch geſehn.

Um fünf Uhr war ich hier. Ich bin aber den Abend nirgends geweſen. Heute Vormittag war ich bei Wieland und habe da viele Dinge vorgefunden, die meine Gegenwart verlangten, den Mercur betreffend, und die mit einem Plane, wovon dieſen Sommer unter uns die Rede war, in ſehr genauem Zuſammenhange ſind. Auf jeden Fall Dinge, die mir es möglich machen werden, Ihnen nahe zu bleiben und Ihnen zu gehören.

Von Herder ſagt man mir, daß ihn die Geſellſchaft der Frau von * ganz überraſcht habe. Er wird ſehr aufgeſucht und geſchätzt. Der Secretär der Propaganda, Borgia, den auch Goethe gut kannte, ſoll ihm ſehr viel Ehre erweiſen und ihn einigen Cardinälen als den Erzbiſchof von Weimar vorgeſtellt haben. Von allen dieſen Nachrichten war mir die angenehmſte, daß Herder bald wiederkommen will.

Sonſt habe ich noch Niemand hier geſehen, der Sie intereſſirte. Morgen werde ich die Frau v. Stein und J** aufſuchen, um recht viel von Ihnen und von Rudolſtadt ſprechen zu können. Eben iſt Comödie, die mich gar wenig anzieht; doch wünſchte ich Ihnen in dem gar zu ſtillen Rudolſtadt manchmal dieſe Unterhaltung. Goethe, heißt es, wird bei uns bleiben, ob er ſchon ſo gut als ganz aus*getreten iſt*, und alle Geſchäfte abgegeben hat. Alles ſpricht

hier mit ungemeiner Achtung von ihm und will ihn zu ſeinem Vortheil verändert gefunden haben. Er ſoll weniger Härten haben, als ehemals.

Ich bin auf Nachrichten begierig, wie Sie ſich in Erfurt gefallen haben. Sie ſind mir doch heute um drei Stunden näher, und in drittehalb Stunden könnte ich bei Ihnen ſein; das iſt doch ein kleiner Troſt, aber nur auf kurze Zeit!

Jetzt gehe ich an den Euripides und dann wird Thee getrunken. Meine Einſamkeit iſt mir ſo lieb, weil ſie mich Ihnen ſo viel näher bringt.

Der Stock iſt gut erhalten angekommen, einige Blätter nur ſind verwelkt. Ich hab' ihn heute ſchon öfters beſucht und auch den Potpourri.

Leben Sie recht wohl. Ihrer Mutter und Herrn von Beulwitz ſagen Sie recht viel Schönes von mir, und noch recht vielen Dank für alle Güte und Liebe, die Sie dieſen Sommer über mir bewieſen haben.

Vielleicht denken Sie in dieſem Augenblick meiner — doch nein, Sie ſind in Erfurt, wo Sie auch allerlei zu ſehen und zu hören haben, was nicht an mich erinnert. Aber wenn Sie im ſtillen Zimmer bei'm Thee zuſammenſitzen, dann denken Sie meiner und wünſchen, daß ich auch noch daran Theil nehmen könnte. Adieu! Adieu! Schreiben Sie mir bald. Ewig Ihr

Schiller.

Rudolſtadt, 18. November 1788.

Sein Sie gegrüßt von ganzer Seele, mein theurer Freund! Dies iſt der erſte Gruß, der durch einen ſo weiten Weg zu Ihnen gelangt. Das Gefühl Ihrer Entfernung bleibt immer lebendig in mir, tauſend Erinnerungen, tauſend liebe Gewohnheiten werden es. Ach ich kenne keinen Erſatz für das, was Sie meinem Leben gegeben haben! ſo frei und lebendig exiſtirte mein Geiſt vor ihnen! So wie Sie hat es noch Niemand verſtanden die Saiten meines innerſten Weſens zu rühren — bis zu Thränen hat es mich oft bewegt, mit welcher Zartheit Sie meine Seele in trüben Momenten gepflegt, getragen haben. — Wie nöthig iſt es mir in der Hoffnung zu leben! Erinnerung allein würde mein Herz zerreißen, aber ſo ſchöpfe ich aus ihr Ahnungen künftiger Glückſeligkeit. Ich möchte Wieland beinahe lieben über ſeine Pläne, die unſerm Zuſammenleben dienen ſollen. O gutes Schickſal! nur Sie in unſrer Nähe, und dann mögen die Parzen noch hinzuſpinnen, was ihnen ſonſt gefällt. — Es machte mir Freude, meine Freundin in Erfurt zu ſehen, ſie iſt ein liebenswürdiges Geſchöpf voll Geiſt und Herz; *) aber ihre

*) Caroline v. Dachröden, ſ. oben S. 26 f. Schiller ſchreibt über ſie und ihren nachmaligen Gemahl Wilhelm v. Humboldt in einem Briefe an Hubert v. 13. Jan. 1790: „Humboldt iſt ein äußerſt fähiger Kopf und ein überaus zarter edler Charakter. Vorzüglich lernte ich ihn bei einer Herzensangelegenheit kennen, in die er mit einem Fräulein v. Dachröden aus Erfurt verwickelt iſt.

übrige Familie ist ihr ganz ungleich und aus wahren Caricaturen zusammengesetzt. Dies giebt einen Mißklang in dem Hause, der mir weh that. Ich möchte Sie sähen die Dachröden am dritten Ort, wenn Sie nach Erfurt reisen, denn unter das platte Völkchen, das noch dazu auf Geschmack und Kenntnisse Prätension macht, möchte ich Sie nicht bringen helfen. Sie müßten denn eben in einer Laune sein, die unerschöpflich an Toleranz und Geduld wäre, sonst gehen Sie nicht hin. Mit Vergnügen hörte ich Häslern spielen. Das Clavier giebt einen rührendern und graziösern Ton unter seiner Hand, und sein Ausdruck ist sehr lebhaft und wahr. Ich habe einen so starken Schnupfen und Husten mit von der Reise gebracht, daß ich seitdem noch nicht viel Vernünftiges vornehmen konnte. Beinah möcht' ich das Reisen im kalten Wetter verreden. Es freute mich doch Becker in Erfurt zu finden, er hat mir viel und mit Wärme von Körner und seiner Familie gesprochen. Es ist Schade um Becker, daß ihn sein Geschäft herabzieht, und daß er in einer Vorstellungsart steif wird, die nicht alles in ihm lebendig werden läßt, was wohl

---

Er ist mit ihr versprochen und er hat Ursache sich zu einer solchen Frau Glück zu wünschen. Sie ist ein unvergleichliches Geschöpf; nur fürchte ich für ihre Gesundheit, denn diesen Herbst wurde sie schon von den Ärzten aufgegeben, jetzt hat sie sich aber wieder erholt. — Humboldt hat bei mir logirt und wir sind in der benachbarten Welt mit einander herumgestreift. Auch lagen unsre Herzensangelegenheiten auf dem nehmlichen Wege, daß wir einander nicht einmal hätten ausweichen können."

könnte. — An Mathematik habe ich noch nicht gedacht, aber es soll geschehen. Ich habe diese Tage die guten Sachen im Ardinghello wieder gelesen, und das Leben des Themistokles, das mich sehr eingenommen hat. Es ist eine große Einheit darin. Der immer strebende Geist an Kühnheit und List unerschöpflich, der alles in seinen Plan zu passen weiß, seine Größe, Widerwärtigkeit und sein Tod, alles ist vortrefflich. Ich freue mich sehr auf den Euripides, aber die Vollendung des Künstlers kann ich kaum erwarten. Möchten Sie nur bald Muße dazu haben! Eben schlägt die Stunde wo Sie oft in mein Zimmer traten — Adieu, ich kann nicht mehr schreiben. Dank für Körners Briefe. Wie lieb' ich seinen Geist! Ein andermal mehr darüber. Schreiben Sie bald wieder — Guten Abend!

Caroline.

Die chère Mère und Lottchen grüßen.

Weimar, 19. November 1788.

Ich bitte Sie, reißen Sie mich, sobald Sie können, aus einer Ungewißheit, in die mich Ihr Paket gesetzt hat. Mit Ungeduld habe ich schon drei Tage auf die Botenfrau gewartet, die mir Nachricht von Ihnen bringen soll. Sie kommt endlich und bringt mir ein Paket mit altem Manuscript, nebst einem Zettelchen von Ihrer beiderseitigen Hand, jede Schwester zu drei und einer Viertelszeile, worin noch obendrein die Rede von Paketen ist. Ich habe mich fast zu Tod in dem Buche und in dem Manuscript

geblättert, ob der Brief nicht herausfallen würde; die Botenfrau habe ich auch examiniren laſſen, die verſichert aber, daß das blaue Paket Alles ſei; und meinen Brief, den ich Ihnen gleich nach meiner hieſigen Ankunft ſchrieb, verſichert ſie auch richtig übergeben zu haben.

Wenn ich einen zu großen Glauben an den Reichthum Ihrer Freundſchaft habe, und eine zu gute Meinung von mir ſelbſt, um zu glauben, daß Sie mir ſo gar wenig würden zu ſagen gehabt haben, ſo verzeihen Sie mir's; Sie haben mich ſelbſt durch das Vergangene verwöhnt; aber ich kann nicht anders glauben, als daß hier ein Verſehen vorgegangen iſt, und daß dieſes Billet nicht alles iſt, was ich hätte erhalten ſollen. Ob Sie mir durch die Poſt etwa geſchrieben, oder ob Sie vielleicht vergeſſen haben den Brief in das Paket beizulegen, weiß der Himmel, ich nicht. Aber wenn wirklich (gegen alles mein Vermuthen) kein Fehler vorgegangen iſt, und wenn Sie mir nicht mehr beſtimmt haben, als dieſes Billet, ſo legen Sie mir meine Verwunderung wenigſtens nicht übel aus. Ich leugne nicht, daß ich mit einiger Verlegenheit davon ſchrieb, denn wenn es ein Verſehen iſt, ſo ſchäme ich mich, einen Augenblick daran gezweifelt zu haben; und iſt es keins, ſo muß ich freilich wünſchen, daß ich das Geſagte bei mir behalten hätte. Wie ihm aber auch ſei, ſo habe ich wenig Troſt, denn ich habe mich in einer ſo ſchönen Erwartung getäuſcht, und muß bis auf den nächſten Poſt- oder Botentag zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben,

welche von zwei Thorheiten es eigentlich ſein werde, die ich mir habe zu Schulden kommen laſſen.

Ich bin jetzt acht Tage hier, und — die Trennung von Ihnen abgerechnet — kommt es mir gar nicht anders vor, als ob ich meine Lebensart in Rudolſtadt fortſetzte; denn ich lebe die ganze Zeit über immer mit mir ſelbſt und mit der ſchönen Erinnerung an dieſen Sommer. Wie nahe waren Sie mir immer in dieſer Zeit, und wie viel haben Sie auch abweſend mir gegeben! Die Freuden des Vergangenen in der Erinnerung und die Freuden der Zukunft in der Hoffnung! und den mir ſo wohlthätigen Glauben an die Fortdauer Ihrer Freundſchaft! Gewiß, die edle und reine Freundſchaft kann ſich auch abweſend recht viel ſein; und zu fühlen, daß auch entfernt an einen gedacht wird, erweitert und verdoppelt das eigne Daſein.

Hier wird über mich geklagt, daß ich meiner Geſundheit durch vieles Arbeiten und zu Hauſe ſitzen ſchaden würde. Aber ſo ſind die Leute! ſie können es einem nicht vergeben, daß man ſie entbehren kann. Und wie theuer verkaufen ſie einem die kleinen Freuden, die ſie zu geben wiſſen! Wenn die völligſte Indifferenz gegen Clubs und Cirkels und Kaffeegeſellſchaften den Menſchenfeind ausmacht, ſo bin ich's wirklich in Rudolſtadt geworden.

Leben Sie recht wohl und denken Sie meiner!

Schiller.

Weimar, 20. November 1788.

Ich hatte den beiliegenden Brief ſchon geſiegelt, als ich die Ihrigen erhielt. Freude und Beſchämung wechſelten in meiner Seele. Ich hatte zwar mit ziemlicher Feſtigkeit darauf gebaut, daß hier ein Mißverſtand oder Verſehen ſein könnte, aber die hintergangene Erwartung machte mich mißmuthig, und Sie wiſſen, daß man da gerne das Üble glaubt. Nun haben Sie mich durch Ihre lieben Briefe wieder in's Leben erweckt.

Die Botenfrau will in einer halben Stunde ſchon hier ſein und ſich auf den Weg machen. Ich habe alſo nur noch für ein paar Worte Zeit, und Ihre Briefe werde ich erſt in der Stille für mich genießen.

Eines Theils freut es mich, daß Sie die Lage Ihrer Freundin ſo mit angeſehen haben; ſie wird Ihnen Ihre eigne um ſo lieber machen. Überhaupt habe ich Sie im Stillen ſchon oft um eben das beneidet, warum ein anderer Sie vielleicht beklagt. Der Mangel an äußerlichen geſelligen Reſſourcen zwingt Sie, in Ihrem Geiſt und Herzen Beſchäftigung zu ſuchen; und nie hätten Sie vielleicht die Schätze in Ihrem eignen Weſen entdeckt, wenn nicht ein geiſtiges Bedürfniß Sie darauf aufmerkſam gemacht hätte. So viele treffliche Menſchen reißt der Strom der Geſellſchaften und Zerſtreuungen mit ſich dahin, daß ſie erſt dann zu ſich ſelbſt kommen, wenn ſich die Seele aus dem Schwall der Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann. Es ſieht vielleicht miſanthropiſch aus; aber ich kann

mir hier nicht helfen, ich bin Kleists Meinung: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein.

Daß Ihnen Körners Briefe sein Wesen vergegenwärtigt haben, freut mich sehr. Es ist kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klange überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte. Ich werde Ihnen nach und nach mehreres von ihm zu lesen geben. *)

Es ist brav, daß Sie dem Plutarch getreu bleiben. Das erhebt über diese platte Generation und macht uns zu Zeitgenossen einer bessern, kraftvollern Menschenart. Lesen Sie doch diesen Sommer auch die Geschichte des Königs von Preußen, und geben Sie mir Ihre Gedanken darüber. Ich werde sie auch lesen.

Mich beschäftigen jetzt Dinge, die mein Herz nur flach berühren, der Geisterseher und dergleichen. Ich sehe mit

---

*) In einem Briefe an Huber v. 19. Februar 1795 schreibt Schiller über ihn: „Er ist mit seiner Lage noch ganz wohl zufrieden und in seinem Hauswesen nach seiner Art glücklich. Ich bewundere die Energie seines Geistes, die unter so elenden Verhältnissen und Bekanntschaften nicht ganz erstickt werden konnte, ob sie gleich aus Mangel äußerer Nahrung nicht hinreicht Früchte zu treiben. Er ist alles was er unter seinen Umständen sein kann, und ich tadle nichts an ihm, als daß er die Umstände nicht verändert. An seinen Kindern erlebt er viele Freude."

Sehnſucht der Epoche entgegen, wo ich meine Beſchäftigungen für mein Gefühl beſſer wählen kann.

Frau von Stein habe ich beſucht und die ſchöne Zeichnung von der Angelica, auch die von Lips bei ihr geſehen. Wir haben uns mit einander nach Rom verſetzt; in ihrem Saal hängt eine große topographiſche Charte davon. Frau von Stein iſt mir ſehr werth und lieb geworden, und das danke ich Ihnen. Vorher kannt' ich ſie nur wenig.

Nächſtens mehr. Noch einmal bitte ich Sie wegen meines Mißtrauens um Verzeihung. Ich hätte es Ihnen verſchweigen können; aber ich halte es hier mit der Aufrichtigkeit, und will lieber von Ihnen ausgelacht ſein, als mir vorzuwerfen haben, daß ich Ihnen etwas zurückhielt. Leben Sie recht wohl, und noch viele gute Wünſche zum Geburtstag. Ich werde den November nun um ſo lieber haben. Adieu, meine liebſten Freundinnen; denken Sie meiner, wie bisher, mit Liebe. Adieu! Adieu! S.

Weimar, 20. November 1788.

Lottchen wünſche ich recht viel Glück zum Geburtstag. Daß ich ihn nicht ſelbſt mitfeiern kann! aber ich will ihn hier im Stillen für mich feiern. Abends, wenn ich weiß, daß Sie im ſtillen Cirkel nun beiſammen ſitzen, will ich ihn bei'm Thee recht feierlich begehen, und mich recht lebhaft unter Sie verſetzen.

Ich überleſe Ihr Billet noch einmal. Sie wollen darin Nachricht von mir haben — ſollten Sie denn wirklich

meinen Brief nicht erhalten, und die Botenfrau ihn verloren haben? Das verhüte doch der Himmel!

Die Briefe Lavaters an die Recke und die ihrigen an ihn habe ich gelesen. Er nennt ihre jetzige Rolle in der gelehrten Welt einen Amazonenauftritt und macht ihr besonders darin zum Vorwurf, daß sie die Einfalt des Herzens verloren hätte. Nach vielen unverständlichen mystischprophetischen Ermahnungen — und ziemlich harten, wenigstens gegen eine Dame unschicklichen Tiraden ist sie wieder plötzlich eine angebetete Elisa! kurz der Brief hat mir nicht gefallen, aber die Antwort auch nicht viel besser. Sie würde mich zwar empfindlich ärgern, wenn sie an mich wäre, aber nicht wegen des Vortheils, den sie wirklich hat, als den sie zu haben glaubt, nicht wegen des Geistes, sondern wegen des Tons. Es ist unangenehm und widrig, eine Person wie die Recke, die, ohne es zu wissen, tausendmal näher an Lavater und seiner Ideenweise hängt, als sie jemals an Nicolai und Consorten hing und hängen wird, eine Person, die immer noch Enthusiastin, nur in einem andern Rocke ist, es ist widrig, sage ich, eine solche Person mit nüchterner Philosophie um sich werfen, auf einen Kopf, wie doch Lavater immer ist, herabsehen, ihm Lehren geben, wie sie sehr darin zu thun affectirt, und besonders ihre Freundschaft als einen Preis auf seine Sinnesänderung und Besserung setzen zu sehen. Meine Freundschaft, sagt sie ihm z. B., werde ich keinem entziehen, der sich ihrer nicht unwürdig gemacht

hat. Bode ſieht mit allen Gliedmaßen aus dem Briefe heraus, ich glaube ſogar, daß er ihn ganz gemacht hat. Die ganze Sache iſt dieſe, daß Lavater dabei verliert und die Recke nichts gewinnt! Die Briefe fordert er freilich auf eine empfindliche Art, aber doch noch beleidigender iſt die Art, wie ſie ſie ihm verweigert.

[Weimar, 27. November 1788.] Donnerstag Abends.

Eben komme ich nach Haus und finde das liebe Rudolſtädtſche Päcktchen; auch, damit alles Angenehme zuſammenkommt, einen Brief von meinem Körner.

Wie freut es mich, daß Sie ſich an Ihrem Geburtstag mit unſerer Freundſchaft beſchäftigt haben. Laſſen Sie mich hoffen, daß auch die noch kommenden Ihnen den nehmlichen Gegenſtand mit Vergnügen zurückbringen.

Ich wünſche Ihnen Glück zu Ihrer Kartenbekehrung. Wie Sie dieſes einmal nothwendige Übel anſehn und nehmen, haben Sie vollkommen recht; doch gehen Sie, glaube ich, darin zu weit, wenn Sie dieſes Mittel blos zu ſolchen Geſellſchaften verweiſen, die keiner edlern, feinern und ernſthaftern Unterhaltung empfänglich ſind. Auch in die beſten Geſellſchaften niſten ſich zuweilen Augenblicke der Erſchlaffung, oder einer ſchmerzhaften Überſpannung ein, wovon das Spiel zuweilen befreit. So leicht ich es entbehren kann, ſo iſt mir doch zuweilen in drückender Stimmung Erleichterung dadurch gegeben worden, und da wäre es denn doch ſchlimm, wenn nur leere Menſchen ſich

dieſes Verdienſt um einen erwerben könnten. Auch bei'm Spiel fühlt man es ſehr angenehm, mit wem man ſpielt. Der Ernſt Ihres Weſens läßt Sie die frivole Unterhaltung verachten, und das iſt vortrefflich. Eben dieſer Ernſt unterſcheidet ſie aus Hunderttauſenden, und bewahre der Himmel, daß ich Sie anders wünſchte. Wie nahe hat Sie dieſe Eigenſchaft meinem Weſen gebracht, (das iſt freilich für Sie wenig, aber mir iſt es eine Quelle von Vergnügen), aber hüten Sie ſich, daß Ihnen dieſer Zug zu ernſthaften Dingen die armen guten Menſchlein nicht verleide, mit denen man einmal leben muß, und Sie in Ihrer Lage mehr als Meinesgleichen. Intoleranz gegen andere Menſchen iſt eine Klippe, an der beſonders gerne die Menſchen von Charakter und zartem Gefühle ſcheitern. Von dieſer Seite alſo wünſchte ich Ihnen lieber einige Tropfen leichtes Blut mehr, wiewohl ich Ihnen nicht zur Laſt legen kann, daß Sie gegen Ihre Nebenmenſchen finſter ſind.

Überhaupt kommt mir vor — und das mag freilich ein eigennütziger Wunſch unſers Geſchlechts ſein — mir kommt vor, daß die Frauenzimmer geſchaffen ſind, die liebe heitre Sonne auf dieſer Menſchenwelt nachzuahmen, und ihr eigenes und unſer Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir ſtürmen und regnen und ſchneien und machen Wind, Ihr Geſchlecht ſoll die Wolken zerſtreuen, die wir auf Gottes Erde zuſammengetrieben haben, den Schnee ſchmelzen und die Welt durch ihren Glanz wie-

der verjüngen. Sie wiſſen was für große Dinge ich von der Sonne halte; das Gleichniß iſt alſo das Schönſte, was ich von Ihrem Geſchlechte nur habe ſagen können, und ich habe es auf Unkoſten des meinigen gethan!

Es iſt gut, daß Sie ſich Ihr kleines Zimmer (denn trotz dem weggenommenen Ofen kann ich es nicht mit der Peterskirche vergleichen) durch Reiſebeſchreibungen recht groß und weit machen. Mir iſt es immer ein unausſprechliches Vergnügen, mich im möglichſt kleinſten körperlichen Raume im Geiſte auf der großen Erde herumzutummeln. Indeſſen auf das wirkliche Reiſen laſſen Sie ſich doch lieber nicht ein — bleiben Sie uns ſo nah als möglich.

Sie haben mich ordentlich und ſehr angenehm mit der Ausrechnung überraſcht, daß der zwölfte Theil von unſerer Trennung vorüber iſt. Wie lang iſt mir aber dieſer zwölfte Theil ſchon geworden, und wie langſam werden die übrigen eilfe ſein! Aber gottlob! Indem ich ſchreibe zerfließt die Zeit unter meinen Händen. Zählen Sie darauf, daß ich mit den Erdbeeren oder noch früher erſcheine!

Dank Ihnen für Ihre Sorgfalt um das Packt. Es iſt doch immer gut, wenn man unter dem Einfluß der Weisheit ſteht. Ich will das erſparte Geld zu Federkielen und Briefpapier verwenden, und Sie mit recht vielen Briefen dafür heimſuchen.

Der chère Mère wünſche ich Glück zum ausgezogenen Zahn. Das geſchwollene Geſicht, hoffe ich, ſoll ſich legen,

es ist wahrscheinlich noch ein Rest vom vorigen, und durch den Reiz, den die Operation gemacht hat, vermehrt worden. Ich wünsche ihr von ganzem Herzen auf immerdar davon befreit zu sein; nun aber hoffe ich das Beste, da sie den bösen Zahn verloren hat. Machen Sie ihr recht viele Empfehlungen. Wie oft habe ich mich indeß schon der Abende erinnert, wo wir uns bei'm Thee um den erfindungsreichen Odysseus versammelten! Ich habe jetzt auch eine Kaffee-Maschine, die aber (ich muß es zu meinem Lobe sagen) sehr mäßig gebraucht wird.

Leben Sie nun wohl, beste Freundin, und fahren Sie fort recht glücklich zu leben und meiner dabei eingedenk zu bleiben. Schiller.

Donnerstag, 27. November 1788.

Dank Ihnen, liebste Freundin, daß Sie mir meinen unglücklichen Zweifelmuth verziehen haben. Je größer meine Sünde ist, desto froher will ich sein; und Sie können mein Gewissen durch nichts besser erschüttern, als wenn Sie mir durch recht viele und große Briefe die Abscheulichkeit meines Vergehens erweisen. Aufrichtig aber, ich habe in meinem Herzen doch keinen ganzen Zweifel zusammengebracht, so bedenklich auch die Umstände waren.

Endlich also einen Laut von Wolzogen, und einstweilen genug, um wegen seiner ruhiger zu sein. Er ist doch endlich an Ort und Stelle, und wir sehen, daß es nur bei ihm stehen wird, seinen Lebensplan auszuführen. Wenn

er aber jetzt bei ſo wenig Geſellſchaft ſeine Nachrichten ſo klein zuſchneidet, wie arm werden ſie alsdann erſt ausfallen, wenn ſeine Bekanntſchaften ſich häufen! Ich fürchte, der große Brief wird eine Rieſengröße erhalten. Hoffentlich antworten Sie vor dem Freitag noch nicht, daß ich auch noch einen kleinen Einſchluß beilegen kann, den ich Ihnen mit nächſtem Sonntag ſchicken will.

Wolzogens Urtheil über Paris konnte unter dieſen Umſtänden wohl nicht anders ausfallen. Das Object iſt ihm wirklich noch zu groß, ſein innrer Sinn muß erſt dazu hinauf geſtimmt werden. Er hat eine Elle mitgebracht, um einen Koloß zu meſſen. Ich glaube wohl, daß er am Ziel einer langen Bekanntſchaft mit Paris ſo ziemlich zu demſelben Urtheil zurückkommen mag; aber er wird es aus andern Motiven und aus einem andern Standpunkte thun. Wer Sinn und Luſt für die große Menſchenwelt hat, muß ſich in dieſem weiten großen Element gefallen; wie klein und armſelig ſind unſre bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Übeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Menſch, wenn er vereinigt wirkt, iſt immer ein großes Weſen, ſo klein auch die Individuen und Details in's Auge fallen. Aber eben darauf, dünkt mir, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit dieſem Rückblick auf das große Ganze, deſſen Theil es iſt, zu denken, oder, was eben ſo viel iſt, mit philoſophiſchem Geiſte zu ſehen.

Wie holpericht und höckericht mag unſere Erde von dem Gipfel des Gotthards ausſehen! aber die Einwohner des Mondes ſehen ſie gewiß als eine ſchöne glatte Kugel. Wer nun dieſes Auge entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird ſich an kleine Gebrechen ſtoßen, und das ſchöne große Ganze wird für ihn verloren ſein.

Paris freilich dürfte auch dem philoſophiſchen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben; aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines ſo fein gebildeten Staats ſind groß. Was für eine prächtige Erſcheinung iſt das römiſche Reich in der Geſchichte, auch bei ſeinem Untergang!

Mir für meine kleine ſtille Perſon erſcheint die große politiſche Geſellſchaft aus der Haſelnußſchale, woraus ich ſie betrachte, ungefähr ſo, wie einer Raupe der Menſch vorkommen mag, an dem ſie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Reſpect vor dieſem großen drängenden Menſchen-Ocean; aber es iſt mir auch wohl in meiner Haſelnußſchale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, iſt nicht geübt, nicht entwickelt, und ſo lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht verſiegt, ſo werde ich von dieſem großen Ocean ein neidloſer und ruhiger Bewunderer bleiben.

Und dann (um doch recht in's Gelag hinein zu philoſophiren!) dann glaube ich, daß iede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menſchenſeele mehr iſt, als die größte Menſchengeſellſchaft, wenn ich dieſe als ein Ganzes betrachte.

Der größte Staat iſt ein Menſchenwerk, der Menſch iſt ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat iſt ein Geſchöpf des Zufalls, aber der Menſch iſt ein nothwendiges Weſen; und durch was ſonſt iſt ein Staat groß und ehrwürdig als durch die Kräfte ſeiner Individuen? Der Staat iſt nur eine Wirkung der Menſchenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der Menſch iſt die Quelle der Kraft ſelbſt, und der Schöpfer des Gedankens.

Aber wo gerath' ich hin? Ich laſſe meine Feder machen, und vergeſſe, daß ich einen Brief und keinen Discours philosophique ſchreibe. Laſſen Sie mir's diesmal hingehen.

Meine Geſundheit laſſen Sie ſich nicht anfechten. Ich komme mir durch friſche Luft und durch Bewegung zu Hülfe, wozu die ſchlechten Berge um Weimar herum ſchon noch gut genug ſind. Friſch und geſtärkt komme ich dann wieder nach Hauſe und ſetze meine Arbeit mit mehr Leichtigkeit fort. ** will ſich das Anſehen einer theilnehmenden Sorgfalt um mich geben, oder der Himmel weiß, was es iſt. Ich glaube gar, er will mich verheirathen. Vergeb's ihm der Himmel, daß ihn ſeine Freundſchaft ſo weit führte. Er platzte neulich etwas plump damit heraus; im Ernſt, er hat etwas mit mir vorgehabt, und weil ich mich in einem gewiſſen Club noch nicht habe ſehen laſſen, ſo mag ich ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht haben. Es ging mir mit ihm, wie Hamlet mit Güldenſtern, als dieſer ihn ſondiren wollte; zum Unglück fehlte

mir der witzige Einfall und eine Flöte, um ihm eine ähnliche Abfertigung zu geben. Meint er's wirklich gut mit mir, so mag mir der Himmel verzeihen, daß ich es ihm nicht zutraue.

Ich bin wirklich seit meinem Hiersein recht gesund, und, welches viel sagen will, sogar vom Schnupfen frei gewesen.

Gelesen habe ich seit unserer Trennung noch nichts, mit dessen Mittheilung ich Ihnen Vergnügen machen könnte. Ich hatte auch wirklich keine Zeit dazu. Den Shaftesbury freue ich mich einmal zu genießen; vielleicht ist das ein Geschäft für den Sommer.

Jetzt übersetze ich die Phönizierinnen des Euripides, die schöne Scene, worin Jokaste sich die Übel der Verbannung von Polynices erzählen läßt, ist es, was mich vorzüglich dazu bestochen hat. Ich bedaure sehr, daß ich bei diesen Arbeiten zu sehr pressirt bin, und mich nicht genug mit dem Geiste meines Originals familiarisiren konnte, ehe ich die Feder ansetzte. Aber die Arbeit giebt mir Vergnügen, und kann am Ende doch keine andere, als vortheilhafte Wirkungen auf meinen eignen Geist haben.

Auch bin ich jetzt stark über den Geisterseher her; bis jetzt habe ich ihm aber noch kein großes Interesse abgewonnen. Auch meine Arbeiten locken meine Wünsche nach dem Sommer, weil ich dann hoffentlich nur mit angenehmen beschäftigt sein werde.

Goethe sprach ich noch nicht. Es geschieht aber dieser

Tage. Frau von Kalb habe ich heute beſucht, und eine recht geiſtvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie ſehr wünſchte ich ihrem Geiſte die Welt, für die er eigentlich geſchaffen iſt. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorſtellungskraft, und ihre Blicke ſind eben ſo ſcharf als tief. Ewig der Ihrige. Schiller.

[Rudolſtadt, 2. December 1788.]

— — — Dann dünkt mir, die Geſchichte wird noch kein Roman wenn einige Züge falſch ſind. Die großen Revolutionen bleiben doch immer wahr, und eine große Seele verſteht Ihren Geiſt auch in der Ferne. Im Anſchaun wahrer Begebenheiten ſchwebt doch immer der Seele ein großer Ring vor, ſie wird in den Strom der Begebenheiten geflochten und in ferne Zeiten gezogen. Für Sie iſt, deucht mich, eine Geſchäftsarbeit in undichteriſchen Launen gut, und dieſer Wechſel der Beſchäftigungen, der mit dem Wechſel Ihrer Laune ginge, würde Ihnen, glaub' ich, manche unheitre Stimmung erſparen. Nur müßten Sie es einrichten, daß Sie die Geſchäftsarbeit nicht auf einen feſtgeſetzten Zeitpunkt fertig haben wollen.

Mit dem Shaftesbury bin ich noch immer ſehr zufrieden, ich finde viel darin, was ich an mein Weſen reihen kann, und was ſchon einen Theil meiner Metaphyſik ausmachte. Über Harmonie der Welt, über alles ordnenden Verſtand finde ich beſonders ſchöne Ideen darin. Mir iſt nur immer als könnte ich meinen Geiſt von dem

allgemeinen Weltgeiſt nicht trennen, und als würde ich in ihn zurückgezogen. (Lachen Sie mich nicht aus über dieſe Vorſtellung, die beinah ausſieht, als machte ich mich ſelbſt zu Gott.) Iſt der Zweifel als ein ewiger Ring um unſer Daſein geſchloſſen? Iſt er das ewige ressort in unſerm Geiſte? Wenn uns alles gewiß wäre, was würden wir anfangen? — Heilig iſt doch der große Schleier um die Dinge, und heilig die Kraft, die ihn zu entfalten ſtrebt, und in allem Irrthum bleibt uns doch Liebe ewig Wahrheit. Sie giebt unſerm Weſen eine ſelige Ahnung von ſeinem eignen innern Beſtand.

Den 3ten. Schicken Sie mir doch wieder einen Theil von den griechiſchen Trauerſpielen, wenn Sie ſie ſo lange behalten können, ich will ſie Ihnen in acht Tagen wiederſchicken. Ich ſehne mich wieder in die ſchöne griechiſche Welt. Es würde wirklich meinen Lebensgenuß ſtören, Wolzogen unglücklich zu wiſſen. Das erſte innige Zuſammentreffen unſrer Seelen wird mir ihn immer ſehr werth bleiben laſſen, und er hat wirklich viel eigenthümlich ſchöne und gute Seiten. Ich habe einen großen Glauben an ſeinen —

[Das Weitere von dieſem Briefe Carolinens iſt abgeriſſen.]

Weimar, 4. December 1788.

Ihre Briefe vertreten jetzt bei mir die Stelle des ganzen menſchlichen Geſchlechts, von dem ich dieſe Woche über *ganz getrennt* geweſen bin. Seit meinem letzten Brief an

Sie hüte ich, halb meiner Geſchäfte wegen, halb aus einer gewiſſen Trägheit, das Zimmer. Ich kann Ihnen alſo nichts von Neuigkeiten berichten, die einzige ausgenommen, daß Moritz ſeit heut oder geſtern hier iſt, auch einige Tage noch hier zubringen wird. Ich kenne ihn ſchon aus einer Zuſammenkunft in Leipzig, ich ſchätze ſein Genie, ſein Herz kenne ich nicht; ſonſt ſind wir übrigens keine Freunde. Erfahre ich mehr von ihm, ſo theile ich es Ihnen mit. Ich weiß, Sie nehmen Intereſſe an ihm. Die Frau v. la Roche iſt noch nicht hier. Möchte es doch für dieſe Wetterwolke einen Ableiter geben!

Es iſt mir gar lieb zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat. Ich wollte, wir hätten ihn hier. Mein Herz und Geiſt würden ſich an ihm wärmen, und er ſcheint jetzt auch einer wohlthätigen Geiſtesfriction nöthig zu haben. Sie haben ſehr recht, wenn Sie ſagen, daß nichts über das Vergnügen gehe, jemand in der Welt zu wiſſen, auf den man ſich ganz verlaſſen kann. Und das iſt Körner für mich. Es iſt ſelten, daß ſich eine gewiſſe Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menſchen mit dem zarteſten moraliſchen Gefühl und mit einer inſtinctartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies kühnes und philoſophiſch aufgeklärtes Gewiſſen für die Tugenden Anderer, und ein ängſtliches für ſich ſelbſt. Gerade das Gegentheil deſſen, was man alle Tage ſieht, wo ſich die Menſchen *alles, und den Nebenmenſchen* nichts vergeben. Freier als

er von Anmaßung iſt niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn ſeinen eignen Werth kennen lehrt, um ihm die ſo nöthige Zuverſicht zu ſich-ſelbſt, das was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben. Er iſt dort in einer Wüſte der Geiſter. Die Kurſachſen ſind nicht die liebenswürdigſten von unſern Landsleuten, aber die Dresdner ſind vollends ein ſeichtes, zuſammengeſchrumpftes, unleidliches Volk, bei dem es einem nie wohl wird. Sie ſchleppen ſich in eigennützigen Verhältniſſen herum, und der freie edle Menſch geht unter dem hungrigen Staatsbürger ganz verloren, wenn er anders je dageweſen iſt. Zuweilen begegnet man einem verſtümmelten Abdruck, oder vielmehr einer Ruine, die ehemals Geiſt oder Herz beſeelte. Aber die fatalen Verhältniſſe haben beides zertreten und verheert, ſo daß man, um das Gleichniß fortzuführen, nur noch aus einer ſtehen gebliebenen Säule den Geiſt des Meiſters und die Ordnung erkennt, in der das Gebäude aufgeführt worden.

Ich habe ſchon etlichemal verſucht, Körnern zu einem heroiſchen Schritt zu vermögen, und ihn dieſe heilloſen Feſſeln wegwerfen zu laſſen, aber er hat mir Gründe entgegengeſetzt, worauf ich ihm nichts antworten kann, welche ſich aber in der Folge der Zeit aufheben werden. Ich ſchreibe Ihnen da ſehr viel über meinen Freund, und vielleicht zu viel; aber würde ich das thun, wenn ich nicht die Geliebten meines Herzens gerne mit einander verwechſelte und ſie in meinem Kopfe und in meiner Feder, weil

es doch leider in der Wirklichkeit nicht angeht, gerne zusammen bringen möchte.

Die Zeit zwiſchen der Ankunft und dem Abgange des Rudolſtädter Boten iſt gar kurz und ungeſchickt (juſt die Nachtzeit und der frühe Morgen vor dem Kaffee), daß ich Ihre Briefe, um ſie beſſer zu genießen und zu beantworten, lieber erſt mit dem folgenden Botentag beantworte, welches ich den ganzen Winter über ſo halten will. So will ich Ihnen auch die verlangten Theile vom Théatre des Grecs ſchicken; Wieland iſt jetzt nicht zu Hauſe, daß ich ſie gleich könnte abholen laſſen. Ich bin dieſer Tage zufällig an Montesquieus Considérations sur la grandeur et décadence des Romains gerathen; eine Lectüre, die ich Ihnen darum vorſchlagen möchte, weil ſie nach Gibbon Intereſſe für Sie haben wird. Die Gegenſtände, wovon Montesquieu handelt, ſind Ihnen durch Gibbon, Plutarch u. ſ. f. geläufig. Es iſt immer ſchön zu ſehen, wie verſchiedene Geiſter denſelben Stoff formen. Montesquieus Manier iſt, die Reſultate vieler Lectüre und eines philoſophiſchen Denkens in kurze geiſtreiche Reflexions voll Gehalt zuſammen zu drängen, immer aber mit Hinſicht auf gewiſſe allgemeine Principien, die er bei ſich feſtgeſetzt hat, und die ihm zu Grundſäulen ſeines Syſtems dienen. Er iſt daher recht dazu gemacht, um ſtudirt zu werden. Da ſeine Gegenſtände die wichtigſten und die eines denkenden Menſchen am würdigſten ſind, (denn was iſt dem Menſchen wichtiger *als die glücklichſte* Verfaſſung der Geſellſchaft,

in der alle unſre Kräfte zum Treiben gebracht werden ſollen), deßhalb gehört er mit Recht unter die koſtbarſten Schätze des Geiſtes. Ich freue mich auf die Muße, um ſeinen Esprit des loix mir recht in den Kopf zu prägen.

Mein Euripides giebt mir noch viel Vergnügen und ein großer Theil davon kommt auch auf ſein Alterthum. Den Menſchen ſich ſo ewig ſelbſt gleich zu finden, dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Colliſionen der Leidenſchaften, dieſelbe Sprache der Leidenſchaften. Bei dieſer unendlichen Mannichfaltigkeit immer doch dieſe Ähnlichkeit, dieſe Einheit derſelben Menſchenform. Oft iſt die Ausführung ſo, daß kein anderer Dichter ſie beſſer machen könnte, zuweilen aber verbittert er mir Genuß und Mühe durch viele Langeweile. Im Leſen ginge ſie noch an; aber ſie überſetzen zu müſſen, und zwar gewiſſenhaft! Oft macht mir das Schlechtere die meiſte Mühe. Im nächſten Monat werden Sie wohl die Früchte meines jetzigen Fleißes zu leſen bekommen. Wieland gebe ich eine Überſetzung vom Agamemnon des Aeſchylus in den Mercur; das iſt aber erſt gegen den März. Auf den will ich alle Mühe verwenden, weil dieſes Stück eins der ſchönſten iſt, die je aus einem Dichterkopfe gegangen ſind.

Leben Sie recht glücklich, und fahren Sie fort, meiner wie bisher fleißig zu gedenken und mir ſo ſchöne und große Briefe zu ſchreiben. Alſo bleibt's bei der Einrichtung; den nächſten Botentag ſchreibe ich Ihnen über die heutigen Briefe ausführlicher. Eben iſt's auch eilf Uhr. Vermuth-

lich hat sich jetzt, da ich dies schreibe, ein sanfter Schlaf Ihrer bemeistert. Adieu! Recht viele schöne Grüße an die chère Mère und Beulwitz. Schiller.

Weimar, 10. December 1788.

Was Sie von der Geschichte sagen, ist gewiß ganz richtig, und der Vorzug der Wahrheit, den die Geschichte vor dem Roman voraus hat, könnte sie schon allein über ihn erheben. Es fragt sich nur, ob die innere Wahrheit, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poetischen Darstellung herrschen muß, nicht eben so viel Werth hat, als die historische.

Daß ein Mensch in solchen Lagen so empfindet, handelt und sich ausdrückt, ist ein großes wichtiges Factum für den Menschen, und das muß der dramatische oder Romandichter leisten. Die innere Übereinstimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen sein muß. Der Nutzen ist unverkennbar. Man lernt auf diesem Wege die Menschen und nicht den Menschen kennen, die Gattung und nicht das sich so leicht verlierende Individuum. In diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister; aber gerade der Geschichtschreiber ist oft in den Fall gesetzt, diese wichtigere Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen, oder ihr mit einer gewissen Unbehülflichkeit anzupassen, welches noch schlimmer ist. Ihm fehlt die

Freiheit, mit der ſich der Künſtler mit ſchöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine, noch die andre befriedigt.

Was Körner aus ſeinen Vorderſätzen auf meinen Beruf zur Geſchichte anwendet, mag immer richtig ſein. Ich werde immer eine ſchlechte Quelle für einen künftigen Geſchichtsforſcher ſein, der das Unglück hat, ſich an mich zu wenden.

Aber ich werde vielleicht auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit Leſer und Hörer finden, und hie und da mit jener erſten philoſophiſchen zuſammentreffen. Die Geſchichte iſt überhaupt nur ein Magazin für meine Phantaſie, und die Gegenſtände müſſen ſich gefallen laſſen, was ſie unter meinen Händen werden.

Dieſe Woche hat mich Moritz beſucht und mir eine ſehr angenehme Unterhaltung verſchafft, weil wir auf meine Lieblingsideen gerathen ſind. Von Goethe iſt er nun ganz durchdrungen und enthuſiasmirt. Dieſer hat ihm auch ſeinen Geiſt mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt Allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen. Aber ich finde, daß er auf Moritz gut gewirkt hat. Moritz hat viel Tiefe des Geiſtes und Tiefe der Empfindung; er arbeitet ſtark in ſich, wie ſchon ſein Reiſer beweiſt, der einen Menſchen vorausſetzt, der ſich gut zu ergründen weiß. Seine Ideen bringt er zu einer anſchaulichen Klarheit. Was ihn intereſſirt, iſt ernſthaft und von Gehalt. Er ſcheint ſehr an ſich ſelbſt zu verbeſſern.

Ich fürchte nur, er wählt ſich Muſter, nach denen er ſich bildet, und ſo vortrefflich auch ſeine Wahl ſein wird und ſchon iſt, ſo iſt doch Nachahmung ein niedrer Grad von Vollkommenheit. Von Goethe ſpricht er mir zu panegyriſch. Das ſchadet Goethen nichts, aber ihm.

Jetzt gefällt er mir durchgängig beſſer als vor ſeiner italieniſchen Reiſe, da ſchien er mir zu ſehr den ſtarken Geiſt zu affectiren. Jetzt hat eine moderate und wohlthätige Philoſophie von ihm Beſitz genommen. Ich würde viel Vergnügen von ſeinem Umgang haben, wenn er hier wohnte.

In Rom fand er meine Thalia, und einige ähnliche Empfindungsarten, die im Sonnenwirth (in meinem Verbrecher aus Infamie) ausgeſtreut ſind, und mit ſeinem Reiſer übereintreffen, überraſchten ihn ſehr. Er hat eine kleine Schrift drucken laſſen, die er ſelbſt für das Höchſte erklärt, was er leiſten könne. Sie handelt von bildenden Künſten. Ich werde ſie im Manuſcript von ihm zu leſen bekommen, und Ihnen dann mehr davon ſchreiben.

Leben Sie recht wohl. Heute Abend erhalte ich Ihre Briefe. Schiller.

[Weimar, 12. December 1788.] Freitag Morgens.

Haben Sie recht ſchönen Dank für Ihre lieben Briefe, und mein herzliches Mitleiden mit Ihnen wegen der traurigen Kälte. Das iſt eigentlich die rechte Zeit für die Mathematik! Es iſt doch ſchlimm, da Sie ſo wenig für

unſer nordiſches Klima organiſirt ſind, daß Sie dem wärmeren Himmel nicht näher wohnen. Ein ſchöner Theil Ihrer Exiſtenz geht dadurch für Sie verloren. Der Himmel muß um Sie herum lachen und die Sonne wärmen, wenn Ihre Seele ſich entfalten ſoll, wenn Sie glücklich ſein ſollen.

Mein Brief wird Ihnen ſagen, daß ich Moritz geſprochen habe; beurtheilen Sie ihn aber nicht gleich nach meiner erſten Schilderung. Wir waren doch nur einige Stunden bei einander, und es begegnet mir gerne, daß ich zu raſch urtheile. Erwarten Sie alſo erſt Mehreres von mir über ihn. Ich denke ihn heute zu ſehen. Über ein Lieblings-Thema von mir, davon auch im Julius Spuren enthalten ſind, über das Leben in der Gattung, das Auflöſen ſeiner ſelbſt im großen Ganzen und die daraus unmittelbar folgenden Reſultate, über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod hat er außerordentlich klare und erwärmende Begriffe.

Wegen ſeines Magazins zur Erfahrungs-Seelenkunde habe ich ihm einen Rath gegeben, den Sie vielleicht auch unterſchreiben werden. Ich fand, daß man es immer mit einer traurigen, oft widrigen Empfindung weglegt; und dieſes darum, weil es uns nur an Gruppen des menſchlichen Elends heftet. Ich habe ihm gerathen, jedes Heft mit einem philoſophiſchen Aufſatze zu begleiten, der lichtere Blicke öffnet und dieſe Diſſonanzen gleichſam wieder in Harmonie auflöſt.

Von unſerm in Rudolſtadt projectirten Journal gab ich ihm auch einen Wink. Er würde ſehr geneigt ſein, ſich zu einem ſolchen geſellſchaftlichen Werke zu vereinigen, beſonders wenn es zugleich von einer bürgerlichen geſellſchaftlichen Verbindung an demſelben Orte begleitet werden könnte.

Von Körner werde ich Ihnen die verlangte Muſik kommen laſſen. Ich hoffe auch, daß ſeine Compoſition auf die Hymne, die er mir verſprochen hat, nun bald fertig ſein ſoll. Könnt' ich doch manchmal eine Stunde zuhören, wenn Sie ſpielen und neue Wärme für meine Arbeiten daraus ſchöpfen!

Heute habe ich mir viele Beſuche vorgenommen, auch bei Goethen. Goethe iſt ſo gar ſelten allein, und ich möchte ihn doch nicht gern blos beobachten, ſondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen. Der Herzog iſt die Abende faſt immer da, und den Vormittag belagern ihn Geſchäfte. Frau von Stein ſehe ich vielleicht auch.

Sie haben beide bemerkt, daß mein voriger Brief nicht heiter geſchrieben war. Doch erinnere ich mich keiner ſchlimmen Laune; es iſt aber möglich, daß die Seele unbemerkt gedrückt wird, wenn ſie nicht ausfließt, und immer von denſelben Gegenſtänden umringt und befangen iſt. Es könnte alſo doch eine Folge meines einſamen Lebens geweſen ſein. Ich traue hierin dem feinen Blicke der Freundſchaft ſehr, und darum glaube ich Ihnen mehr als meinem eignen Gedächtniß. Aber Sie ſollen nicht dadurch

verſtimmt werden. Fließt auch zuweilen etwas Melancholiſches in meine Briefe mit ein, ſo müſſen Sie denken, daß dieſe Laune vorbei iſt, wenn Sie den Brief erhalten.

Leben Sie nun recht wohl, liebſte Freundinnen, und ſchreiben Sie mir immer ſo freundliche große Briefe. Sie verſchönern dadurch meine Exiſtenz und hellen meine Einſamkeiten auf. Mögen Sie dafür recht ſchöne Augenblicke haben, und möge die Freundſchaft ſie Ihnen geben helfen! Adieu! Adieu! Ewig der Ihrige. Schiller.

Rudolſtadt, 21. December 1788.

Recht langſam verging mir dieſe Woche, die uns kein freundliches Lebenszeichen von Ihnen brachte, und in der wir zu Ihnen auch nur in Gedanken ſprechen konnten. Wie oft fiel es mir nicht ein, wie viel beſſer es war, als unſere Depeſchen nur nach Volkſtädt oder ein paar Häuſer weit zu gehen hatten. Keine verſchneiten Wege hinderten uns dann, ein liebes Wort von Ihnen zu vernehmen. Sie warteten vielleicht auch auf Nachricht von uns. Wir erfuhren zu ſpät, daß die Botenfrau nicht ging, und durch die Poſt wäre der Brief noch ſpäter gekommen. Es freut mich, daß Sie unſre großen Briefe gern leſen. Mir giebt es Entſchädigung für den Verluſt Ihres Umganges, Ihnen zu ſchreiben und Sie mir alſo zu vergegenwärtigen, und Ihre Briefe zu empfangen dies iſt mir eine Freude, die ich wirklich nicht entbehren könnte. Tauſend Dank für *alles Gute*, was Sie dadurch über mein Leben verbreiten!

Ich dachte wohl, daß Sie mit Moritz näher zuſammenkommen würden, nach dem Ton ſeiner letzten Schriften, die ich kenne, war mir's beinahe nicht anders glaublich. Fragen Sie ihn doch, ob er die Fragmente aus dem Tagebuche eines Geiſterſehers nicht fortſetzt. Die wenigen Blätter davon ſind mir gar lieb. Ich bin begierig, wie Sie ihn ferner finden.

Denſelben Morgen, als Sie mich wieder an die Mathematik erinnerten, habe ich angefangen, ein geometriſches Buch zu ſtudiren. Ich glaube, es wird Intereſſe für mich haben, aber aus meinem Buche kann ich doch nicht recht klug werden, und warte nur auf warmes Wetter, um aus der Bibliothek auf dem Boden, aus der Blocher uns einmal die Wunderſachen brachte, ein anderes zu ſuchen. Die Quadratur des Cirkels werde ich dann wohl erfinden, ich verſtehe jetzt ſchon, wie es anzufangen iſt. Vor einigen Tagen habe ich das Leben des Marcellus im Plutarch geleſen, und des Archimedes Geſchichte hat mir großen Reſpect vor der Mathematik gegeben. Der Marcellus iſt doch einer der ſchönſten, lieblichſten unter den römiſchen Charakteren. Das Leben des Königs von Preußen habe ich auch geleſen bis zu Ende des Schleſiſchen Krieges. Sonderbar iſt der Contraſt dieſer Zeit zu den Zeiten von Plutarchs Helden. Ich kann mir's nicht nehmen, es kommt mir doch vor als ein Garten mit verſchnittenen Alleen und Bäumen gegen einen ſchönen Eichenwald. So eiſern und eng kommen mir die Menſchen im Leben des Königs vor.

wie ſelten kommt man auf eine freie, ſchöne Form der Menſchheit, die um der Sache willen, oder um des edlern Intereſſe des Ruhmes etwas thut, das Meiſte iſt an kleine Abſichten geknüpft. Was von dem Geiſte des Königs aus der Schrift blickt, das kommt mir ſehr liebenswürdig vor. Von ſich ſpricht er, deucht mir, mit Wahrheit und einer freien Seele, die ihres Werthes gewiß iſt und nichts Fremdes borgen mag, und dann ſieht man doch, daß er gern immer am Rande der Ehrlichkeit geblieben wäre, und daß er nur die Betrüger betrog. Die Leichtigkeit und gute Laune, mit der er Alles behandelte, wobei Andre ſo ernſthafte wichtige Geſichter machten, liebe ich gar ſehr. Das Leben und alle ſeine bunten Scenen waren der großen Seele doch endlich nur ein Spiel, und der Wechſel des Glücks ſchwebte ihm ſo vor.

Einen Theil des Théatre des Grecs ſchicke ich Ihnen, nur den griechiſchen Comödien kann ich noch keinen Geſchmack abgewinnen, vielleicht kommt er noch; in acht Tagen ſchicke ich den andern Theil. In den drei Tragödien iſt gar ſehr viel Schönes, Seelenergreifendes, Situationen, die das Herz im Innerſten bewegen. Wie freue ich mich, dieſes einmal in Ihrer Sprache zu leſen! Künftigen Monat, ſagten Sie, würden wir viel von Ihnen leſen. Das iſt mir eine liebe Ausſicht. Wie ſteht es um den Künſtler? Mit beſonderer Neigung trage ich dieſen im Herzen und freue mich ihn wieder zu leſen. Es iſt mir recht interessant, daß Stellen aus dem Carlos durch die dicke Seelen-

haut des alten Schweins gedrungen ſind, ich fürchtete, dieſe Perlen wären da weggeworfen. Oft traut man doch den Menſchen zu wenig zu. — Nun leben Sie wohl, lieber, theurer Freund, — könnten Sie doch dieſen Abend bei uns ſein! Doch die Zeit wird ja wiederkommen, und Wochen und Monate entfliehn uns mit ſo ſchnellem Flügel. Wohl hat das Herz ſein eignes Zeitmaß. Adieu! Adieu! Mit dem Schnupfen will ich mich ganz ausſöhnen, da er ſich ſo artig gegen Sie beträgt. Leben Sie glücklich und mir nicht fern. Meine Mutter und Beulwitz grüßen. Caroline B.

Weimar, 28. December 1788.

Sehr lang iſt mir die Zeit geworden, die mir kein Lebenszeichen von Ihnen gebracht hat. Ich habe das Unglück zwar ſchon von Weitem geahnet, weil die Kälte gar zu ſtreng war — aber es iſt doch, als ſollte es nicht ſein, daß wir ſo lange nichts von einander hören, und es iſt recht gut, daß es ſo iſt!

Für die mannichfaltigen, intereſſanten Nachrichten, die Sie mir beide von Ihren Beſchäftigungen geben, kann ich Ihnen nichts Ähnliches erwiedern, denn meine Exiſtenz war bisher noch die alte, Arbeit ohne Geiſtesgenuß. Das Dringendſte iſt ſeit geſtern vorbei, und nun werde ich auch mehr Menſchen ſehn.

Aber eine Nachricht von mir kann und muß ich Ihnen doch *geben, weil ſie leider* eine meiner ſchönſten Hoffnungen

für eine Zeitlang zu Grunde richten wird. Es ist beinahe schon richtig, daß ich als Professor der Geschichte künftiges Frühjahr nach Jena gehe. So sehr es im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt, so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird; aber der Abgang Eichhorns machte es in mehrerem Betracht nothwendig. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen; und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich gerne zurücktreten. Man hatte mich vorher sondirt, und gleich den Tag darauf wurde es an unsern Herzog nach Gotha geschrieben, der es an dem dortigen Hofe gleich einleitete. Jetzt liegt es schon in Coburg, Meiningen und Hildburghausen, und ist vielleicht in drei Wochen entschieden.

Mir hat Voigt vor einigen Tagen schon eine schriftliche Erklärung communicirt, die an ihn von Seiten der Regierung gekommen ist, wo mir schon gesagt wird, daß ich meine Einrichtung machen möchte, weil es so gut als entschieden sei.

Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort; und dies alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen. Das Beste an dieser Sache ist doch immer die Nachbarschaft mit Ihnen.

Ich rechne darauf, daß Sie mir in diesem Sommer eine himmlische Erscheinung in Jena sein werden, weil ich das erste Jahr zu viel zu thun und zu lesen habe, um noch

etwas Zeit für die Wünſche meines Herzens übrig zu behalten. Dafür verſpreche ich Ihnen, die folgenden Jahre Ihnen dieſen Liebesdienſt wett zu machen. Iſt für mich nur erſt ein Jahr überſtanden, ſo lieſt ſich's alsdann im Schlafe, und ich habe meine Seele wieder frei. Verſprechen Sie mir in ihrem nächſten Briefe, mir dieſen Wunſch zu erfüllen.

Goethen habe ich unterdeſſen einmal beſucht. Er iſt bei dieſer Sache überaus gütig geweſen, und zeigt viele Theilnahme an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glück beitragen würde. K., dem er es entdeckt hat, war vermuthlich juſt in ſeiner theilnehmenden Laune; denn ich höre, daß es ihn ſehr freuen ſoll. Ob es mich glücklich macht, wird ſich erſt in ein paar Jahren ausweiſen. Doch habe ich keine üblen Hoffnungen. Werden Sie mir nun auch noch gut bleiben, wenn ich ein ſo pedantiſcher Menſch werde, und am Joch des gemeinen Beſten ziehe? Ich lobe mir doch die goldne Freiheit. In dieſer neuen Lage werde ich mir ſelbſt lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht ſchon mehr Geſchichte, als der Herr Profeſſor. Indeſſen denke ich hier wie Sancho Panſa über ſeine Statthalterſchaft: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand; und habe ich nur erſt die Inſel, ſo will ich ſie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen, den Profeſſoren, zurecht komme, iſt eine andre Frage.

Moritz habe ich auch wieder geſprochen und finde ihn

immer intereſſanter. Er hat überaus viel Güte und Wahrheit in ſeinem Charakter, und manches Drollige in ſeinem Betragen, das ſeinen Umgang angenehm macht. Adieu! Adieu! Schiller.

Weimar, 2. Januar 1789.

Ich ſage Ihnen nichts über Ihre Briefe, die ich durch die Poſt beantworten will. Ich muß mir erſt Zeit nehmen, ſie zu leſen.

Tröſtlich iſt mir Ihr Verſprechen, daß Sie mich in Jena beſuchen wollen, ſonſt wüßte ich mir nicht zu rathen, denn es würde der gar zu vielen Geſchäfte wegen ein ganz freudenloſes Jahr für mich ſein. Wenn ich nicht alle Freuden der Zukunft im Proſpecte zu Hülfe nähme, ſo würde die Gegenwart mir das Leben verleiden. Ich hoffe, der Himmel hat es am Ende doch gut mit mir vor — und die ſchöne Seite, von der Sie die Sache mir zeigen, richtet mich wieder auf.

An Frau von Stein konnte ich den Brief auch nicht eher als dieſen Morgen ſchicken. Es hat doch nichts zu ſagen? Vor einigen Tagen war ich bei ihr und habe eine ſehr angenehme Stunde da zugebracht.

Adieu, meine liebſten Freundinnen! Ich hoffe, Sie erhalten meinen Brief durch die Poſt auf den Sonntag oder den Montag wenigſtens. Leben Sie wohl und glücklich. Ihr Schiller.

Weimar, 3. Januar 1789.

Wie ich mein neues Verhältniß anſehe, wird Ihnen Ihre Schweſter ſagen, der ich vorher davon geſchrieben habe. Der Abſchied von den ſchönen freundlichen Muſen iſt immer hart und ſchwer, und die Muſen — ob ſie ſchon Frauenzimmer ſind — haben ein rachſüchtiges Gemüth. Sie wollen verlaſſen, aber nicht verlaſſen werden, und wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, ſo kommen ſie nachher auf kein Rufen mehr zurück. Wenn dies aber auch nicht wäre, ſo rächen ſie ſich ſchon durch ihre Abweſenheit genug.

Mit den dortigen Menſchen übrigens denke ich ſchon leidlich auszukommen. Eigentlich gerathe ich auch mit keinem in Colliſion, weil ich nicht hingehe, um Geld zu verdienen, und höchſtens zwei Collegien leſe.

Moritz wird noch vier Wochen hier bleiben. Ich habe ſeine Schrift über bildende Nachahmung des Schönen von der Frau von Stein nach Hauſe genommen, und nur flüchtig durchgeleſen. Es iſt ſchwer zu verſtehen, weil er keine feſte Sprache hat und ſich mitten auf dem Wege philoſophiſcher Abſtraction in Bilderſprache verirrt, zuweilen auch eigne Begriffe mit anders verſtandenen Wörtern verbindet. Aber es iſt voll gedrängt von Gedanken, und nur zu voll gedrängt; denn ohne einen Commentar wird er nicht verſtanden werden. Von Schwärmerei iſt er nicht darin frei und Herderſche Vorſtellungsarten ſind *ſehr darin ſichtbar*. Was mir und einem jeden

Schriftſteller mißfallen muß, iſt die übertriebene Behauptung, daß ein Product aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganze ſein müſſe; fehlte nur ein einziger Radius zu dieſem Cirkel, ſo ſinke es unter das Unnütze herunter. Nach dieſem Ausſpruch haben wir kein einziges vollkommenes Werk, und ſobald auch keines zu erwarten. Was er mündlich an einigen Orten hier behauptet hat, iſt übertrieben und fällt in's Lächerliche. Es ſcheint, daß er keinen Dichter erkennt, als Goethen und allenfalls noch einen, Herdern vielleicht; da doch Goethe (von Herder mag ich gar nicht reden) bei dieſen Forderungen ſehr zu kurz kommen würde. Aber Moritz rechnet den Egmont ſogar unter dieſe vollendeten Producte, welchen Goethe ſelbſt hoffentlich nicht für vollkommen hält. Ich ärgere mich über jeden Sectengeiſt und Vergötterung Anderer; aber an Moritz iſt ſie mir doppelt unausſtehlich, weil er ſelbſt ein vortrefflicher Kopf iſt.

Übrigens haben ſeine philoſophiſchen Unterſuchungen ſehr glücklich auf ſein Gemüth gewirkt, und ihn aus einer ſchrecklichen Seelenlage geriſſen, wie er ſelbſt geſteht. Sein Geiſt hat durch anſtrengendes Denken über ſeine Hypochondrie geſiegt, die ihn bei ſeiner Dispoſition zur Schwindſucht, ohne dieſe innere Hülfe, bald würde aufgerieben haben.

Ich bin begierig, was Sie zu ſeiner Schrift ſagen werden; Sie müſſen ſie ſich anſchaffen. Es ſind nur drei *Bogen*.

Ich habe jetzt leider für ſolche Materien keine Zeit, ſonſt würde ich mich kaum überwunden haben, mich auch darein einzulaſſen. Aber einmal nehme ich ſie doch vor, wäre es auch nur, um meine eignen Ideen darüber zu berichtigen.

Hat Ihnen der Agamemnon und Oedipus von Colone gefallen? Adieu. Schiller.

Weimar, 26. Januar 1789.

Endlich habe ich mich doch wieder mit der Natur zuſammengefühlt, und nach einem lebendigen Begräbniß auf meinem Zimmer von faſt vierzehn Tagen wieder im Freien geathmet. Mein Herz war leer und mein Kopf zuſammengedrückt — ich hatte dieſe Stärkung höchſt nöthig.

Die liebliche Luft und der geöffnete Boden haben mir die Scenen des vorigen Sommers wieder lebhaft in's Gedächtniß gebracht. Der gewöhnliche Weg von Volkſtädt um die ſchöne Ecke herum, bei der Brücke, die Berge jenſeits der Saale, vom Abendroth ſo ſchön beleuchtet, Rudolſtadt vor mir und von Weitem der grüne Pavillon, den mein Perſpectiv juſt noch erreichte — Alles das ſtand wieder lebendig vor mir. Ich glaubte mich auf dem Wege zu Ihnen, und in der That war ich's auch — denn ſeitdem ich von Rudolſtadt zurück bin, iſt der Weg nach dem Belvedere mein Lieblingsſpaziergang. Aber ich habe Sie nicht gefunden — das war der große Unterſchied.

Wären *die Sachen* noch wie vorigen Herbſt, ſo hätte

ich jetzt die Hälfte unſrer Trennung zurückgelegt, und die noch übrige würde um ſo ſchneller vergehn, weil es die zweite iſt. Ich ſehe täglich mehr ein, daß ich dieſen Schritt nicht anders als unter den entſchiedenſten ökonomiſchen Vortheilen hätte thun ſollen; eine ſehr anſehnliche ſolide Verbeſſerung von dieſer Seite wäre vielleicht dieſe Aufopferung von Zeit und von Freiheit werth geweſen; aber ſo wie die Sachen ſtehen, habe ich blos Ausſichten, und für den Augenblick poſitiven Verluſt. Dies ſind keine angenehmen Betrachtungen, und — was thun Sie in dieſem Briefe? Von was Anderem. Ich habe in dieſer Zeit die Histoire de mon temps, zwei Bände, geleſen. So glaubwürdig und zuverläſſig dieſe Quelle iſt, ſo muß ich dennoch geſtehen, daß ihr noch Manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die Voltaire'ſche Manier zu beſchreiben und mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuglitſchen iſt nicht das Nachahmungswürdigſte im hiſtoriſchen Styl. Im Ganzen iſt die Anſicht doch nur individuell, freilich in einem großen Kopfe und in einem Kopfe, der ſehr wohl unterrichtet iſt; aber die Capricen, die den großen Friedrich in ſeinem handelnden Leben regiert haben, haben auch ſeine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er ſeine Maria Thereſia ſpielen läßt, iſt fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie werden ſich vielleicht erinnern, daß er bei aller Mäßigung, die er ſich gegen ſie aufgelegt zu haben ſcheint, nie unterläßt „ſie *im* Glück übermüthig zu zeigen.“ Ich glaube nicht, daß

ein feinerer Kunſtgriff hätte gewählt werden können, das Intereſſe für ſie zu unterdrücken, dieſer Kunſtgriff wird ſo häufig und mit ſo viel Ausführlichkeit angewandt, daß die Abſicht nicht zu verkennen iſt.

Dies iſt aber auch das einzige ſtärkende Buch, das ich unterdeſſen geleſen habe. Ich bin dazu verdammt, mich durch die geſchmackloſeſten Pedanten durchzuſchlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergeſſe. Ich habe noch nie eine ſo große Verſuchung gefühlt, ein neues Schauſpiel anzufangen, als dieſen Winter — gerade, weil die Umſtände es verbieten.

Mein Geiſterſeher hat mich dieſer Tage etlichemal ſehr angenehm beſchäftigt. Der Zufall gab mir Gelegenheit, ein philoſophiſches Geſpräch herbeizuführen, welches ich ohnehin nöthig hatte, um die freigeiſteriſche Epoche, die ich den Prinzen durchwandern laſſe, dem Leſer vor Augen zu ſtellen. Bei dieſer Gelegenheit habe ich nun ſelbſt einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl errathen werden (denn Gott bewahre mich, daß ich ganz ſo denken ſollte, wie der Prinz in der Verfinſterung ſeines Gemüthes); auch, glaube ich, wird Ihnen die Darſtellung durch ihre Klarheit gefallen. Jetzt bin ich eben bei der ſchönen Griechin; und um mir ein Ideal zu holen, werde ich die nächſte Redoute nicht verſäumen. Ich möchte gern ein recht romantiſches Ideal von einer liebenswürdigen Schönheit ſchildern; aber dies muß zugleich ſo beſchaffen ſein, daß es — *eine eingelernte* Rolle iſt, denn meine Liebens-

würdige Griechin iſt eine abgefeimte Betrügerin. Schicken Sie mir doch in Ihrem nächſten Briefe ein Portrait, wie Sie wünſchen, daß ſie ſein ſoll, wie ſie Ihnen recht wohl gefiele, und auch Sie betrügen könnte. Auch Lottchen bitte ich darum! Ich erfahre dann bei dieſer Gelegenheit Ihre Ideale von weiblicher Vortrefflichkeit (nicht von der ſtillen nehmlich, ſondern von der erobernden). Haben Sie mir dieſe Gemälde eingeſchickt, ſo werde ich Sie alsdann bald um noch eines von andrer Art erſuchen. Sie ſehen, daß ich alles anwende, um mir meine gegenwärtige Beſchäftigung lieb zu machen.

Ich höre mit Bedauerniß, daß Ihnen Ihre Pflanzen erfroren ſind, aber anderntheils iſt mir's lieb; denn nun kann ich doch mit dem Geſtändniß herausgehen, daß mir's eben ſo gegangen iſt. Ich wollte es recht gut machen, und bewahrte das arme kleine Geſchöpfchen vor der kalten Luft — aber hin war's! Ich ſchämte mich aber bis jetzt, Ihnen mein Unglück zu entdecken. Wenn ich in Jena bin, ſo werde ich mir ein neues ausbitten. Für die Bücher, die Sie wünſchten, habe ich bis jetzt nicht Sorge tragen können, weil ich nicht aus dem Hauſe gekommen war und auch niemand ſah. Ich ſchicke Ihnen ein kleines artiges Ding vom Dichter Jacobi, das ganz das Bild ſeiner Seele — niedlich und ſanft — iſt. Ich leſe Alles gern, was Jacobi ſchreibt; denn er iſt ein edler Menſch, und dieſer Charakter fließt in Alles ein, was er hervorbringt. *Vielleicht* ſchicke ich Ihnen durch die Botenfrau noch mehr.

Körner läßt mich's jetzt entgelten, daß er Intereſſe an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten findet, er wird nachläſſig im Schreiben; weil er immer etwas mitzuſchicken wünſcht, ſo wird nichts geſchrieben und nichts mitgeſchickt. Eine Lücke, die er in der Correſpondenz läßt, und ein Poſttag, den er übergeht, ſind für mich empfindliche Fehlſchlagungen der Erwartung; und das Schlimmſte iſt, ich darf es ihm nicht einmal vorrücken, denn mein Gewiſſen ſpricht mich auch nicht ganz frei. Laſſen auch Sie, meine liebſten Freundinnen, ſich dieſes Beiſpiel zur Warnung dienen, und laſſen Sie ja keine Lücke in unſerm Briefwechſel aufkommen. Wenn es mir jemals gegen Sie begegnete, ſo müßten entweder unüberwindliche Abhaltungen von Außen, oder eine Laune daran ſchuld ſein, in der ich nicht gern vor Ihnen erſcheinen möchte. Leben Sie recht wohl und glücklich. Viele ſchöne Grüße, wo Sie ſchon wiſſen.

Schiller.

Weimar, 5. Februar 1789.

Meinen Brief, den ich am letzten Dienſtag auf die Poſt gab, werden Sie nun wohl haben; laſſen Sie mir doch mit nächſter Gelegenheit den Tag wiſſen, wenn Sie ihn erhalten haben, daß ich mich künftig darnach richten kann.

Warum habe ich Ihren Geburtstag nicht gewußt? ſo hätte ich ihn in der Stille durch eine fröhliche Unterhaltung mit unſerer Freundſchaft und angenehmen Rückerin-

nerungen, Hoffnungen und Projecten begangen; ich hätte mich Ihnen naher gefühlt und den fröhlichen Cirkel wenigstens im Geiste vermehren helfen. Indessen hat ihn der Zufall — oder der Zusammenhang der Dinge — doch für mich zu einem angenehmen Tag gemacht. Ich habe an demselben die Künstler vollendet, und so, daß ich damit zufrieden bin. Ich muß mich selbst loben. Ich habe noch nichts so Vollendetes gemacht — ich habe mir aber auch noch zu nichts so viel Zeit genommen. Doch Sie werden ja sehen!

Ihr Brief ist in einer sehr heitern Stimmung geschrieben; Sie leben in Frieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt. Warum kann ich nicht gleich unter Ihnen sein, und mich auch in diesen Ton stimmen lassen? Alle meine Genüsse muß ich tief aus meiner Seele hervorholen; die Natur giebt mir nichts, und die Menschen suche ich nicht auf. Wenn ich glücklich sein soll, so muß ein geschlossener Cirkel um mich herum sein, der ohne mein Zuthun da ist, und in den ich nur gleich eintreten kann, den ich empfänglich gestimmt finde. — Darum war mir immer so wohl bei Ihnen, und Gefühle der Freundschaft haben dieses Glück nur verfeinert und vermehrt, nicht erst neu hervorgebracht. Auch wenn wir weniger Freunde wären, würde mir Ihr näherer Umgang wünschenswerth geblieben sein. Hier fände ich in der Art nichts, auch wenn ich es suchte. Entweder sind die Menschen von ihren Ich's, und was darauf Bezug hat, besessen und obsedirt, oder sie sind durch

Façon für mich verdorben. Zerſtreuen kann man ſich allenfalls wohl bei ihnen, aber nicht genießen. Einige Ausnahmen giebt es allerdings, und unter dieſe rechne ich Frau von Stein und noch einige; aber dieſe ſind nicht immer für mich zu haben, wenn ich es wünſche.

Diderots moraliſche Schriften, die Ihnen beiden ſo viel Vergnügen geben, habe ich noch zu leſen, wie ich überhaupt noch viel zu leſen habe. Wie glücklich ſind Sie, daß Sie Alles ſo genießen können! glücklich wie die unſchuldigen Kinder, für die geſorgt wird, ohne daß ſie ſich darum bekümmern dürfen, wo es herkommt. Sie gehen durch das literariſche Leben, wie durch einen Garten, brechen ſich und beriechen, was ihnen gefällt — wenn der Gärtner und ſeine Jungen über lauter Arbeit nicht einmal die Zeit finden, ihre Pflanzungen und was drum herum iſt, fröhlich zu genießen.

Leben Sie recht wohl. Meine Zeichnung werde ich Ihnen ſchon noch verſchaffen. Sehen Sie beiliegendes Buch an, es iſt von einem jungen angehenden Schriftſteller, *) aus dem gewiß noch etwas Gutes wird. Schon viel Bildung in der Sprache, ein fließender Dialog, ſanfte Empfindungen, vorzüglich im Cleomenes, freilich bei vielen Schlacken. Adieu!

Schiller.

---

*) Lafontaine.

Weimar, 12. Februar 1789.

Mit den Schilderungen, um die ich Sie bat, und die Sie mir entworfen haben, iſt es gegangen, wie ich mir's dachte, Sie würden Ihr Geſchlecht gut vertheidigen. Aber ich wollte Ihnen gern einige Geſtändniſſe bei dieſer Gelegenheit ablocken, welche Sie aber gar verſtändig (wie Odyſſeus ſagt) umgangen ſind. Doch hat mich Caroline raiſonnabler behandelt als Lottchen. Caroline hat mir doch eine Hinterthüre gelaſſen, und einen freundſchaftlichen Vergleich auf's Tapet gebracht, Lottchen aber fertigte mich trocken und kurz ab. Übrigens iſt davon gar keine Frage, daß Sie nicht Recht haben ſollten — ein anderes aber iſt das Intereſſe einer Farce, wie der Geiſterſeher doch eigentlich nur iſt, ein andres das Intereſſe eines Romans oder einer Erzählung, wo man jedem Schritt, den der Dichter im menſchlichen Herzen thut, ruhig und aufmerkſam nachgeht. Der Leſer des Geiſterſehers muß gleichſam einen ſtillſchweigenden Vertrag mit dem Verfaſſer machen, wodurch der Letztere ſich anheiſchig macht, ſeine Imagination wunderbar in Bewegung zu ſetzen, der Leſer aber wechſelſeitig verſpricht, es in der Delicateſſe und Wahrheit nicht ſo genau zu nehmen.

Sonſt glaube ich übrigens doch, daß ſich auch, außer jener Hinterthüre, die mir Caroline offen gelaſſen hat, noch Fälle denken laſſen, daß Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch ſich ſelbſt — als ein *innres* Ganze, auch ohne Moralität imponiren kann. Ein

Menſch, der liebt, tritt, ſo zu ſagen, aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus, und ſteht blos unter den Geſetzen der Liebe. Es iſt ein erhöhteres Sein, in welchem viele andre Pflichten, viele andere moraliſche Maßſtäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden ſind. Dies kommt indeſſen meiner Griechin nicht zu Gute, die nicht in dem Grade lieben wird — aber der Leſer braucht ſich auch nicht mehr für ſie zu intereſſiren, ſobald ihm die Augen aufgegangen ſind. Was ſie thut, muß ſie vorher thun.

Ich hatte gehofft, Ihnen ein neues Heft vom Geiſterſeher heute mitſchicken zu können; aber es iſt keins angekommen. Von Moritzens Bogen hat mir Lottchen noch zu wenig geſagt; es iſt unendlich viel darin, das in die wichtigſten Angelegenheiten des menſchlichen Daſeins eingreift, und das ſowohl durch ſeine abſolute Wahrheit, als hie und da auch durch ſeine Individualität und Paradoxien intereſſirt.

Wieland hat mich neulich beſucht, bei welcher Gelegenheit über Moritzens Schrift auch viel geſprochen wurde. Ich muß nun zuweilen für ſeine Ideen fechten, ob ſie gleich nicht alle die meinigen ſind, weil er zuweilen unrecht beurtheilt wird. Doch hat dieſes öftere Nachdenken und Sprechen über Schönheit und Kunſt vielerlei bei mir entwickelt, und auf die Künſtler beſonders einen glücklichen Einfluß gehabt. Ich möchte in der That wiſſen, was Goethe dabei fühlen wird; denn ſo wenig mir ſeine Existenz giebt, *ſo hoch ſchätze ich* ſein Urtheil.

Wie viel doch kleine Umſtände können! Vor einigen Tagen war Wieland bei mir, eine kleine Fehde, die wir über eine Stelle in den Künſtlern hatten, mit mir abzuthun. Das Geſpräch führte uns weit in gewiſſe Myſterien der Kunſt. Wieland war kaum eine halbe Stunde weg, ſo durchlas ich meine Künſtler; einige, vorher ſehr werth gehaltene Strophen ekelten mich an, und dies gab mir Anlaß vierzehn neue dazu zu thun, die ich nicht in mir geſucht hätte, d. h. deren Inhalt bisher nur in mir geſchlafen hat. Sie werden ſie bald unterſcheiden.

Dieſen Abend wird Fiesco hier geſpielt, nach einer fürchterlichen Rollenbeſetzung. Wohl mir, daß ich ihn nicht ſehen muß. Adieu. Schiller.

Weimar, 25. Februar 1789.

Ich habe Ihnen den Vorwurf gemacht, daß Sie mir über meine Griechin und über Moritzens Aufſatz ſo wenig geſchrieben haben, und hätte Ihnen ſollen dafür danken, daß Sie nur ſo viel thaten. Sie waren nicht wohl und mußten das Bette hüten, und haben doch an mich gedacht. Dafür ſei Ihnen alles Schöne gewünſcht! Vor Allem aber werden Sie recht geſund, und laſſen ſich von dieſem milden Wetter in eine recht heitre Laune ſtimmen! Dieſe Verkündigung des Frühlings erfreut Herz und Seele. Ich mache mir dieſe milde Luft auch zu Nutze, und lebe mehr mit der Natur. In wenigen Tagen iſt ſchon *März; in* zwei Monaten iſt es ein Jahr, daß ich nach

Volkſtädt gezogen bin. Wie ſchnell eilt die Zeit! Wie nahe wär' ich jetzt dem ſchönen Zeitpunkt unſers Zuſammenlebens, wenn Alles geblieben wäre, wie wir's bei meinem Abſchied ausmachten! Aber es werden ſchon noch ſchöne Tage — oder doch ſchöne Stunden kommen.

Geſtern war die letzte Redoute, ich war aber nicht darauf. Ein drückendes Kopfweh hat mir alle Luſtbarkeit verleidet. Ich kann Ihnen alſo von dieſen Herrlichkeiten gar nichts erzählen.

Ich war kürzlich bei Knebel, habe mich ganz warm mit ihm über Metaphyſik geſtritten. In Jena wird dies noch manchmal der Fall ſein. Wir vertragen uns in philoſophiſchen Disputen recht gut, und Ideen bei einem zu entwickeln, oder die, welche man ſchon hat, zu einer gewiſſen Klarheit im Vortrag zu bringen, dazu iſt K. ſehr gut.

Ich negocire mir jetzt ein Logis in Jena. Ein Bekannter von mir, ein gewiſſer Göttling, der als Profeſſor der Chemie nach Jena geht, hatte mir Hoffnung gemacht, daß wir ein ganzes Haus zuſammen miethen könnten, und alſo recht ungeſtört ſein würden; aber es geht nicht an, und mir thut es wirklich leid. Ich machte mir ſchon kleine Plane vom Vergnügen, das ich in verlornen Stunden an ſeinen chemiſchen Operationen finden würde. Die Chemie hat viele Reize; ſie giebt mannichfaltige Verwickelungen und löſt ſie angenehm auf. Wer weiß, ob es Ihnen nicht auch *Vergnügen gemacht* haben würde, wenn Sie einmal

nach Jena gekommen wären, dieſe Sachen einmal mit anzuſehn!

Körner ſchickte mir dieſer Tage ein Fragment, das er aus Gibbon überſetzte; es iſt Mahomets Portrait und die Geſchichte der erſten Gründung ſeiner Religion. Dies iſt das Erſte, was ich von Gibbon leſe. Ich finde es voll Genie, und mit einem kräftigen Pinſel dargeſtellt; aber im hiſtoriſchen Styl liebe ich doch mehr die ſchöne Leichtigkeit der Franzoſen. Mir kommt vor, daß Gibbon noch keinen gebildeten hiſtoriſchen Styl hat, und daß er die Kürze der Alten etwas affectirt. Doch ich kann leicht die Fehler der Überſetzung dem Original zur Laſt legen, und will alſo mein Urtheil ſuspendiren.

Leben Sie recht wohl, und haben Sie nochmals Dank für Ihr Andenken an mich. Ich bin ſo oft bei Ihnen. Recht viele Grüße. Schiller.

Rudolſtadt, 9. März 1789.

Lottchen wird Ihnen die Neuigkeit, die uns jetzt ſehr beſchäftigt, ſchreiben. Ich bin unruhig, bis die Zeit einen Aufſchluß über die neue Lage meiner Mutter giebt, und ob ſie ſich ſo erträglich darin befindet, als ſie jetzt glaubt. Die Sache hat eben ſo mancherlei Seiten wie alle Dinge der Welt. Der weitere Kreis von Beſchäftigungen wird, denk' ich, einen guten Einfluß auf die Geſundheit und Gemüthsruhe meiner Mutter haben, für ihren Hang zur Thätigkeit hatte ſie jetzt viel zu wenig Geſchäfte. Unſre

ſtille Exiſtenz wird durch dieſe Veränderung in etwas geſtört, fürcht' ich. Unſer Umgang iſt meiner Mutter ein Bedürfniß, und ich liebe ſie zu ſehr, um ihr nicht etwas meine Zeit aufzuopfern. Vielleicht ſieht es auch von weitem ſchlimmer aus, als es in der That ſein wird.

Schicken Sie mir doch das, was Ihnen Körner über Moritz ſagt, ich bin begierig auf ſein Urtheil. Ich habe über den Anfall von Timonslaune, die Sie in Ihrem letzten Briefe hatten, lachen müſſen. Ich kann nicht glauben, daß das Wohlwollen, die eigentliche Grundſäule der Menſchheit, ſo leicht einſtürzen könne, und daß das menſchliche Weſen ſich ſo ganz in Ruhmſucht und Eitelkeit auflöſt. Ich hoffe Sie ſollen mir immer lieb bleiben können, ohnerachtet aller Celebrität; ſo wie dieſe noch nichts an Ihnen verdorben hat, ſo wird ſie's auch in der Zukunft nicht thun. Ihrem innern Daſein werden dieſe Dinge nie etwas gelten, hoffe ich, und ich denke mir gern das Zerreißen unſrer Freundſchaft aus dem Reiche der Möglichkeiten hinaus.

Über Goethe kann ich eigentlich ſehr wenig ſagen, da ich ihn ſo gar ſelten geſehen habe, und ihn mehr aus Erzählungen Andrer kenne; es kann ſein, ich hab' ein unrichtiges Bild von ihm. Das bleibt mir aber doch immer wahr, daß man ihm um ſeines Genies willen vieles vergeben kann, und auf das Vergeben müſſen kommt man doch am Ende immer mit den Menſchen, aller Umgang *müßte ſonſt* aufhören. Die rein umſchriebne Form

der Menſchheit, die ſich in jeder Lage des Lebens graziös bewegt und nie von der Schönheitslinie weicht, wo iſt ſie? An Wieland nehme ich einmal wenig Intereſſe, es iſt wenig in ſeinen Schriften (die ich kenne), das mich anzieht, und manches fällt mir gar unangenehm auf. Es freut mich, daß Sie Freude in ſeiner Geſellſchaft finden. Über Knebels Portrait, das Sie mir in Ihrem vorigen Briefe machten, hab' ich mich ſehr gefreut, man kann in vier Zeilen keine treffendere Zeichnung machen. Es giebt keinen Menſchen, der ſich beſſer zu einem Comödien-Charakter ſchickte, als er mit ſeiner buntſcheckigen Philoſophie — Gott hat ihn eigen dazu erſchaffen glaub' ich, daß eine Comödie aus ihm gemacht werden ſoll. Die Schrift von Mirabeau kenn' ich nicht, wenn ich ſie zu Geſichte bekomme, will ich ſie Ihnen ſchicken. Es läßt ſich eben viel Unſinn von dem König erwarten. Leſen Sie doch die Briefe an Argens in den Schriften des vorigen Königs — ſie haben einen großen Charakter deucht mich.

Wenn doch das Wetter freundlich würde, eh' Sie nach Jena gingen, könnten Sie uns dann nicht nur auf einige Tage beſuchen? Leſen Sie dieſen Brief von Wolzogen und ſchicken mir ihn bald zurück; auch wenn Sie ihm ſchreiben wollen, ſchicken Sie mir den Brief, ich ſchreibe ihm nächſtens. Ich weiß nicht warum er unſre Briefe noch nicht erhalten hat. Es ſchmerzt mich, wie ihm ſeine Lage auffällt, wenn er nur einen Bekannten dort fände, der ihn *in einen* geſelligen Cirkel verwickelte, die Entfernung in

der er von den Menſchen lebt, läßt ſie ihm durch einen Nebel erblicken, wo die Strahlen ſich nicht rein brechen. Kennen Sie niemand in Weimar, der ihm eine Adreſſe an irgend ein ſicheres menſchliches Weſen geben könnte? Ich ſchicke ihm eine an eine Dame, aber dieſe kann ihn doch nicht aufſuchen, und ich fürchte, ſie hilft nicht viel. Adieu, lieber Freund, leben Sie glücklich. Wenn kommt denn nur endlich einmal der Künſtler und Geiſterſeher? Sagen Sie mir doch ein Wort darüber. Ich ſehne mich einmal etwas von Ihnen zu leſen und in dem Odem Ihres Geiſtes zu ſchweben. Beulwitz grüßt Sie, und wünſcht ſehr, Sie vor ſeiner Abreiſe noch zu ſehen. Adieu! Adieu!

Caroline B.

Weimar, 10. März 1789.

Ich bewundere den herkuliſchen Muth, womit die chère Mère ſich der ſauerſten Arbeit unter der Sonne unterziehen will. Das Wageſtück iſt groß, und die ganze hochfürſtliche Familie ſollte in Proceſſion, im Hemde und Wachskerzen in der Hand eine ganze kalte Winternacht lang vor ihrem Fenſter ein Kirchenlied dafür ſingen, daß ſie die Liebe haben will, ihr ein ſolches Opfer zu bringen. Daß ſich die chère Mère darein finden wird, iſt gar keine Frage; ſie iſt für den Hof gebildet, und was ihre Frau und Fräulein Töchter drücken und zur Verzweiflung bringen würde, iſt ihr ein Spiel. Es iſt auch gar keine Frage, daß ſie *auf die zwei fürſtlichen* Jungfrauen Einfluß haben

und Segen in das Haus bringen wird: aber ich fürchte nur, ſie wird manchen Genuß des Lebens daran ſetzen müſſen, und ſich am Ende doch ihres Werks nicht zu erfreuen haben, wie ſie's wünſcht und verdient haben wird. Wenn ihr übrigens nur durch keine andre Autorität, durch keine andern Rückſichten die Hände gebunden werden, wenn ſie ganz ihrem eignen Verſtande folgen darf, ſo iſt Vieles gut. Ich wünſchte, daß ſie dies ja zur poſitiven Bedingung gemacht hätte; dies würde ihr die Sache ſehr erleichtern und manchen Ärger erſparen.

Daß dieſe Veränderung Ihnen beiden ſehr empfindlich fallen wird, kann ich mir wohl einbilden. Sie hatten ſo viel Freuden auf die ganze runde Zahl calculirt; nun zerſtreut ſich die kleine häusliche Geſellſchaft.

Aber es iſt auch wieder gut für Sie, daß Sie eine Mutter auf dem Berge oben zu ſuchen haben; es hielt immer ſo ſchwer, Sie dieſen Berg hinauf zu bringen, und am Ende hätten Sie mir alle Toleranz für das gute alltägliche Volk der Menſchen verlernt. Der Gedanke, Ihre Mutter zu zerſtreuen und zu erquicken, wird Ihnen manches neue Vergnügen machen, und wer weiß, ob Ihre nähere Vermiſchung mit dem Hofe nicht für manche Menſchen darunter wohlthätig wirkt. Sie wiſſen doch das Sprüchelchen aus der Bibel: „Du ſollſt dein Licht nicht unter einen Scheffel ſtecken, ſondern du ſollſt es leuchten laſſen unter den Heiden!“

Die chère Mère und ich treten alſo dieſes Jahr ein

ähnliches Amt an, das gar erſtaunlich ehrwürdig iſt; wir werden Beide ſehr nützliche Glieder für den Staat bilden. Ich wünſche nur, daß es ihr einträglicher ſein möchte, als mir; denn daß ſie dem ihrigen gewachſen iſt, hat ſie — (ich muß doch einmal galant ſein!) an ihren Töchtern bewieſen! —

Wie wird dieſen Sommer Alles ſo verwandelt ſein bei Ihnen! — Doch wenn Sie ſich nur nicht mit verwandeln, welches ich nicht fürchte, ſo hat das Alles nichts zu ſagen!

Daß ich Sie in Rudolſtadt beſuche, eh' ich nach Jena gehe, war längſt mein Vorſatz, meine Freude und Hoffnung. Auch hoffe ich, daß dies möglich werden ſoll. Freilich ein Beſuch auf einen Tag iſt ſehr wenig, und mehr kann ich jetzt nicht daran verwenden, weil das Hin- und Herreiſen auch einen Tag nimmt — aber ein Tag iſt doch unendlich viel mehr als keiner! Iſt es mir möglich, und leidet es das Wetter, ſo ſehe ich Sie vielleicht zu Ausgang der kommenden Woche. Doch iſt dazwiſchen auch ein Botentag, wo ich es Ihnen näher beſtimmen kann.

Die Thalia folgt hier, das folgende Heft iſt noch nicht ganz abgedruckt. Machen Sie ſich aber vom Geiſterſeher keine großen Erwartungen, von Geſchichte kommt wenig darin vor; das philoſophiſche Geſpräch wird Sie vielleicht intereſſiren. Die Künſtler werden Sie nächſte Woche im Mercur finden; vielleicht bringe ich Sie Ihnen mit.

Leben Sie recht wohl. Wolzogen grüßen Sie recht ſchön, wenn ich ihm nicht ſelbſt ſchreibe. Schiller.

[Rudolſtadt, 18. März 1789.] Mittwoch Abend.

Tauſend Dank, theurer Freund, für Ihren lieben Beſuch. Doch wie läßt ſich für ſo etwas danken? — Ich fühle jetzt erſt ganz die wohlthätigen Einflüſſe Ihres Hierſeins. Der Gedanke an unſer kurzes Zuſammenbleiben hielt meine Seele gebunden, und ich empfand die Freude Ihres Umgangs nicht ungemiſcht. Ich hoffe das Schickſal will mir aus dieſem Wiederfinden und Wiederſcheiden eine freundliche Gewohnheit machen, und ich ſoll das erſtere künftig mit freierm Sinn genießen lernen. Ich hoffe Gutes für den Sommer, ob ich gleich noch nichts Beſtimmtes ſehe. Das Gute nenne ich nehmlich, daß wir Ihres Umganges oft genießen, es mögen ſich dann die andern bunten Geſtalten des Lebens miſchen, wie ſie wollen. Mich verlangt zu hören, daß Sie ohne Schnupfen und alle andre Übel zurückgekommen ſind. Ich habe viel im Gibbon geleſen, ſeit Sie von uns ſind, er war mir eben noch eine der leidlichſten Geſellſchaften. Die Gothen ſind mir intereſſant geworden, es geht ein freier edler Zug durch ihren Charakter, und gegen des Kaiſers Juſtinian Hof und engherzige Politik geſtellt, ſind ſie es doppelt; ich habe ihren Fall mit traurigem Gefühle geleſen. Ich möchte ſie Ihnen empfehlen für die allgemeine Weltgeſchichte. Sehr verlangt mich die Künſtler wieder zu haben,

übermorgen denke ich sie zu erhalten. Der große harmonische Eindruck des Ganzen schwebt mir vor der Seele, wie eine reiche große Gegend, in der man sich sehnt, alle schönen Pfade zu durchwandeln.

Leben Sie wohl, der Glaube an Ihre Freundschaft ist meinem Herzen unentbehrlich, mögen ihm alle Zweifel auf ewig fern sein! Die meine für Sie ist von meinem Dasein unzertrennlich. — Adieu, Adieu. Caroline B.

Rudolstadt, 25. März 1789.

Nur ein Wort heut, lieber Freund, weil ich gern eins von Ihnen vernehmen möchte. Sonst ist mir meine Laune heut nicht gut genug um Ihnen zu schreiben. Wohl war Ihr Hiersein ein sehr flüchtiger Traum — aber doch ein sehr lieber, aus der elfenbeinernen Pforte von den Göttern gesandt. Möchte er bald zurückkehren! Die Natur wird Ihnen sich wohl machen in Jena — es schwebt mir ein lachend Bild dieser Gegend vor, es freut mich, Sie mir dort zu denken, und Ihre Genüsse an derselben zu ahnen. — Ich habe viel gelesen die Zeit her, wenn ich aus der leeren Gesellschaft kam braucht ich's, um meiner Seele wieder einen reinen Ton zu geben und nicht in Unmuth zu fallen. Lamberts kosmologische Briefe interessiren mich sehr, wenn ich sie durchgelesen habe, schreibe ich Ihnen mehr davon. Müllers Schweizergeschichte lesen wir auch. Der Styl scheint mir ganz eigen. Es ist oft so ein alter Mährchen-Ton, vielleicht blos passend für diese Geschichte. Im

Ganzen ſcheint mir viel Geiſt und Wärme zu ſein. Man kann ſich der Thränen über viele Züge des edlen Patriotismus der alten Schweizerhelden nicht enthalten, und die Darſtellung iſt gar ſtark und einfach. Es iſt mir doch die einzige deutſche Geſchichte die ich kenne, die einen nach Ihrer Geſchichte der Niederlande zu leſen freut. Die Künſtler haben wir nun. Es iſt mir einer der beſten Genüſſe ſie zu leſen, ich finde ſie durchaus ſchön und ſo in einem Geiſte, daß ich noch eigentlich keine Lieblingsſtelle darin zu nennen wüßte. Man muß es eben gleich ganz in der Seele behalten.

Abends. Ich ſage Ihnen noch einen guten Abend. Die Liaiſons mit meiner Mutter nehmen uns doch viel Zeit, und die ſtillen Abende, in denen ich Ihnen ſo gern ſchrieb, ſind uns meiſt verloren. Doch wird's beſſer gehen in Zukunft. Wenn die freundliche Illuſion dieſes beſſer Werdens einem nur immer zur Seite bleibt! Leben Sie wohl und laſſen Ihr Herz unter uns leben. Sie ſind mir nie fern. Adieu, adieu.

Caroline B.

Weimar, 26. März 1789.

Über die gute Sonne haben wir zu bald triumphirt. Es ging mir geſtern auch ſo wie Ihnen, und ich freute mich der Ankündigung des Frühlings — aber alles iſt wieder mit Schnee bedeckt, und alles liegt traurig um mich her. Daß wir doch auf dieſen ſchlechteſten Theil des Gla-

bus verbannt ſind, wenn andre, die es nicht werth ſind, unter einem ſchönen, lachenden Himmel leben! Es thut mir oft wehe, daß mir und meinen Freunden, deren ſchöne Seele ſich unter einem lieblichern Clima ſo viel reicher und ſchöner entfaltet haben würde, ein ſo ſchlechtes Loos gefallen iſt. Man kommt nur einmal auf die Erde, und ſoll gerade mit dem dürftigſten Platz auf ihr vorlieb nehmen. Hätte ich Knebels Laune und hinreißenden Pinſel, wie wollte ich dieſe Beobachtung ausmalen! So aber gebe ich mich zufrieden und ſage zu mir, daß ich nur auf Thüringiſcher Erde die Freunde finden konnte, die ich fand — und daß ich der Saale mehr zu verdanken habe, als der Ganges mir hätte geben können.

Bei Ihrer Bewunderung der Schweizeriſchen Helden — geſtehen Sie es nur — mag wohl eine kleine Vorliebe für das Land, das Sie in einer ſehr empfänglichen Epoche Ihres Geiſtes kennen lernten, mit unterlaufen. Ich mache den Schweizern die Tapferkeit und den Heldenmuth nicht ſtreitig — nichts weniger. Aber ich danke dem Himmel, daß ich unter Menſchen lebe, die einer ſo großen Handlung, wie die That des Winkelried iſt, nicht fähig ſind. Ohne das, was die Franzoſen ferocité nennen, kann man einen ſolchen Heldenmuth nicht äußern; die Heftigkeiten, deren der Menſch in einem Zuſtand roher Begeiſterung fähig iſt, kann man der Gattung blos als Kraft, aber dem Individuum nicht wohl als Größe anrechnen. Wenn ich Ihnen Beiſpiele ähnlicher Stärke des

Muths aus den Religionskriegen anführen wollte, so würden Sie diese und ähnliche Thaten vielleicht nur noch anstaunen, aber weit weniger bewundern.

Darthula ist eins der schönsten Stücke aus Ossian. Gleich der Anfang, die Anrede an den Mond hat unendlich viel Anziehendes und eine rührende Einfalt. „Sind deine Schwestern vom Himmel gefallen und kommst du hieher, sie zu betrauern?“ Es ist überaus menschlich und menschlich schön, wie er alles, auch die leblose Natur, durch Sympathie an sich anschließt und mit seinen Empfindungen belebt. Ich freue mich, eines der angenehmsten Augenblicke meiner frühern Jugend mich durch Sie wieder zu erinnern. Von Pope's Versuch existiren einige Übersetzungen, wovon die eine, glaub' ich, von Schlossers Hand ist. Schlosser hat auch einen Antipope gemacht, worin er den Versuch vom Menschen poetisch widerlegt. Die andre Übersetzung ist kalt und flach.

Ich habe eben einen Brief von Körnern erhalten, worin er mir über die Künstler schreibt. Er ist ganz davon begeistert, und fühlt, was ich auch sehr lebhaft fühle, daß es bis jetzt das Beste meines Geistes ist. Es ist aber auch auf lange Zeit das letzte.

Leben Sie recht wohl, und der Frühling finde Sie gesund. Diese schlechte Luft drückt meine Seele und der Schnupfen tyrannisirt mich schon seit 8 Tagen. Ich habe eine Leiche im Hause, die älteste Volksstädt ist vorgestern *gestorben*. Adieu. Ewig der Ihrige. Friedrich Schiller.

Rudolstadt, 1. April 1789.

Ich hoffe die mildere Luft hat Ihren Schnupfen vertrieben, lieber Freund. Wohl hätte uns das Schicksal auf der allernährenden Erde auch der allerwärmenden Sonne näher bringen sollen. Aber es ist ernst und stumm und antwortet kein Wort auf unsre Warums? für den Moment nehmlich. Ich habe schrecklich an Heiterkeit und Lebensmuth diesen Winter verloren, und wenn die Frühlingsluft meinen Nerven keine neue Elasticität giebt, so weiß ich nicht, wie mir das Leben hingehen soll.

Hier die Thalia mit vielem Dank, ich freue mich sehr auf die Fortsetzungen. Körners Aufsatz hat mich sehr gefreut, ich finde ihn gar schön gedacht, und es ist eine warme Philosophie darin, die ich sehr liebe. Ich verstehe wohl, welchen Genuß er an den Künstlern haben muß, sie tragen so das Gepräge des Vollendeten, wie es äußerst wenig Dinge tragen, und es ist so ein Reichthum großer Gedanken darin, daß sie deucht mich jeden fein organisirten Kopf begeistern müssen. Aber einen eignen Genuß haben Ihre Freunde auch dadurch daran, weil es ein lebendiger Ausdruck ihrer eigensten Individualität ist. Mir ist auch als wäre noch in keins Ihrer Arbeiten mehr von Ihrem innersten Dasein geflossen. Sagen Sie mir nicht, daß Sie in zwei Jahren kein Gedicht mehr machen, ich möchte darüber weinen. Aber es sei denn, empfangen Sie diese zwei Jahre „vom sanften Bogen der Nothwendigkeit" um einer freiern Zukunft willen, in der Sie dann sich

ſelbſt leben werden. Vielleicht finden Sie doch auch mehr freie Muße in dieſer Zeit, als Sie jetzt denken, und die Geſchäfte verſtimmen Sie nicht ſo ſehr. Könnte es Ihnen nur etwas helfen, ſo wollt' ich gern 6 ganze Eſel durchleſen, um Ihnen freie Augenblicke zu verſchaffen. Die zwei ſchönen ſternenhellen Abende haben mir glückliche Stunden gegeben.

Abends. Es iſt mir ein Beſuch länger geblieben als er ſollte, und ich kann Ihnen nichts mehr ſagen. Hier ſchicke ich Ihnen etwas aus den Metamorphoſen Überſetztes. Viel Freiheiten hab' ich mir wohl mitgenommen. Sagen Sie mir doch einmal bei Gelegenheit, ob die Verſe lesbar ſind? ich kann es kaum glauben, und ob die Erzählung klar iſt? Ich möchte gern hübſch erzählen lernen. Die Abſchiedsſcene iſt etwas monoton, aber es kommen noch ſchöne Beſchreibungen, um derentwillen ich dieſe Geſchichte gewählt habe. Leben Sie wohl und bleiben uns nah — ach ich mag nicht denken, daß es je anders ſein könnte! Ihre Freundſchaft muß mir immer bleiben — ich weiß nicht wie ich in die zweifelnde Laune gerathe. Leben Sie wohl und glücklich! Beulwitz grüßt.

Caroline B.

Rudolſtadt, 15. April 1789.

Ein Wort nur, lieber Freund. Die Welt ſteht heut *nicht* freundlich in meinem Kopf, ſie ſteht flach und leer

aus, und ich bin so krank empfindlich, daß ich alles gewohnte Widrige, was mich sonst nicht mehr rührt, empfinde. Stiller Umgang mit mir selbst würde das bald heilen, aber zum Unglück kann ich nicht einsam bleiben, und die Menschen kommen mir in den Weg. Ach! wie half mir vergangnen Sommer die Hoffnung den Abend mit Ihnen zu verleben, das Wesen und Treiben der Menschen um mich her tragen!

Ich dankte auch dem Himmel in meinem Herzen beim Lesen des Mirabeau, daß alles was mir lieb ist nichts mit Politik zu thun hat. An wie armseligen Fäden hängen diese Weltbegebenheiten! Es muß ein unsichtbares Gewebe das Menschengeschlecht umstricken und so zusammenhalten, wie es hält, was diese Menschen dabei zu thun wähnen, kann nicht viel sein. So klein und eng sind sie, keine Spur eines bessern Wesens, das sich selbst an die allgemeine Glückseligkeit hingäbe, jeder denkt nur auf einen bequemen Platz für sich, um darauf zusehen zu können, sie haben nicht einmal die Energie um herrschen zu wollen. Diese Ansicht unsrer Zeit ist nicht wohlthätig, man wendet sich gern davon. Mirabeau selbst bleibt mir doch der schlechteste Charakter in seinem Buch, von manchen Personen hab' ich noch eine beßre Idee daraus bekommen, als ich hatte, darunter gehört auch das alte Schwein. Des Mirabeau Nationalstolz ist kindisch und ärgerlich, man könnte aus dépit deutsch sein wollen, wie der Tempelherr im *Nathan ein Christ* sein wollte, wenn man etwas mit

ihm zu thun hätte, glaub' ich. Ich will dem Herzog von Weimar wohl darum, daß er M. übel begegnet hat.

Leben Sie wohl, das Schreiben hat mir beſſern Muth gegeben, es hat mir wohlgethan, mir Sie zu vergegenwärtigen, aber ob Sie der Unſinn ennuyirt hat, iſt etwas anderes. Lottchen iſt mir noch gar nicht recht wohl wieder, ſie muß ſich ſehr ruhig halten, ich möcht' auch, ich könnte ihr eine beſſere Geſellſchaft ſein, wir leſen Abentheuer und Wunder vom Ritter Palmerin von Oliva, in der Bibliothek der Romane, es ſind gar viel feine Züge darin. Adieu, alles Gute ſei mit Ihnen. Haben Sie das Buch durch die Poſt erhalten? C. B.

Weimar, 17. April 1789.

Es waltet eine unglückliche Sympathie zwiſchen uns. Ich bin auch gar nicht wohl; von einem Spaziergange, den ich vor einigen Tagen im feuchten Stern machte, bin ich krank zurückgekommen, ſo daß ich die jetzigen ſchönen Tage ungenoſſen vorbeigehen laſſen muß. Es ſind hier viele Leute in demſelben Fall.

Ich wünſchte gar ſehr, Ihnen etwas zum Leſen ſchicken zu können; aber es fällt mir nichts ein; finde ich noch etwas auf, ſo ſchicke ich es Ihnen durch die Poſt. Es thut mir ſehr leid, daß ich Herrn v. Beulwitz vor ſeiner Abreiſe nicht mehr ſehen ſoll. Mir iſt die Zeit ſo ſparſam zugetheilt, daß ich auch nicht einen einzigen Tag meinem

Vergnügen opfern kann. Die Zeit kommt nun mit ſtarken Schritten heran, wo ich meine Bude in Jena öffnen muß. Über dem verwünſchten Geiſterſeher habe ich noch nicht darauf denken können, was ich meinen Herren Studenten in den erſten Collegien vorſetzen werde; nun muß ich mich über Hals und Kopf beeilen, daß ich auch für meinen Beruf (Gott verzeih mir's) Zeit übrig behalte. Ich muß alſo für jetzt darauf reſigniren, Sie zu ſehen.

Körner kommt dieſen Sommer, ungefähr gegen den Auguſt, nach Leipzig. Vielleicht bringe ich ihn noch näher. Es ſcheint ſich alſo doch zu fügen, daß ich Sie mit meinem Freunde bekannt machen kann.

Dieſer Tage habe ich die Properziſchen Elegien geleſen, die Knebel überſetzt hat. Wenn ihm Lottchen einmal wieder ſchreibt, ſo ſollte ſie ſich ſie von ihm ausbitten. Die Überſetzung iſt gut, aber ſolche Dinge ſollen und müſſen in Verſen überſetzt ſein, wenn das Original nicht zu viel von ſeiner Zierlichkeit und Leichtigkeit verlieren ſoll. Der Geſchmack und die Sitten, die darin ſichtbar ſind, wollen mir eben nicht gefallen. Eine gewiſſe ſanfte Cynthia überfällt ihren Liebhaber, den Herrn Properz, bei einer Courtiſane, worüber ſie ſo in Wuth geräth, daß ſie ihm die Nägel in's Geſicht ſchlägt, die Töpfe an den Kopf ſchmeißt und dergleichen mehr. Ihrem Liebhaber widerfährt ein Gleiches von ihr, und das Ende davon iſt, daß ſie ihn mit Schwefel einräuchert, um ihn wieder zu reinigen.

Daß unſere Herzogin mit einem Prinzen niedergekom-

men iſt, der aber einige Augenblicke darauf ſtarb, haben Sie wohl ſchon erfahren.

Die Philosophie de l'histoire habe ich nun von Leipzig erhalten. Ich ſchicke ſie Ihnen alſo zurück. Erſt vor einer Stunde habe ich Ihr Paquet von der Poſt erhalten.

Ein andermal mehr. Ich wünſche Ihnen Geſundheit und Freude in dieſen ſchönen Tagen. Adieu. Schiller.

Ich lege die Mémoires von Joinville bei. Vielleicht gefällt Ihnen der naive Ton, in dem ſie geſchrieben ſind.

Weimar, 24. April 1789.

Nur einige Worte für diesmal. Ich habe dieſen Abend eine kleine Geſellſchaft zu mir gebeten, und morgen will die Botenfrau mit dem Tage wieder abgehen.

Es freut mich, Sie wieder beſſer zu wiſſen; wenn das Wetter ſich erſt gründlich verbeſſert hat, und der ſchöne Mai da iſt, ſo werden auch Sie mit ihm aufleben. Freilich ſah ich dem vorigen Sommer fröhlicher entgegen als dem jetzigen, und zuweilen bilde ich mir ein, daß auch Ihnen einige Freuden in dieſem fehlen werden; aber Sie ſind ungleich glücklicher als ich. Sie genießen doch ungeſtört ſich ſelbſt; nichts hindert Sie, Ihrem Herzen zu folgen und in Ihren Empfindungen zu ſchwelgen. Warum trennte uns das Schickſal? Ich bin gewiß, wie ich es von wenigen Dingen bin, daß wir einander das Leben recht ſchön und heiter machen könnten, daß nichts von allem dem, was die geſellige Freude ſo oft ſtört, die

unſrige ſtören würde. Wenn ich mir denke, wie ſchön ſich jeder Tag für mich beſchließen würde, wenn ich nach Endigung meines Tagewerks mich immer zu Ihnen flüchten und in Ihrem Kreiſe den beſſern Theil meines eignen Weſens aufſchließen und genießen könnte; alle neue Ideen, die wir erwerben, alle neue Anſchauungen der Dinge und unſres eigenen Selbſt würden uns doppelt wichtig, ja ſie erhielten erſt ihren wahren Werth, wenn wir die Ausſicht vor uns hätten, ſie unſrer Freundſchaft als neue Schätze, als neue Genüſſe zuzuführen. Wir würden uns beeifern, unſern Geiſt mit neuen Begriffen, unſer Herz mit neuen Gefühlen zu bereichern, eben ſo wie ſich ein edler Menſch ſeines Vermögens freut, um es mit ſeinen Freunden zu genießen. Warum ſoll dieſer Wunſch unerfüllbar ſein?

Ich bin dieſe Woche noch immer nicht ganz wohl geweſen, und dieſes hat mich in meinen jetzigen Beſchäftigungen merklich zurückgeſetzt. Zerſtreuungen von Außen kamen dazu, die mich aus meiner Ordnung brachten, ohne mich durch etwas Anderes zu entſchädigen.

In der Überſetzung, die Sie mir heute ſchickten, ſind wieder recht glückliche Stellen, bei denen ich nur fürchte, daß ſie nicht ſo ganz im Original ſtehen mögen. Ich werde doch das lateiniſche Original dagegen halten, um zu ſehen, ob Sie unwiſſend demſelben nahe gekommen ſind. Schicken Sie mir doch auf den nächſten Botentag die Anthologie. Ich brauche ſie ſo eben, und kann mich nicht mehr beſinnen, wer die meinige hat. Vergeſſen Sie es aber nicht.

Leben Sie recht wohl, und denken Sie meiner auf Ihren ſchönen Wanderungen. Ihr Schiller.

Rudolſtadt, 29. April 1789.

Nur ein Wort heut, liebſter Freund. Ach ich kann mich nie an die Idee gewöhnen, daß dieſer Sommer den vorigen ſo ganz unähnlich ſein ſoll in Anſehung Ihrer Entfernung! Ich fühle es nur zu ſehr, wie glücklich es uns machen würde, wenn Sie mit uns lebten, wie glücklich wir waren, und wie wir es immer mehr werden müßten. Das Gefühl, daß auch Ihnen dieſe Vorſtellungen ſo lebendig bleiben, iſt meinem Herzen ſehr wohlthätig. Ihr Umgang war das Element meines beſſern Lebens, kein andrer kann mir das je ſein! Ach und was iſt das Leben wenn die beſten Saiten unſres Weſens einſam verklingen, wenn man immer fürchten muß etwas anzuſchlagen wo einem Mißtöne entgegenkommen! oder wo es gar aus dumpfer Leere wiederhallt. Es freut mich daß die Menſchen da ſind, daß ſie glücklich ſind, und wenn ich ihnen hie und da etwas gutes erweiſen kann; aber daß ſie mir eigentlich nichts geben können, davor kann ich nicht und ſie nicht. Das Verſchließenmüſſen vor ihnen drückt aber doch. — Ich mag's dem Schickſale nicht zutrauen, daß es mir die Freuden Ihres Umgangs, wo mein Geiſt ſo frei exiſtirte, nur zu koſten gegeben hat. Ach möchte, möchte es doch anders ſein! Meine Seele iſt gedrückt die-

ſen Abend und vermag es nicht ſich in frohen Ahnungen zu erheben, mögen wohlmeinendere Geiſter um Sie ſein!

Wir tranken heut Thee im Garten, ich hatte den Ort lang nicht geſehn und es fiel mir ſo ſchwer auf, daß wir das Frühlingsleben ohne Sie anfingen. Eine große Lücke hat das Schickſal in unſer Daſein geriſſen durch Ihr Fernſein. Ich denke ſo daran, wie es möglich zu machen wäre den Sommer einige Zeit in Jena zu leben, aber es iſt mir noch nichts vernünftiges eingefallen. — Meine Mutter findet ſich gut in ihr neues Leben, die Hofpoſten intereſſiren ſie mitunter. Beulwitz reiſt auf den Montag ab, er hat Ihnen ſelbſt noch Abſchied ſagen wollen, aber er kommt nicht zu Hauſe, und es wird zu ſpät.

Leben Sie wohl, und uns ſo nah wie wir Ihnen. Adieu, Adieu! Caroline B.

Weimar, 30. April 1789.

Meinen letzten Brief an Sie von Weimar aus ſchreibe ich unter einem Donnerwetter; und auch das Donnerwetter muß mich an Sie erinnern, denn das letzte, das ich hörte, fand mich noch bei Ihnen. Wie oft habe ich mich in dieſen ſchönen Tagen zu Ihnen verſetzt, und Sie auf dem Damm und an der Saale hin begleitet! Auch Ihre Partie im Gartenhaus bei'm Thee, wie gegenwärtig war ſie mir und wie viele ſchöne Erinnerungen brachte ſie in mir zurück! Dieſer Sommer wird ganz anders werden; aber ſeinen ſchönſten Reiz für mich wird er doch von der

Hoffnung erhalten, Sie zu ſehen, und von der Erinnerung an Ihre liebe, mir ſo wohlthätige Freundſchaft.

Nächſte Woche reiſe ich ab, und mir däucht faſt, als wenn ich Ihnen näher zöge. Näher iſt es nun zwar nicht; aber die große Geiſtesleere, die nun im geſellſchaftlichen Cirkel um mich her entſteht, macht mir das Andenken an Sie deſto mehr zum Bedürfniſſe. Sie werden mir näher, weil Sie mir nothwendiger werden.

Sie erwarten Göckingk; unterdeſſen habe ich Bürger kennen lernen. Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in ſeiner Geſellſchaft zugebracht. Er hat gar nichts Auszeichnendes in ſeinem Äußern und in ſeinem Umgang — aber ein gerader, guter Menſch ſcheint er zu ſein. Der Charakter von Popularität, der in ſeinen Gedichten herrſcht, verleugnet ſich auch nicht in ſeinem perſönlichen Umgange, und hier, wie dort, verliert er ſich zuweilen in das Platte. Das Feuer der Begeiſterung ſcheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu ſein. Der Frühling ſeines Geiſtes iſt vorüber, und es iſt leider bekannt genug, daß Dichter am früheſten verblühen. Wir haben uns vorgenommen, einen kleinen Wettkampf, der Kunſt zu Gefallen, mit einander einzugehn. Er ſoll darin beſtehen, daß wir beide das nehmliche Stück aus Virgils Aeneide, jeder in einer andern Versart überſetzen. Ich habe mir Stanzen gewählt.

Bürger ſagt mir, daß er noch mehr Aufſätze in Ma-

nuſcript geleſen habe, die für die Götter Griechenlands gegen Stolberg Partei nehmen, und noch gedruckt werden würden. Er macht ſich herzlich über Stolbergs Schwachſinnigkeit luſtig, und kämpft für ſein gutes Herz, das Einzige, was ſich allenfalls noch retten läßt.

Noch ein Fremder iſt hier, aber ein unerträglicher, über den vielleicht Knebel ſchon geklagt hat, der Capellmeiſter Reichardt aus Berlin. Er componirt Goethens Claudine von Villa Bella, und wohnt auch bei ihm. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe ſeine Bekanntſchaft ausſtehen müſſen. Wie ich höre, muß man ſehr gegen ihn mit Worten auf ſeiner Hut ſein.

Glauben Sie, daß H. v. Beulwitz ſich gerne mit einem ſo dicken Briefe beſchweren wird? Ich wünſchte gar ſehr, daß er meine Familie ſähe; er wird eine große Freude machen. Grüßen Sie ihn zum Abſchied recht ſchön von mir; ich hoffe, durch Sie öfters Nachrichten von ihm zu erfahren. Bitten Sie ihn ja ſehr, daß er mich Lavatern zu Füßen lege, und mir einen Zipfel von ſeinem Rock mitbringe.

Für die Anthologie danke ich Ihnen recht ſehr. Ich laſſe einige Gedichte daraus abſchreiben. Daß Sie der Semele erwähnten, hat mich ordentlich erſchreckt. Mögen mir's Apoll und ſeine neun Muſen vergeben, daß ich mich ſo gröblich an ihnen verſündigt habe!

Hier leg' ich auch ein Exemplar von meinem Diplom als Doctor philosophiae bei, damit Sie doch auch etwas zu lachen haben, wenn Sie mich in einem ſo lateiniſchen

Rocke erblicken. Übrigens iſt es ein theurer Spaß, denn er koſtet mir 50 Thaler.

Leben Sie recht wohl, und der Himmel ſchenke Ihnen für dieſe ſchönen Frühlingstage eine recht heitere Laune!

Schreiben Sie mir nicht mehr nach Weimar, ich will Ihnen noch vorher von Jena aus ſchreiben. Adieu! Adieu!

Schiller.

[Rudolſtadt, ... Mai 1789.]

— Beulwitz iſt ſehr vergnügt auf ſeiner Reiſe, es wird gut auf ihn wirken ſeinen hieſigen Verhältniſſen wieder einmal etwas fremder zu werden. Ihre Familie wird er gewiß in Stuttgart ſehn. Wir ſind wenig allein geweſen ſeit ſeiner Abreiſe, mein Onkel war bei uns. Wir haben auf einem guten Fuß mit ihm gelebt, und ohne daß mir ſein Daſein poſitiv wohlmachte, ſo freute mich's doch zu empfinden, daß er unter uns für manches wieder empfänglicher wurde. Er ſah ſchwermüthig aus als er ankam, er lebt in einer todten Einſamkeit auf ſeinem Landgut und hat den ganzen Winter niemand geſehn als ſeine Frau, die zum Sterben langweilig iſt. Göckingk war nicht mit, er hat zu einer Commiſſion reiſen müſſen, und hat uns an den Brocken invitirt; es wird ein wenig Zeit mit dieſer Reiſe haben. Becker war auch bei uns mit ſeiner Frau und Schweſter, die Frau iſt ein flaches, aber nicht ungefälliges Weſen, ſie iſt ganz natürlich, und will nichts ſein, dies giebt ihrem Weſen etwas Harmoniſches, ſo daß

ſie einen gar nicht drückt. Becker ſpricht mit ſo viel Wärme von Ihnen, daß ich Ihren Namen recht gern von ſeinem Munde hörte.

[Anfang und Schluß fehlt.]

[Jena, 27. Mai 1789.]

Das überſchickte Buch habe ich richtig bekommen, und ich danke Ihnen, daß Sie es mir noch zu rechter Zeit ſchicken wollten, denn es hat wirklich ſehr preſſirt.

Ich bin eben aus der Vorleſung nach Hauſe, und ſchon erwartet mich wieder ein dringendes Geſchäft. Wie gerne benutzte ich dieſe ſchöne Gelegenheit, Ihnen mehr zu ſchreiben!

Lottchen vermuthete ich wieder in Rudolſtadt. Sie ſchreiben mir nichts von Ihrer Geſundheit; aber aus Lottchens Abweſenheit ſchließe ich, daß es fortfährt gut zu gehn.

Hufeland war heute bei mir, und hat mir von ſeiner großen Reiſe erzählt, hat mir allerlei Empfehlungen aus Berlin, und ſelbſt aus Königsberg (von Kanten) mitgebracht, die mich freuen. Gedicke, der Univerſitäts-Bereiſer, denkt meiner auch und Engel ſcheint mir gewogener zu werden. Das ſind die neueſten Neuigkeiten aus meinem Zimmer.

Leben Sie recht wohl, und halten Sie bald Wort, mir zu ſchreiben. Ewig der Ihrige. S.

Rudolſtadt, 28. Mai 1789.

Wie leben Sie, lieber Freund? ich ſehne mich ſehr nach Nachricht von Ihnen. Ich hoffe Ihr Schweigen hat keine ſchlimmre Urſache als Ihre Geſchäfte, die hoffentlich nicht immer ſo bleiben werden. Sehr würde es mich ſchmerzen, müßte ich von der freundlichen Gewohnheit, oft von Ihnen zu hören, ſcheiden, ſie geleitete uns ſo wohlthätig durch den langen trüben Winter; doch ich will an ein beßres Schickſal glauben. Wir waren Ihnen ein paarmal näher bei Gleichen, der jetzt verheirathet iſt. Möchten Sie uns doch bald beſuchen können! Unſre Reiſe nach Lauchſtädt wird ſich um einige Wochen verſpäten. — Dieſe Tage her habe ich den Tom Jones franzöſiſch und mit viel Intereſſe geleſen, unter Bodens bleierner Hand hat er mir alſo nur nicht gefallen wollen.

Leben Sie recht wohl! Wir gehen oft Ihrer Gegend zu, und ſagen Ihnen einen Abendgruß — kommen Sie uns mit Ihren Gedanken entgegen. Dieſer Brief ſoll eigentlich nur die Nürnberger Pfefferkuchen zu Ihnen begleiten (Beulwitz hat ſie uns von daher geſchickt), darum muß er ſo kurz ſein, denn die Poſt geht ab. Adieu, behalten Sie mich im Herzen, und ſagen Sie uns bald ein Wort.

Caroline B.

Jena, 30. Mai 1789.

Es iſt lange, daß ich Ihnen keine Nachricht von mir gegeben habe; aber die Zerſtreuungen und Geſchäfte, wo-

mit ich mich bis jetzt überladen ſah, machten mir alles ruhige Schreiben unmöglich. Der Anfang meiner Vorleſungen fiel gerade in dieſe Woche und überraſchte mich faſt unbereitet, weil ich in den erſten Wochen meines Hierſeins die Zeit ſündlich verſchwenden mußte. Die erſte Unruhe iſt jetzt vorüber, und ich kann wieder meinen Empfindungen leben.

Wie freue ich mich, Sie wieder zu ſehen! — aber die Hoffnung, die Sie mir dazu geben, iſt ſo auf's Ungewiſſe hinausgerückt, und die Zeit, die Sie mir ſchenken wollen, ſo ſparſam zugemeſſen, daß Ihr vorletzter Brief mich nur halbfröhlich gemacht hat. Ich war gar nicht darauf gefaßt, in Ihrem Aufenthalte zu Lauchſtädt Hinderniſſe zu ſehen. Alles ſchien mir ſo leicht thunlich; und nun ſoll ich mich mit zwei Tagen begnügen. Was kann man einander in zwei Tagen ſein?

Mit dem Griesbachiſchen Hauſe bin ich jetzt ſehr in Verbindung; ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er ſcheint es mit mir ſehr gut zu meinen, und über wiſſenſchaftliche Dinge ſpreche ich gern mit ihm. Sonſt habe ich mich hier noch ziemlich gut, und mit dem Schütziſchen und mit dem Reinholdiſchen Hauſe lebe ich noch in den Flitterwochen und laſſe mir ſchöne Sachen ſagen. Einige unter den Profeſſoren intereſſiren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben. Unſer hieſiges Frauenzimmer taugt wenig — doch das hab' ich vorher ſchon vermuthet. Ich war un-

terdeſſen auch auf einem Ball, wo ich allerlei Geſichter zu ſehen kriegte. Eine Mlle. ** war das hübſcheſte darunter, aber dabei auch das leerſte und ſeelenloſeſte. Ich nahm meine Zuflucht zum Spielen.

Vor acht oder zehn Tagen war ich Ihnen auch um zwei Stunden näher, bei Rothenſtein, nach Kahla zu auf einem Berge, der eine herrliche Ausſicht über den Saalgrund bis zur Leuchtenburg eröffnet. Ich habe dabei lebhaft an Sie gedacht, und der vorige Sommer kam mir in Erinnerung. Aber wie ungleich war Ihnen die Geſellſchaft, in der ich jetzt war!

Übrigens führe ich ein behaglicheres Leben in Jena als in Weimar, oder ſonſt irgendwo, wo ich mich häuslich niedergelaſſen habe. Ich ſchöpfe Vergnügen aus dem Gedanken, daß ich hier zu Hauſe bin, und hänge auch mehr mit der Welt zuſammen, die mich umgiebt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. Jeder Beſuch von jungen Leuten oder Profeſſoren, jede andere Angelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt dieſen Gedanken zurück und erneuert dieſes für mich neue Vergnügen.

In meine Lage weiß ich mich ziemlich gut zu finden und meine Contenance hat mich bei den erſten Vorleſungen keinen Augenblick verlaſſen. Der Zulauf war groß, und dies vermehrte meinen Muth; auch meine Stimme hat ſich gut gehalten, und den ganzen Hörſaal ausgefüllt, ohne mich zu ſehr anzuſtrengen. Ich leſe zwei Tage hinter einander, und dann die Woche nicht mehr — wodurch ich

fünf freie Tage gewinne, die mir zur Vorbereitung und zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten unentbehrlich ſind. In Griesbachs Auditorium, wo ich leſe, können Sie mich hören, wenn Sie hierher kommen und zum Fenſter herausſehen. Dienſtag und Mittwoch Abend von 6 bis 7 Uhr.

Für die Pfefferkuchen ſchönen Dank, ſie ſollen mir recht wohl ſchmecken. Schreiben Sie Beulwitz viele Grüße von mir, und empfehlen Sie mich Ihrer Mutter. Gleichen und ſeiner Frau überbringen Sie meinen freundlichen Glückwunſch. Kommt das neue Ehepaar einmal nach Jena, ſo will ich hoffen, daß ſie mich nicht übergehn.

Adieu! Adieu! Ich ſchicke Ihnen hier etwas zu leſen, wenn Sie es noch nicht kennen. Das große Gedicht an Bürgers zweite Frau hat ganz vortreffliche Stellen.

Leben Sie recht wohl und behalten mich lieb.

Schiller.

Rudolſtadt, 3. Juni 1789.

Ihr langes Schweigen hat mich ſehr beunruhigt, und ich ſchuf mir tauſend Übel auf die letzte, um es zu erklären. Ein Student, der Sie geſehen und gehört hatte, war mir eine gar glückliche Erſcheinung und befreite mich doch von der Sorge über Ihre Geſundheit. Es macht mich recht glücklich, daß Ihnen ſo wohl in Ihrer neuen Exiſtenz iſt, ich hoffte dieſes immer. Ihr näherer Zuſammenhang mit der lebendigen Welt um Sie her freut mich auch, zumal da Sie ſo viel Zeit zum Schreiben dabei behalten.

Die jungen Leute nehmen in dieſer Lebensperiode meiſt eine Richtung, die ihnen bleibt, und wie Ihr Geiſt Intereſſe und Leben und Klarheit um ſich her verbreitet, ſo vermag's kein andrer. Es wird keins Ihrer Worte auf die Erde fallen, es müßte vor durchaus ſteinigten Seelen ſein, ich hoffe doch immer daß dieſes die wenigſten ſind. Die Nachricht mit dem Fenſter iſt mir gar angenehm, ich freue mich ſehr, Sie daraus hören zu können. Sagen Sie mir nichts mehr über den Plan mit **, lieber Freund, es ſchmerzt mich nur zu ſehr, daß es nicht ſo ſein kann wie wir wünſchen. Wenn ich bedenke, welch' ein Gewebe von Kleinigkeiten um unſer Leben geſchlungen iſt, und wie einen dieſes oft um die edelſten Genüſſe bringt, ſo macht es mich ſehr unmuthig und uneins mit mir, und dies iſt mit unſerm weiblichen Leben ſo gar oft der Fall. Das für dieſen Moment reellſte Hinderniß hierbei iſt, daß meine Mutter dieſe Reiſe nicht gern ſehen würde und daß Lottchen noch zu ſehr von ihr abhängt um etwas ohne ihre Zufriedenheit zu thun. Verzeihung für die langweiligen Details, aber ich kann's nicht tragen, daß ein Schatten von Schlaffheit oder von Trägheit auf meine Freundſchaft für Sie geworfen ſei, mein Herz und alles was Sie ihm ſind, muß klar vor Ihnen ſtehen. Unſer enggebundenes Frauendaſein iſt Schuld, daß ich Worte brauche für dieſe Gefühle, die an ſich zu heilig dazu ſind; wär' ich ein Mann, ſo ſollten Sie meinen Umgang nicht vergebens wünſchen, wär' es Ihnen auch gefällig in Nova Zembla

oder an den Mondsbergen zu wohnen. Knüpfen Sie indeß immer ein freundliches Vernehmen mit der Frau Bürgermeisterin für uns an, die Zeit die wir auf unserer Durchreise in Jena zubringen können, würden wir immer am besten bei ihr zubringen, sie wird uns vielleicht auch besuchen. Ihre Verbindung mit Griesbachs freut mich auch, wir werden Sie doch immer sehen können, wenn wir auch Griesbachs besuchen müssen, wenn auch nicht frei sprechen, an sich sind's auch gutartige Menschen, ganz in ihre Gewalt zu gerathen, davor können wir uns doch hüten. Wir wollen schon noch besser ausdenken, wie wir Sie für die kurze Zeit recht genießen können, und mit uns philosophiren, um daß uns der nahe Abschied nicht wieder so drückt und die Gegenwart raubt, wie den letzten Tag unsres Zusammenseins. Können Sie uns das nicht lehren, Herr Professor der Philosophie?

Ich habe Ihnen gar viel zu sagen von Beulwitz, er hat Ihre Familie recht wohl gefunden, Ihr Vater hat sich sehr gefreut, so viel von Ihnen und Ihrem Aufenthalt bei uns zu hören, Ihr jetziges Leben in Jena freut ihn sehr, auch soll ich Ihnen viel Grüße sagen von einem Obristen Rali oder Rahn, ich habe den Namen nicht lesen können. Heut hab' ich einen Brief aus Zürich erhalten, im lauten Enthusiasmus über Lavater, zweifeln Sie nun noch mehr an der Zauberkraft unsres Propheten. Lavater soll sich im Äußern in den 6 Jahren geändert haben, und Spuren des Unmuths sollen auf seinem Gesichte liegen,

man hat es ihm auch darnach gemacht; er bleibt mir immer ein sehr merkwürdiger Mensch. Wolzogen hat mir auch geschrieben, und behauptet noch immer keinen Brief von mir erhalten zu haben, es thut mir recht leid und ich begreife es nicht. Wissen Sie die Adresse von seinem Freund Müller in Stuttgart, so schicken Sie mir sie doch, ich will ihm durch diesen schreiben.

[Schluß fehlt.]

Jena, 15. Juni 1789.

Nur mit zwei Worten kann ich Sie grüßen, und Ihnen sagen, daß blos ein fataler Schnupfen, der mich noch peinigt, mich verhindert hat, Sie diese Woche selbst zu sehen, wie ich mir vorgenommen hatte. Ob es nächste Woche nun geschehen kann, weiß ich nicht, ich hoffe es aber doch möglich zu machen. Auf den nächsten Botentag kann ich's Ihnen bestimmen.

Wie sehnlich verlangt mich Sie wiederzusehn! und wie wenig ist dieses Sehen, da ich es so bald wieder aufgeben muß. In Ihrem (Carolinens) Briefe war mir etwas nicht so recht erklärbar. Ich muß mich mündlich mit Ihnen darüber berichtigen. Körner wird auf den Anfang des Auguſt wohl hierher und nach Weimar kommen. Adieu, adieu. Ich grüße Sie 100000mal. Ewig der Ihrige.

Schiller.

Rudolſtadt, ... Juni 1789.

Nur einen Dank für Ihren Beſuch, theurer Freund. Ich hoffe, Sie ſind glücklich angekommen. Leben Sie wohl und vergeſſen Sie uns nicht über dem Thurm zu Babel. In drei Wochen ſehen wir Sie wieder, längſtens. Adieu.

C. B.

Jena, 22. Juni 1789.

Ich bin glücklich und noch zu rechter Zeit hier angekommen, und eine gute glückliche Laune hat mir die Zeit, die ich über meinen Termin bei Ihnen hingebracht habe, vollkommen erſetzt, ſo daß ich durch das Vergnügen Sie länger zu genießen, meinen Geſchäften nichts entzogen habe. Haben Sie Dank, herzlichen Dank für beides, denn Sie haben mich in einer ſo glücklichen Stimmung zurückgeſchickt.

Eben komme ich von einem gewaltigen Tractament, das die Frau mit dem Lorbeerkranz und der ſchwarzen Wäſche einer Geſellſchaft von 24 Perſonen heute gegeben hat. Die alte Excellenz des Herrn von Kalb habe ich bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal kennen lernen, und ſie gefunden, wie ich mir ſie dachte.

Mit dem verlornen Proceß der Frau v. Kalb ſcheint es zum Glück keinen Grund zu haben; wenigſtens ſagt mir Bertuch, der mit bei der Sache zu thun hat, daß nichts zu fürchten ſei. Ich gehe künftigen Sonntag ſelbſt nach Weimar, und werde dort das Nähere erfahren.

Körner hat geſchrieben, und mir ſeine Hieherkunft als poſitiv angekündigt. Er wird nach Weimar blos eine Excurſion machen, und die meiſte Zeit in Jena zubringen. Er wohnt bei mir. Von unſerm Plan werde ich ihm nächſter Tage ſchreiben.

Seien Sie herzlich gegrüßt, und grüßen Sie die liebe Mama auf dem Berge. Adieu. Schiller.

[Rudolſtadt, ... Juli 1789.]

Nur einen Gruß, lieber Freund. Lottchen ſchreibt Ihnen über unſer Kommen und Sein in Jena.*) Richten Sie's ja ſo ein, daß wir Sie viel ſehen, es wird uns ſonſt eine ſehr üble Laune in Jena anwandeln. Dieſen Morgen habe ich das Ende der Iphigenie geleſen und habe es nicht ohne Thränen gekonnt. Die Griechin**) kündigt ſich ſehr intereſſant an, wenn ſie doch nicht ſchlimm ſein müßte!

Leben Sie wohl, ich lebe der Hoffnung, Sie zu ſehen. — Ach es iſt doch gut, daß Sie in Jena ſind, da Sie einmal nicht ganz bei uns ſind. Auf die Rückreiſe mit Körners freue ich mich ſehr, wir müſſen's arrangiren wenn wir uns ſprechen. Adieu.

---

13. Julius 1789.

Nur einen Gruß, lieber Freund; Lottchen hat Ihnen geſagt, wie wir hergekommen ſind, und wie ſchlimm es

---

*) Auf der Durchreiſe nach Lauchſtädt, wo die Schweſtern mit Caroline v. Dachröden das Bad gebrauchen wollten.

**) Im Geiſterſeher.

Himmel und Erde und Sonne mit uns gemeint haben. Es war mir ſo ſchmerzlich, Sie in Jena zu verlaſſen, wir haben uns eigentlich ſo wenig geſehn. Dieſes Sehen im Flug hat ſo viel Unbefriedigendes, und iſt doch wieder ſo viel beſſer als das gar nicht ſehen. Möge ein beßrer Genius über unſerer nächſten Zuſammenkunft walten! Sagen Sie uns ja bald etwas über Ihr Kommen, wenn Sie können, und über Körners Reiſe, wir können uns vielleicht in unſrer Cur darnach richten. Ich werde in Lauchſtädt viel mit meiner Freundin allein leben, ſie iſt verſchlungen in ihren Gefühlen und in ihren Verhältniſſen, und ich möchte das auseinander löſen, denn ſie iſt mir ſehr werth und kann ſich ſehr in meine Vorſtellungen finden, ſo daß ich ſicher bin, auf ſie zu wirken. Wir haben drolligte Scenen hier gehabt, la Roche und ein Freund von ihm, der weit mehr iſt als er, waren hier, und wenn wir ein vernünftig Wort ſprechen wollten, mußte eins den alten geſchwätzigen Vater unterhalten; dies erhielt mich bei leidlicher Laune unter den disharmoniſchen Weſen. Dieſen Nachmittag laſen wir die Künſtler zuſammen — unbeſchreiblich gießt mir dies Licht und Leben in die Seele, Sie werden mir ſo nah. — Nun gute Nacht, behalten Sie mich lieb. C. B.

Jena, 24. Juli 1789.

Es wird uns, ſeitdem Sie in Lauchſtädt ſind, ſo ſchwer gemacht, Nachricht von einander zu bekommen, als

wenn Sie an's Ende der Welt gereiſt wären. Auch ich muß einen Poſttag ſpäter ſchreiben als mir lieb iſt, weil Ihr Brief zu ſpät in meine Hände kam. Zum Glück bekam der Lorbeerkranz den ſeinigen noch ſpäter — ſonſt weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre. Doch nein, ſo ungeduldig ich auch Ihrem nächſten Briefe entgegenſah, ſo wenig muthete ich Ihnen zu, mir ſobald zu ſchreiben, weil ich weiß, daß man der Bequemlichkeit immer einige Tage gönnen muß, ſich von einer Strapaze zu erholen. Sie haben alſo meine Hoffnungen weit, weit übertroffen — und ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihr liebes Andenken recht ſchön genug danken ſoll.

Das Bild, das Sie mir von Ihrer Freundin und Ihrem Zuſammenſein gaben, könnte mich faſt eiferſüchtig und neidiſch machen, wenn Sie mich nicht auch abweſend darin aufgenommen hätten. Die Gewißheit, daß ich Ihnen nahe bin, daß Sie in Ihren ſchönern Stunden ſich meiner gern erinnern, dieſer Gedanke iſt mir ſehr viel, ſehr viel werth — aber leider iſt dieſer Gedanke *allein* auch alles, was ich wirklich *mein* nennen kann. Mein Bild in Ihrer Seele iſt doch immer nicht *ich* ſelbſt, und während dem, daß mein Schatten unter Ihnen wandelt, muß ich ſelbſt hier in Jena ein deſto elenderes Leben führen. Je lebendiger Sie vor meiner Phantaſie daſtehen, deſto mehr erſchöpft ſich meine Toleranz gegen die mich *hier* umgebenden Geſchöpfe, deſto weniger kann ich mich mit meiner Einſamkeit ausſöhnen. In der That, ich mache

täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit dieſem Volk hier zu leben. Alles iſt ſo alltägliche Waare und die Frauen beſonders ſind ein trauriges Geſchlecht. Sie wiſſen, glaube ich, oder Sie wiſſen es nicht, daß der weibliche Charakter zu meiner Glückſeligkeit ſo nothwendig iſt. Meine ſchönſten Stunden danke ich doch Ihrem Geſchlecht — wenn ich beſonders noch die Muſen dazu rechne, die nicht umſonſt Frauenzimmer ſind. Selbſt die Venus Urania iſt ja ein Weib, und ihre irdiſchen Töchter ſind da, uns bei ihr einzuführen. Hier haben mich alle Götter und Göttinnen der Schönheit verlaſſen, denn die grimmigen Geſichter der Gelehrten verſcheuchen alles, was Freiheit und Freude athmet. Kommen Sie ja bald zurück, kommen Sie mich wieder zum Menſchen zu machen; zum Dichter — das iſt vorbei. Übrigens tröſtet mich das, daß Sie doch etwas von mir haben und leſen können, was aus einer glücklicheren Epoche meines Geiſtes ſich herſchreibt. Es ſind Funken der Gluth, die Sie beide mir gegeben haben, und die jetzt wieder erloſchen ſind, da Ihr Athem ſie nicht mehr belebt. Wie glücklich wollte ich ſein, wenn die ſchönen Hoffnungen in Erfüllung gingen, von denen Sie ſchreiben. Aber wie? Wie ſollen Sie in Erfüllung gehen, ſo lange die armſeligſten Nichtigkeiten in einer gewiſſen Wage mehr gelten, als die entſchiedenſte Gewißheit eines glücklichen Lebens? Und warum hat der Himmel die Rollen ſo ſonderbar unter uns vertheilt, warum ſpannte er

gerade das muthigſte Roß hinter den Wagen? Ich weiß nicht, ob ich hier etwas ſchreibe, was verſtändlich iſt — aber ich verſtehe mich recht gut. Könnte ich gewiſſe Verhältniſſe umkehren, ſo wäre der heroiſche Muth, den ich habe, an ſeiner rechten Stelle. So aber habe ich ihn nur zu meiner eigenen Peinigung und kann ihn niemand anderm mittheilen.

Bei allem unſern gerühmten Freiheitsſinn ſind wir doch wahrlich nur Sclaven und Opfer der Umſtände und der Meinung. Was für klägliche Rückſichten waren es, die mir ſchon einigemale die Freude verdorben haben, mich in Ihrem Umgange zu genießen. Sie verweiſen mich an die Zukunft. Wieviel größere Opfer müßten da gebracht werden können!

Aber ich vergeſſe mich. Ihr Brief machte vieles in mir lebendig und meine Einbildungskraft ſetzte da fort, wo Sie abgebrochen haben. Habe ich etwas Verwirrtes geſchrieben, ſo zerreißen und ignoriren Sie dieſen Brief. Ich war in einer ſonderbaren Stimmung, und dieſe möge mich bei Ihnen entſchuldigen.

Ich kann Ihnen noch nicht ſchreiben, ob ich über Lauchſtädt kommen werde. Es hat ſich mir jemand von hier auf dieſe Reiſe aufgehängt, den ich nicht geradenwegs von mir weiſen konnte. Werde ich dieſe Perſon los, wie ich mich auf alle Art bemühe und bemühen werde, ſo bin ich den 1. oder 2. Abends nach fünf wohl in Lauchſtädt. Auf den 7., denke ich, werden Körners von Leipzig

nach Jena abreiſen; können Sie alsdann durchaus noch nicht mitreiſen, ſo kommen Sie doch gewiß noch zeitig genug hier durch, um uns in Jena zu treffen.

Leben Sie recht wohl. Machen Sie doch, daß ich eine Antwort auf dieſen Brief noch vor meiner Abreiſe von Jena finde. Ich reiſe am Donnerstag weg. Adieu. Adieu.

S.

[Lauchſtädt, 28. Juli 1789.]

Den erſten oder zweiten darf ich Sie alſo erwarten — die unſichre Hoffnung ſchon macht mir die Tage werther als alle hier verlebten. Wenn doch der Himmel den fatalen Menſchen, der ſich Ihnen aufdringt, zu ſich nähme! Adieu, liebſter Freund. Wenn ſich nicht gute Geiſter dieſes Briefes annehmen, ſo erhalten Sie ihn ſchwerlich. — Ich ſchreibe Ihnen, wenn wir uns nicht ſprechen, oder vielleicht auch dann — es iſt ſonderbar, welch eine fremde Gewalt oft die Lippen verſchließt, wenn auch die Seele offen iſt. Adieu — C.

[Leipzig, 3. Auguſt 1789.] Montag Abends. *)

Dieſer heutige Tag iſt der erſte, wo ich mich ganz glücklich fühle. Nein! Ich habe nie gewußt, was glücklich ſein iſt, als heute. Ein einziger Tag verſpricht mir die Erfüllung der zwei einzigen Wünſche, die mich glücklich

---

*) In Leipzig war Schiller mit Körner zuſammengetroffen, nachdem er unmittelbar vorher in Lauchſtädt mit Lotte v. Lengefeld geſprochen hatte.

machen können. Liebſte, theuerſte Freundinnen, ich verlaſſe eben meinen Körner — meinen und gewiß auch den Ihrigen — und in der erſten Freude unſers Wiederſehens war es mir unmöglich, ihm etwas zu verſchweigen, was ganz meine Seele beſchäftigte. Ich habe ihm geſagt, daß ich hoffe — bis zur Gewißheit hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben. In ſeiner Seele habe ich meine Freude geleſen, ich habe ihn mit mir glücklich gemacht. O ich weiß nicht, wie mir iſt. Mein Blut iſt in Bewegung. Es iſt das erſtemal, daß ich dieſe ſo lang zurückgehaltenen Empfindungen gegen einen Freund ausgießen konnte. Dieſer heutige Morgen bei Ihnen, dieſer Abend bei meinem theuerſten Freund, dem ich alles geblieben bin, wie ich es war, der mir alles geblieben iſt, was er mir je geweſen — ſoviel Freude gewährte mir noch kein einziger Tag meines Lebens. Körner kündigt mir noch an, daß er bereit ſei, Dresden zu verlaſſen, und Jena zu ſeinem Aufenthalt zu wählen. Innerhalb eines Jahres kann ich hoffen, auch von ihm unzertrennlich zu werden.

Welche ſchöne himmliſche Ausſicht liegt vor mir! Welche göttliche Tage werden wir einander ſchenken! Wie ſelig wird ſich mein Weſen in dieſem Cirkel entfalten! O ich fühle in dieſem Augenblick, daß ich keines der Gefühle verloren habe, die ich dunkel in mir ahnete. Ich fühle, daß eine Seele in mir lebt fähig für alles was ſchön und gut iſt. Ich habe mich ſelbſt wiedergefunden und lege einen Werth auf mein Weſen, weil ich es Ihnen widmen will.

Ja Ihnen ſollen alle meine Empfindungen gehören, alle Kräfte meines Weſens ſollen Ihnen blühen! In Ihnen will ich leben und meines Daſeins mich erfreun. Ihre Seele iſt mein — und die meinige iſt Ihnen. Laſſen Sie mich für meine Freunde mit angeloben. Auch ſie ſind Ihnen, und Sie ſchenke ich meinen Freunden. Wie reich werden wir durch einander ſein!

Aber beſtätigen Sie mir beide, daß meine Hoffnung mich nicht zu weit geführt hat, ſagen Sie mir's, daß ich Sie ganz verſtanden habe, daß Lotte mein ſein will, daß ich ſie glücklich machen kann. Noch mißtraue ich einer Hoffnung, einer Freude, von der ich noch gar keine Erfahrung habe; laſſen Sie meine Freude bald auch von dieſer Furcht ganz rein ſein. Sie können nicht handeln wie gewöhnliche Menſchen, ſie brauchen alſo auch gegen mich nichts, als Wahrheit, wir dürfen alle dieſe Umſtändlichkeiten überſpringen, und unſre Seelen frei und rein vor einander entfalten.

Ich kann nicht mehr ſchreiben. Heute nicht mehr, denn meine Seele iſt jetzt nicht fähig, ruhige Bilder aufzufaſſen. Es ſchmerzt mich, daß ich Ihnen ſo gar nicht ſchildern kann, wie mir iſt. Antworten Sie mir ja ohne Aufſchub, und wenn nicht gleich eine Poſt geht, durch einen Expreſſen. Sie haben dazu noch einen andern Grund, denn ich muß wiſſen, ob Sie und die Dachröden geſund genug ſind, die Reiſe nach Leipzig zu machen. Auf den Freitag Mittag ſind Körners frei, und dieſen Tag könn-

ten Sie alſo wählen. Sie müſſen meine Freunde ſehen — und ich muß Sie bald wieder ſehen.

Dieſen heutigen Brief werden Sie Mittwoch früh haben. Schicken Sie einen Expreſſen, ſo habe ich Mittwoch Abends Ihre Antwort. Nur wenige Zeilen, nur ſo viel als ich brauche, um meiner Freude ganz gewiß zu ſein.

Ich habe hier niemand geſprochen, als Körnern. Seine Frau und Schwägerin ſind in einer Geſellſchaft, wo ſie nicht loskommen können. Faſt iſt mir's lieb, ſo bin ich ganz allein bei meiner Freude. Adieu.

Schiller.

Meine Adreſſe: Prof. Schiller im Joachimsthal wohnhaft.

[Jena] Dienſtag Abends, 25. Auguſt 1789.

Wie ſchön bin ich heute erweckt worden! Das erſte, worauf mein Auge fiel, waren Briefe von Euch. Mit dem Gedanken ſchlief ich ein, heute welche zu erhalten. An dieſen periodiſchen Freuden werde ich künftig alle meine Zeit abzählen, bis uns endlich dieſer dürftige Behelf nicht mehr nöthig iſt.

Aber wie ungenügſam ſind doch unſre Wünſche! Wie viel hätte ich noch vor einem Monat um die bloſe Hoffnung deſſen gegeben, was jetzt ſchon in Erfüllung gegangen iſt! Um einen einzigen Blick in Deine Seele! Und jetzt, da ich alles darinnen leſe, was mein Herz ſich ſo

lange wünſchte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erſchrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen ſoll. Wie kurz iſt der Frühling des Lebens, die Blüthenzeit des Geiſtes, und von dieſem kurzen Frühling ſoll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das beſitze, was mein iſt. Unerſchöpflich iſt die Liebe — und wenig ſind der Tage des Lenzes!

In einer neuen ſchönern Welt ſchwebt meine Seele, ſeitdem ich weiß, daß Ihr mein ſeid. Theure liebe Lotte, ſeitdem Du Deine Seele mir entgegentrugſt. Mit langen Zweifeln ließeſt Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche ſeltſame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geſtändniſſe in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtſamen Geheimniß ſo ſchön entgegenkam. Ich habe Dir Unrecht gethan, theure Lotte. Die ſtille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemeſſenen Betragen zugeſchrieben, das meine Wünſche von Dir entfernen ſollte. O Du mußt ſie mir noch erzählen die Geſchichte unſrer werdenden Liebe. Aber aus Deinem Munde will ich ſie hören.

Es war ein ſchneller und doch ſo ſanfter Übergang! Was wir einander geſtanden, waren wir einander längſt, aber jetzt erſt genieße ich alle unſre vergangenen Stunden. Ich durchlebe ſie noch einmal, und alles zeigt ſich mir jetzt in einem ſchönern Lichte.

Wie gut kommt mir der glückliche Wahnſinn jetzt zu

ſtatten, der mich ſo oft aus der Gegenwart entrückte. Die Gegenwart iſt leer und traurig um mich herum, und in ungebornen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Reſignation, die Genügſamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen iſt. Ungeduldig ſtrebt die meinige, alles zu vollenden, was noch nicht vollendet iſt. Du ſiehſt ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht.

Caroline wirft mir vor, daß ich habe zweifeln können, Ihr würdet mich verſtehen, Ihr würdet meine Hoffnungen mir erwiedern. Aber eben dieſe Genügſamkeit, dieſe Nachgiebigkeit gegen eine ſcheinbare Nothwendigkeit fürchtete ich bei Euch. Ich fürchtete, Ihr könntet Eure Wünſche in den Zwang der Umſtände einſchließen, und — wie ſoll ich mich recht deutlich machen? — ich fürchtete, Ihr könntet Euch unſre Freundſchaft ohne Liebe vollenden, und dies innere Leben der Freundſchaft mit einer Trennung zuſammendenken. Sobald ich mich überzeugt haben würde, daß unſre immerwährende Vereinigung auch Euch die nothwendige Bedingung zum Glücke der Freundſchaft ſei — hätte ich nie mehr an Eurer Stärke gezweifelt, dieſe Bedingung durchzuſetzen.

Aber mündlich davon mehr. Wie viel werden wir dieſen Herbſt noch mit einander zu berichtigen haben. Ich will alles thun, um ihn zu beſchleunigen. Wolzogens Brief folgt hier zurück. Er machte mir ſehr viel Freude. Seine Anhänglichkeit iſt ſo innig, und nichts Fremdes

hat ſich noch in ſein Weſen gemiſcht. Er iſt ein gar guter Menſch, ich wünſchte, daß er um uns leben könnte.

Lebe wohl, theure liebe Lotte, und denke daß für mich keine Freude iſt, als bis ich wieder Briefe von Euch ſehe. Adieu, meine Lieben. S.

Jena, 25. Auguſt 1789.

Dein Brief, theuerſte liebſte Caroline, hat meine Seele tief ergriffen und bewegt, und ich weiß nicht, ob ich Dir ſogleich etwas daraus beantworten kann. Aber vor meiner Seele ſteht es verklärt und helle, welcher Himmel in der Deinigen mir bereitet liegt. O was für himmliſch ſchöne Tage öffnen ſich uns! In ihrer ganzen Fülle darf ich ſie mir jetzt kaum denken, wenn mein Weſen nicht für die Wirklichkeit ganz unbrauchbar werden ſoll. Wir haben einander gefunden, wie wir für einander nur geſchaffen geweſen ſind. In mir lebt kein Wunſch, den meine Caroline und Lotte nicht unerſchöpflich befriedigen können. Und wohl mir, Theuerſtes meiner Seele, wenn Ihr in mir findet, was Euch glücklich machen kann. Wohl mir, Caroline, daß Du die Quelle in mir aufſuchſt und Deine Forderungen, Deine Erwartungen an mein Weſen, und nicht an wandelbare Erſcheinungen in mir richteſt. Denn ich fühle, daß in manchen Stunden nichts in mir übrig iſt, als die Kraft zu etwas beſſerm. Behalte dieſen Glauben, dieſes holde Vertrauen an mein Weſen, wenn auch Wolken über meine Seele gehen und alles verhüllen. Dann

nur kann ich leicht und frei vor Euren Augen exiſtiren, wenn die Sorge ganz aus mir verbannt iſt, verkannt oder mißverſtanden zu werden.

O wie ſehnlich wünſche ich, daß Ihr mich ganz durchſchaut haben möchtet, alle meine Schwächen geſehen hättet, alle, und dennoch mich gewählt. So lang ich fürchten muß, daß Euch Mängel in mir überraſchen können, worauf Ihr nicht bereitet wart, ſo lange ſeid Ihr nicht mein auf ewig. Eure Herzen hab' ich durchſchaut, und meine Empfindung für Euch iſt keinem Wandel mehr unterworfen.

An meinem Weſen haben Schickſale ſehr gewaltſam gezerrt. Durch eine traurige düſtre Jugend ſchritt ich in's Leben hinein, und eine herz- und geiſtloſe Erziehung hemmte bei mir die leichte ſchöne Bewegung der erſten werdenden Gefühle. Den Schaden, den dieſer unſelige Anfang des Lebens in mir angerichtet hat, fühle ich noch heute — ach ich fühle ihn in dieſem Augenblicke! Denn ohne ihn würde ſelbſt dieſes Mißtrauen mich nicht martern.

Bereite Dich, edles Geſchöpf, in mir nichts zu finden, als die Kraft zum Vortrefflichen, und einen begeiſterten Willen es zu üben. Deine ſchöne Seele will ich auffaſſen, Deine ſchönen Empfindungen verſtehen und erwiedern, aber ein Mißton in den meinigen muß Dich weder betrüben noch befremden. Glaube alsdann aber feſt, daß dieſe fremde Geſtalten meines Gemüthes von außen herein gekommen ſind. Die Spuren der Geſtalten, die von frühen

Jahren an bis jetzt mich umgaben, konnte mein beßres Weſen nicht ganz von ſich ſcheiden.

Aber Du glaubſt an meine Seele, und auf dieſen Glauben will ich bauen. Bei allen meinen Mängeln — denn alle ſollt Ihr endlich kennen — wirſt Du das immer finden, was Du einmal in mir liebteſt. Meine Liebe wirſt Du in mir lieben.

❋ Unſere Caroline habe ich blos ahnen können. Ihr Geiſt überraſchte mich, in ihr iſt etwas Edles und Feines, das man idealiſch nennen möchte. Wie wahr und wie tief ſie fühlt, müßte ein längerer Umgang mich lehren; daß ich im voraus daran glaube verſteht ſich, aber die Erſcheinung ging mir zu flüchtig vorüber, und ihr ganzes Weſen hat einen gewiſſen Glanz, der mich blendet. Gewiß ſie iſt ein ungewöhnliches Geſchöpf und wollte der Himmel — es würde wahr und ſie wäre unſer auf ewig!

Adieu, theuerſte Caroline. Dort oben wo ich das Sternchen gemacht habe, brach ich vorhin ab, um eine Vorleſung zu halten. Die iſt nun vorbei und meine Gedanken ſind wieder bei meinen Lieben.

Lebe wohl und wenn Du meiner denkſt, wenn ſchöne Träume in Dir blühen, ſo laß mich einen Zweig davon haben. — Eure Briefe ſind jetzt alles, wodurch ich lebe.

Schiller.

Jena, 29. Auguſt 1789.

Nur zwei Worte, meine Lieben, es iſt Poſttag und ich kann ihn nicht vorübergehen laſſen, ohne Euch zu grüßen.

Der Himmel iſt heute ſo heiter, und meine Seele iſt es auch — eben dacht' ich, wie ſchön es wäre, wenn ich nur von einem Zimmer in's andre zu gehen brauchte, um bei Euch zu ſein. Ach! wenn es erſt ſo weit ſein wird! Wenn ich jedes aufglimmende Gefühl meiner Seele ſogleich in Euer Herz überſtrömen kann!

Ich vermuthe Euch jetzt im Garten, der reine Himmel über Euch und in Euch, vielleicht denkt Ihr meiner. Ja, Ihr denkt an mich — eine leiſe Ahnung ſagt es mir — unſre Seelen ſind einander gegenwärtig.

Als ich neulich ſchrieb, war ich in einer nicht ganz fröhlichen Stimmung, und jetzt fürchte ich, daß meine Briefe Spuren davon trugen. Ich war lange nicht aus dem Zimmer gekommen, und Arbeiten ohne Intereſſe hatten meinen Kopf ermüdet. Weil mein Gemüth etwas reizbar war, ſo drückte mich der Gedanke, von Euch entfernt zu ſein, hier ſo verlaſſen zu ſein, nieder. Wenn ich Euch dieſe Stimmung mittheilte, ſo vergebt es mir, und ſeid heute heiter mit mir.

Erhalte ich heute vielleicht einen Brief? — Wenn mir einer beſchieden iſt, ſo muß ich ihn in einer halben Stunde haben. Ich erwarte keinen, aber ganz kann ich die Hoffnung doch nicht aufgeben.

Adieu! meine Theuerſten. Ich drücke Euch an mein Herz. Schiller.

Jena, Dienstag Abends, 1. September 1789.

Wie bin ich froh, daß der *fehbare* Brief geschrieben ist.*) Es giebt einem ein so unaussprechlich heilloses Gefühl, doppelt zu sein, seine Gedanken an einen Menschen zu richten, und einen andern zu meinen. Ich habe auch geeilt ihn fertig zu machen, damit ich mit desto freierem Sinn wieder bei Euch sein kann. Wie freut es mich jetzt meine Lieben, daß ich Euch neulich nicht umsonst auf einen Brief habe warten lassen; so wie es Euch war, war es mir, als ich den Eurigen erhielt. Eine Hoffnung, auch wenn man nur zur Hälfte daran glaubt, thut immer so weh, wenn sie hintergangen wird. Unsre Briefe sind jetzt unser größter Schatz, denn wie wenig sie auch ausdrücken können, was wir einander sind, so sind sie doch unvergleichbar mehr werth als alles übrige, weil sie die Stelle dessen vertreten, was uns das Theuerste und das Einzige ist — die Stelle unsrer Liebe.

Ich wünschte doch gar sehr, daß Eure Mutter an meinem Kommen kein Mißvergnügen hätte, denn, wenn *wir* glücklich sind, soll niemand Unlust dabei haben. Vielleicht könntet Ihr sie Euch näher bringen und von den kleinen Bedenklichkeiten losmachen, wenn Ihr sie öfter in Eure Mitte nähmet, und überhaupt etwas fleißiger mit ihr umginget. Sonst fürchte ich, wird sie Euch unvermerkt

*) Zu Handen der Mutter, da dieser, unnöthige Sorge zu ersparen, der Bund der Herzen noch geheim gehalten werden sollte.

CIRCULATIN

fremder, und die Berührungspunkte verlieren ſich ganz und gar. Es hat etwas Anſteckendes, mit ſolchen Menſchen, als ſie täglich um ſich hat, zu leben.

Wie wird es aber mit unſern Abenden gehen, wenn ich in Volkſtädt wohne? Ich will es ſo einrichten, daß ich gegen 3 gewöhnlich in Rudolſtadt bin, und zuweilen bleibe, bis die chère Mère wieder geht. Zuweilen komme ich auch den Vormittag. Bei ſchlechtem Wetter kann ich zur Noth im Wirthshaus oder ſonſt ein Abſteigsquartier finden. Den Tag wann ich komme, weiß ich noch nicht beſtimmt. Ich vermuthe, daß ich morgen (Mittwoch) über 14 Tage mein letztes Collegium leſe.

Jena, Montag 7. September 1789.

Geſtern Abend haben Griesbachs Fremde gehabt, wozu ich auch gebeten wurde; da fand ich die Wiedeburg, die erſt ſeit Mittag angekommen war. Ich fand ſie ordentlich ſchön, ſie kam von Euch, ich hätte ihr um den Hals fallen und ſie küſſen mögen, auch war ich noch nie ſo artig mit ihr. Ihr guter Engel gab ihr's ein, recht viel und recht viel ſchönes von Euch zu erzählen, es war ein gar vortreffliches Geſchöpf. Von Dir, Caroline, ſagte ſie, Du habeſt anfangs krank ausgeſehen, jetzt aber ſäheſt Du geſünder aus, als jemals, und man ſähe Dir das Wohlbefinden recht an. — Das macht, weil ſie glücklich iſt, ſagte mir mein Herz, ob ich gleich gegen die Wiedeburg das Verdienſt davon auf den Brunnen ſchob, den

Du jetzt trinkſt, — verzeih' mir dieſe Bemerkung. Ich nehme ſie aus meinem eigenen Herzen, und ſie giebt mir ſo viel Freude.

Sie hat mir auch geſagt, daß Ihr Fremde von Kochberg bekommen würdet, möchte es doch nicht Knebel ſein, und eine unglückliche Großmuth es ihm nicht eingeben, Euch Eure Einſamkeit durch ſeine Geſellſchaft erträglich machen zu wollen. Der Menſch hat gar zu viel Eitelkeit und ein gar zu gutes Herz! Die Wiedeburg will alle Tage bei Euch geweſen ſein, das iſt doch etwas viel! Aber Eure Jungfer iſt auch alle Tage um Euch und darum möchte ich Eure Jungfer doch nicht ſein — denn was iſt das Licht einem Blinden? und ich ſage mir dann auch, daß Ihr dann am wenigſten in Rudolſtadt ſeid, wenn dieſe Leute um Euch ſind. Iſt es nicht ſo?

Wie habe ich ſeit vorgeſtern und geſtern mit Euch gelebt, und wie lange kommt mir die Zeit vor, daß ich keinen Brief von Euch erhalten habe. Es iſt doch ein unerſättliches Geſchöpf, der Menſch. Jetzt, da ich die Woche zweimal Briefe von Euch erhalte, (und eigentlich viermal, denn meine Briefe an Euch geben mir faſt ſoviel Freude, als die ich von Euch empfange, weil ſie Euch mir ſo gegenwärtig machen) ſo iſt es doch nicht im Geringſten beſſer als vorher, da Ihr mir nur einmal in der Woche ſchriebt, und ich glaube, wenn ich jeden Tag welche von Euch zu hoffen hätte, ſo würde ich es jede Stunde und endlich jede *Minute wünſchen*, bis meine Wünſche alles Brief-

ſchreiben unnöthig machten. Ich weiß keine glücklichern Augenblicke, als die worin ich Euch ſchreibe oder Eure Briefe erhalte. Letzten Sonnabend wurde ich recht gequält, und ich hatte ein paar recht mißvergnügte Stunden. Bis dahin hatte ich Eure Briefe richtig allemal vor 10 Uhr Vormittags gehabt, nur vorigen Sonnabend blieben ſie das erſtemal aus bis nach 3 Uhr. Ich hatte die Hoffnung ſchon ganz und gar aufgegeben, und mir wegen des Ausbleibens dieſer Briefe die unruhigſten Gedanken gemacht. Der Gedanke, daß ſie zu ſpät auf die Poſt könnten gebracht worden ſein, tröſtete mich endlich. Wenn ſie geſchrieben ſind, dachte ich, ſo haben ſie vielleicht den glücklichen Gedanken, und ſchicken ſie mir durch einen Expreſſen.

Vorgeſtern Abend konnte ich dem Verlangen nicht widerſtehn, Eure Briefe vom vorigen Jahre, und die Billets beſonders, die wir im letzten Sommer und Herbſt miteinander wechſelten, zu durchſtören. Wie lebhaft brachten ſie mir manche Situationen zurück, diejenigen beſonders, wo ich mit dem Entſchluſſe kämpfte, Euch mein Herz näher zu entdecken. Ach Ihr ahnetet meine Seele doch nicht immer! Wie kalt und froſtig ſind manche dieſer Billets geſchrieben, oder ſcheinen ſie mir jetzt nur ſo? Sie machten mich traurig, denn ich glaubte in dem Augenblick, wo ich ſie las, Ihr hättet ſie ſo eben erſt geſchickt und wir ſtünden noch ſo miteinander. Schon der Gedanke, daß wir uns einmal weniger waren, ſchlägt mich nieder, die Liebe muß *hinter* ſich, wie *vor* ſich Ewigkeit ſehen.

Es ſind welche darunter, die von Trennung ſprechen, von der Nothwendigkeit, entfernt von einander zu leben, in die man ſich fügen müſſe. — War es möglich, daß Euch unſer Genius nicht die Hand hielt, als Ihr dieſes niederſchriebt? Trennung — ich kenne und ſehe keine andere mehr, als diejenige, die uns von allem — und alſo auch von jeder Erinnerung trennt. Mein ganzes zeitliches und ewiges Leben iſt an dieſem einzigen Haare befeſtigt, und reißt dieſes, ſo habe ich nichts mehr zu verlieren.

Aber auch einige Briefe ſind darunter, die mir Muth gaben als ich ſie empfing, und Genuß als ich ſie vorgeſtern wieder las. Unſer Abſchied vorigen November wirkte tief auf meine Seele, und ein Billet, das Ihr mir damals ſchriebt, hat mir Thränen ausgepreßt. Es war jenes, wo Ihr ungewiß wart, wenn ich gehen würde, und die Reiſe nach Erfurt in Vorſchlag gebracht wurde. Ich war wirklich noch nicht entſchloſſen zu gehen, aber dieſes Billet überführte mich, daß ich zu keiner beſſern Zeit gehen könnte. Es war mir aber doch ſchrecklich, als ich mich zur Reiſe anſchickte, alle meine Hoffnungen waren noch nicht viel weiter, als ſie zu Anfang des Sommers geweſen waren, und die ganze Ausſicht meiner Liebe ſchien wieder verfinſtert zu ſein. Sehr theuer war mir auch Dein Brief, Caroline, wo Du Dich über eine Veränderung, die in unſerm Verhältniß eingeriſſen war, erklärteſt. Dieſer Brief ließ mich tief in Deine Seele blicken, und eine neue Hoffnung belebte die meinige.

Eines Abends, als ich zu Euch kam, war zwiſchen Eurer Mutter (die damals nicht ganz wohl war) und Lotten ein Auftritt vorgefallen, worüber? weiß ich nicht; aber, wie ich kam, warſt Du noch ſehr davon bewegt Lotte, und erzähltеſt mir davon. Caroline ging einige Augenblicke weg, ich ſagte Dir einiges über das Vorgefallene, und Du drückteſt mir die Hand — das erſtemal — und mit einer tiefen Bewegung. Caroline kam wieder, das einzigemal, wo mir ihre Erſcheinung zur Unzeit kam, denn wir brachen ab, weil ſie nicht wußte, noch wiſſen konnte, was eben geſchehen war, wir es alſo auch nicht fortſetzen konnten. Damals, liebſte Lotte, glaubte ich in Deinem Herzen etwas zu leſen — aber dieſe Stunde kam nicht wieder.

Unſere Caroline D. wird jetzt beſſer ſein, als ihr Brief ſagt, will ich hoffen; es iſt kein Datum beigeſchrieben, aber es iſt der Erſte, den ſie Euch geſchrieben hat. Ich fürchte doch nicht ſo viel für ihre Geſundheit, als Du zu fürchten ſcheinſt, Caroline; Eure weibliche Natur iſt im ganzen ſtärker als die unſrige, weil ſie weniger widerſteht, und dieſe Zufälle beſonders ſind oft nur an gewiſſe Jahre gebunden. Auch ſetzt ſie ihrem körperlichen Leiden einen bewundernswürdigen Muth entgegen, der ſie nicht unterliegen laſſen wird. Freilich einſam ſollte ſie nicht ſein, und ihr geſchäftiger, der Freude geöffneter Geiſt ſollte wenigſtens immer Beſchäftigung und einen Gegenſtand um ſich haben. Ihr müßt ihr ja fleißig ſchreiben, und ihrem

Herzen immer nahe ſein. Ihr könnt ſie geſund machen, oder wenigſtens ihren Muth gegen die Krankheit lebendig erhalten.

Montag Abends.

Vielleicht lege ich eine Überſetzung von einem griechiſchen Stücke bei; ein Student verſprach, mir dazu zu verhelfen. Auf den Anacharſis freue ich mich ſehr, die Kalb hat mir angelegen, ihn zu überſetzen, aber an ſo etwas iſt jetzt nicht zu denken, wenn ich auch ſchon an dieſer Beſchäftigung Geſchmack finden könnte. Die Überſetzung der Prinzeſſin Comnena, wovon doch nur einige Bogen auf meinen Antheil fielen, hat mich herzlich ermüdet. Der Styl iſt ſchlecht, und in ſehr falſchem Geſchmack, der Inhalt hat wenig Intereſſe, und der Geiſt einer ſolchen Schriftſtellerin giebt immer eine ſchlechte Geſellſchaft.

Ich komme mir jetzt ſelbſt närriſch vor, denn während daß ich an dieſem Brief ſchreibe, ſchreibe ich auch an einer Vorleſung für Morgen, und es geht darum nicht ſchlechter, weil die Illuſion, daß Ihr um mich ſeid, mich bei heiterer Stimmung erhält. Die Mohamedaner kehren, wenn ſie beten, ihr Geſicht nach Mecca; ich werde mir einen Katheder hier anſchaffen, wo ich das meinige gegen Rudolſtadt wenden kann, denn dort iſt meine Religion und mein Prophet. Aber gute Nacht Ihr Lieben! Morgen erwach' ich zu Euern Briefen, und lege dann vielleicht dem meinigen noch ein Blatt bei. Gebe der Himmel, daß ich *recht glückliche* Nachrichten von Euch erhalte.

denn die Sache wird mit der chère Mère nun abgethan ſein. Die große Angelegenheit wollen wir jetzt ja noch ruhen laſſen, das verſteht ſich. Adieu. Adieu.

Mittwoch früh. [Jena, 9. Sept. 1789.]

Nur noch zwei Worte, meine Theuerſten! Ein Correcturbogen aus der Druckerei wartet, und will eilig abgefertigt ſein. So gern möchte ich Euch ſagen, wieviel Freude Eure Briefe mir gegeben haben, und gleich jetzt zu Euch fliegen zu können und Euch an mein Herz zu drücken bis in Ewigkeit! O Ihr ſeid Engel, Engel für mich! denn was bekümmert mich jetzt noch im Himmel und auf Erden! — Vielleicht bin ich am Mittwoch ſchon bei Euch. Meine Collegien werden morgen geſchloſſen — aber preſſante Geſchäfte halten mich noch 4—5 Tage länger. So wie die letzte Zeile fertig iſt, beſtelle ich den Wagen. Ihr ſchreibt nicht, wie Eure Mutter die gegebene Nachricht aufgenommen hat — iſt dieſes Schweigen von Bedeutung? Ich kann der guten Mutter nicht helfen. Adieu, meine Theuerſten, adieu. S.

Montag Abends [Jena, 14. Sept. 1789.]

Wenn der Bote ſein Verſprechen hält, ſo erhaltet Ihr dieſen Brief noch eher, als Ihr mich erwartet. Ich wollte ihn lieber nicht zu ſchreiben haben, denn der Inhalt davon iſt, daß ich vor dem Freitag nicht werde in Rudolſtadt ſein können. Ich muß Geld erwarten, das heute

ausgeblieben iſt und erſt Donnerstag Abends ankommt; denn ich habe, ehe ich weggehe, einige Zahlungen zu thun. Eine ſehr unidealiſche Verhinderung, aber darum nicht weniger wichtig! Ich habe nun von Euch keine Zeile mehr zu hoffen — ſeit dem Sonnabend keine Zeile! Das iſt ſehr traurig. Wenn ich erſt bei Euch bin, iſt dieſes Leiden freilich vergeſſen, aber bis dahin ſind es noch vier volle Tage, die ich ohne eine Spur von Euch durchleben ſoll.

Auch mich beſchäftigt die Sorge um unſre arme Kranke in B. jetzt ſehr, aber es iſt mehr die Ungewißheit über ihr Befinden, als die Nachricht durch la Roche, was mich beunruhigt. Das Blutſpeien iſt ein ſchlimmer Zufall, aber er iſt es weniger bei Frauenzimmern, die an Krämpfen leiden. Mir ſelbſt ſind Beiſpiele bekannt, daß es in ſolchen Fällen ganz ohne Folgen geblieben iſt. Nur wenn das Blutſpeien von zerriſſenen Lungengefäßen herrührt, iſt es bedenklich; ſehr oft iſt es aber blos die Folge von einer zu großen Ausdehnung derſelben, und ein Ausſchwitzen des Bluts, welches vorübergehend iſt. Ich wünſche freilich Caroline wäre in einer größern Stadt, wo gleich Hülfe bei der Hand iſt, und verſtändige Leute gefragt werden können. Ihre Geſundheit wäre ein ſo kleines Opfer doch wohl werth geweſen.

Die chère Mère müßt Ihr bei ihrer Zurückkunft und wenn ich da bin, eher fleißiger als nachläſſiger beſuchen, ſonſt gewöhnt Ihr ſie, mich und eine unangenehme Erfahrung in ihrem Gemüth zuſammenzudenken. Ich

will wohl glauben, daß ihre Anſprüche an Euch übertrieben ſein können, und der Natur entgegen ſein mögen, aber ſie verdienen von Eurer Seite, ſo weit es nur möglich iſt, erfüllt zu werden, da ſie ſo wenig despotiſches haben, und nur in Wünſchen beſtehen. Es iſt ſchon ein ſehr ſeltenes Glück in Eurem Verhältniß mit ihr, „daß ſie den Antheil, den Eure freie Wahl an Eurem Betragen gegen ſie hat, einzuſehen Feinheit genug beſitzt;“ dadurch fühlt ſie Verbindlichkeit gegen Euch, da Ältern ſonſt das Gegentheil vorausſetzen. Überhaupt iſt viel größerer Werth in der kindlichen, als in der älterlichen Liebe; denn dieſe iſt unwillkürlich, und jene iſt eine freie Empfindung, Ihr würdet alſo auch feinere Genüſſe haben, wenn Ihr ihr Opfer brächtet, als ſie durch ihre Liebe für Euch.

Aber ich ſchreibe hier eine Abhandlung über die kindliche Liebe, und vergeſſe, daß ich meiner eigenen Mutter noch einen Brief zu beantworten habe. Dies ſoll aber auch gewiß noch dieſe Woche geſchehen, und der ſeligmachende Einfluß Eures Weſens ſoll ſich von hier bis nach Stuttgart verbreiten.

Dann aber, wenn ich der kindlichen Liebe genug gethan habe, will ich mich bei einer andern belohnen, die doch ſchönere Kränze auszutheilen hat, und die auch in der Natur gegründet iſt, ja wenn Plato recht hat, der die Natur ſelbſt ihr Daſein verdankt. Ich ſollte nicht ſo *munter* ſein als ich mich jetzt zeige, denn erſt auf den

Freitag ſehe ich Euch! Aber ich ſehe Euch, ich werde Euch öfter ſehen, ich werde Euch an mein Herz ſchließen können, — dies ſage ich mir in dieſer Zeit noch hundert und tauſendmal, und ſo verfliegen die Secunden. Adieu, Ihr lieben freundlichen Engel, ich umſchließe Euch mit meiner ganzen Seele. Adieu, adieu! S.

Mittwoch früh. [Jena, 16. Sept. 1789.]

Dank Euch, Ihr Lieben, für Eure Briefe. Sie kamen mir ganz unverhofft. Den meinigen hätte Euch der Jenaiſche Bote ſchon geſtern bringen ſollen, aber der einfältige Menſch ging weg, ohne ihn abzuholen. Nun iſt mir's unangenehm, daß Ihr den Brief erſt zu einer Zeit erhaltet, wo Ihr mich ſelber ſchon erwartet habt. Freitag früh reiſe ich gewiß ab, ſo, daß ich mit Euch noch Kaffee im Garten werde trinken können. — Ach! Nur noch zwei Nächte, und ich bin bei Euch! Mit dieſer Sehnſucht habe ich noch nichts erwartet.

Die Griesbach gab mir dieſes Avertiſſement für Dich, Caroline. Ich habe Dir noch eine Propoſition von ihr zu machen, die gar komiſch iſt. Knebel und Goethe kommen hierher, wie mir die Kalb ſchreibt, und werden ziemlich lang bleiben. Die Kalb iſt eilend nach Kalbsrieth, ihr Schwiegervater will ſterben, oder er muß vielmehr.

Adieu, meine Theuerſten, ich betrachte mich jetzt als einen ſterbenden Chriſten, der die Zeitlichkeit geſegnet, und ſich *ganz heilig darauf* verläßt, im Himmel zu erwachen.

— denn auch ich bin jetzt allen hiesigen Dingen abgestorben, mein Collegium habe ich gestern Abend erst beschlossen. Die Ferien dauern bis auf den 18. October, ich kann also bis auf den 16. in Rudolstadt bleiben. Meine Liebsten, Theuersten, lebt wohl! Lebt wohl. Ewig für Euch.

S.

Jena, Freitag Abends. [23. October 1789.]

Gestern Abend um 10 bin ich glücklich angekommen, und sehe mich nun wieder an der Stelle, die ich vor 5 Wochen so freudig verließ. Ich weiß noch nicht, Ihr Lieben, wie ich mich jetzt wieder darein finden werde, daß mir ganze Tage ohne Euch vorübergehen. Ach ich fühle, ich bin noch immer unter Euch. Euer Bild in meinem Herzen hat ein Leben und eine Wirklichkeit, wie keins von allen den Dingen, die mich so nahe umgeben.

Gesprochen habe ich hier außer Griesbachs noch niemand. Der Lorbeerkranz hatte verweinte Augen, als er zu seinem Mann und mir in's Zimmer trat; er hatte Loders besucht, denen ein Kind an den Masern gestorben ist, und das erste Kind, das ihnen stirbt. Griesbachs haben mich übrigens freundschaftlich empfangen, und das ist alles, was ich will. Von Knebeln sagten sie mir viel, er muß sich fleißig im Hause gemeldet haben.

Die Collegien haben erst gestern angefangen, und zwar nur die Vormittagscollegien, so daß ich gar nichts versäumt habe. Den nächsten Montag aber fangen die Nach-

mittagsſtunden an, und ich muß ohne Barmherzigkeit auch daran. Mein Kopf iſt heiter, und ich fühle den Muth in mir, den ich brauche, um auszudauern.

Heute Vormittag begegnete mir etwas, das mich zu lachen machte. Es hatte ſich ein fremder Profeſſor der Mathematik bei mir melden laſſen. Er wollte nichts geringeres von mir, als daß ich einem Unternehmen beitreten ſollte, welches er in Frankfurt am Main ausführen wollte. Er wollte dort ein Lyceum oder Muſeum nach Art des Pariſiſchen errichten, worin nehmlich über wiſſenſchaftliche Dinge und ſchöne Künſte Vorleſungen gehalten würden. Er verlangte 200 Häuſer zu Abonnenten, jedes ſollte 50 Gulden jährlich bezahlen; drei Profeſſoren ſollten ſich in das Werk vertheilen, einer in Naturwiſſenſchaften, ein andrer in Mathematik und Experimentalphyſik, ein dritter in philoſophiſchen und ſchönen Wiſſenſchaften. Aus allen Wiſſenſchaften aber ſollte nur das Intereſſante gewählt, und auf eine Art, die den Liebhaber befriedigt, vorgetragen werden. Er rechnete vorzüglich auf die Damen, und meinte, daß es bald Ton werden würde, das Lyceum zu beſuchen. Er ſelbſt war in Frankreich und Italien geweſen, wie er ſagt; indeſſen erweckte er mir keine hohe Meinung von ſich. Es war mir aber luſtig, daß ich gleich den andern Tag nach unſrer Trennung einen Antrag erhielt, der mich faſt ganz bis nach Mainz führte, wenn er zur Ausführung käme. Ich habe mich zwar nicht darauf eingelaſſen, weil ich keine Erwartungen von dem Herrn habe,

und keinen Glauben an Frankfurt; aber ich wünſchte mir nichts mehr, als eine Beſchäftigung dieſer Art, wo ich nicht mit rohen Studenten zu thun hätte und eine Auswahl unter dem, was mich intereſſirt, machen dürfte. Über die Mainzer Profeſſoren ſchimpfte der Herr ſehr, er nannte ſie trockne Pedanten. Gern hätte ich ihn mehr darüber ausgefragt, aber ich hielt ihn weder für inſtruirt noch für unparteiiſch genug dazu.

Morgen, meine Theuerſten, erhalte ich Briefe von Euch. Möchte ich hören, daß Deine Geſundheit ſich beſſert, Caroline; dies iſt's, was mir jetzt viel Unruhe macht. Ich fürchte zwar nichts für jetzt, aber ich fürchte, daß dieſe Zufälle öfters wiederkehren möchten. Körperliche Zerrüttungen könnten das Spiel Deines Geiſtes ſtören, und Dir gerade das, was Dich und uns in Dir glücklich macht, verbieten. Deine Seele hat Stärke, aber eben darum darf das Inſtrument nicht ſchwach ſein, worauf ſie ſpielt, ſonſt wird ſie es durch jede lebhafte Bewegung angreifen. Sei alſo wachſam über Deine Geſundheit! Meine Glückſeligkeit hängt an Deiner Liebe, und Du mußt geſund ſein, wenn Du liebſt.

Adieu, meine Theuerſten. Meine Seele iſt Euch nahe. Ich bin nicht von Euch getrennt. Adieu, adieu.

S.

[Jena, 26. October 1789.]

* — Aber so lebhaft ist mir noch jeder Augenblick unsers Beieinanderseins, und heilig bewahrt meine Seele die lieben Bilder. Ich sollte Euch keine Klage merken lassen, aber soll ich Euch verhehlen, was ich fühle? Würdet Ihr mir glauben, wenn ich Euch überreden wollte, daß ich glücklich sein kann ohne Euch? O Caroline! Lotte! Warum sind wir getrennt!

Selbst der süße Genuß, Euch oft und viel zu schreiben, wird mir schwer gemacht durch meine Geschäfte. Ich muß die Augenblicke dazu stehlen, indem ich sie an Nichtigkeiten wegwerfen muß.

Noch auf diesen Augenblick habe ich hier niemand besucht außer Griesbachs. Wie wohl würde mir sein, wenn ich es dabei bewenden lassen dürfte. Sie hat mir heute ihr Gastzimmer gezeigt. Leider hat sie eins, das sie Euch anbieten kann. Aber ich hoffe, das Holz soll ihr zu theuer sein, denn sie hat erst heute Böses von jemand gesprochen, weil sie ihm ein Zimmer hat müssen heizen lassen. Knebel wird nicht wieder nach Jena kommen, richtet Euch also darnach ein, daß Ihr die Stein nicht nöthig habt. Nun sind doch schon 4 Tage seit unsrer Trennung überstanden, und Ihr seid mir um soviel Tage näher.

Was macht Caroline? Was macht meine Caroline? Bist Du frei von den Zuckungen? Ist meine Lotte wieder

*) Der Anfang ist abgerissen.

geſund? Morgen kommen Eure Briefe, der liebe Tag meiner Hoffnung! Lebt wohl, meine Liebſten Theuerſten. Lebt wohl. Es iſt Mitternacht, Ihr werdet ruhig ſchlafen, indeß meine Seele um Euch ſchwebt. Lebt wohl. S.

Freitag Abends. [Jena, 30. October 1789.]

Nun habe ich meine erſte Vorleſungswoche geendigt, den 16ten Theil von dem ganzen Wintercollegium. Das Alletageleſen ſcheint mich nicht zu beläſtigen, im Gegentheil ich werde in einem gewiſſen Feuer der Arbeit dadurch erhalten, und jetzt ſchon glaube ich einen ſchnelleren Gang der Zeit zu bemerken. Wie iſt mir eigentlich ſo wohl, daß ich mich mit keinem hieſigen Menſchen vermiſche. Der Gedanke an Euch iſt meine Geſellſchaft, immer gleich neu und gleich wohlthätig für mich. An dieſem kurzen Bande geht mein Leben, und ich kann ihm nicht weit entfliehen, ſo zieht es mich an den einzigen ſchönen Punkt meines Lebens, ach meines ganzen Daſeins! zurück.

Zwiſchen Reinhold und mir iſt doch eine kleine Annäherung vorbereitet. Ihr wißt, daß ich ihn nicht gern von mir entfernte, und daß ich deßwegen bange war. Der Zufall fügte es, daß Wieland vor einigen Tagen hier war, und ſich durch Reinhold zu mir bringen ließ; dieſer mußte es ehrenhalber thun, und ſo ſahn wir uns, ziemlich ohne Zwang, das erſtemal wieder, weil wir unſer Verhältniß einem dritten nicht merken laſſen wollten. Die Rede gab *ſich von* meiner im Mercur gedruckten Vorleſung, die

Reinhold zu leſen wünſchte. Ich ſchickte ſie ihm und erhielt dafür ſein neues philoſophiſches Werk zum Präſent. So ſtehen wir nun, und ich bin froh, daß die Menſchen ſo verſöhnlich ſind. Wieland iſt ein jämmerlicher Tropf, wenn er auf ſich zu reden kommt, welches kein ſo gar ſeltener Fall iſt. Was ihn jetzt gewaltig unruhig macht, iſt der hiſtoriſche Kalender, den Ihr aus Leipzig geſchickt bekommen habt. Göſchen hat ihm einen Streich geſpielt, und ohne ihm ein Wort zu ſagen, daß er *ihn* als den Verleger in Archenholz Geſellſchaft öffentlich nennen würde, hat er es auf den Titel geſetzt. Dieſe Geſellſchaft mit Archenholz vor dem Publikum ſchmerzt ihn ganz erſtaunlich, und das iſt jetzt ſein großes Leiden.

Schulz war heute bei mir. Er iſt ſeit 8 Tagen von ſeiner Pariſer Reiſe zurück. Wolzogen hat er nicht geſprochen, aber doch hat er mir geſagt, daß ein junger Maler aus Stuttgart, Heideloff, den ich auch kenne, ihn habe zu Wolzogen bringen wollen. Es war aber zu kurz vor Schulzens Abreiſe. Nun wiſſen wir doch, daß Wolzogen damals noch lebte, und daß er einen Landsmann gefunden hat. Schulz weiß ſehr unterhaltende Partikularitäten von dem Aufruhr in Paris zu erzählen, gebe der Himmel, daß alles wahr iſt, was er ſagt! Ich fürchte, er übt ſich jetzt im Vorlügen ſo lange, bis er die Sachen ſelbſt glaubt, und dann läßt er ſie drucken. Einiges was mir eben einfällt, will ich Euch zum beſten geben, Ihr könnt bei Hof damit *Glück machen*. Schulz beobachtete den König bei

der Gelegenheit, wo ihm die Kokarde zugeſteckt wurde. Er hatte ſie in der einen Hand, und die andere ſtak in der Weſte und hielt den Hut unter dem Arme. Als nun auf einmal geklatſcht wurde, und er glaubte, daß er mit klatſchen müßte, ſo wußte er ſich keinen Rath, denn beide Hände hatten ſchon ihre Verrichtung. Er entſchließt ſich alſo kurz, nimmt die Kokarde in den Mund, und klatſcht herzhaft mit. Iſt das nicht eine edle Gegenwart des Geiſtes für einen König von Frankreich? — Ein andermal als er in den Wagen ſtieg, hielt ihn eine Höckersfrau am Arme und ſagte ihm mit Vertraulichkeit: Eh bien Sire, à présent nous pouvons conter sur vous? — Schulz ſelbſt hätte gelegentlich mit aufgehenkt werden können. Wie er bei dem erſten Aufruhr aus dem Palais royal kam, kam ihm ein Troß beſoffenen Geſindels entgegen, und weil ſie ihn für einen Engländer hielten, ſo würdigten ſie ihn, ihn an ihrer Spitze zu ſehen. Sie drangen ihm eine Flinte auf, und erklärten ihn zu ihrem Anführer. Er mußte mit, gern oder ungern, und zitternd trug er ſeine Flinte. Unterwegs erwiſchen ſie einige andere, die ſich aber entſchuldigen, weil ſie Fremde ſeien und mit der Sache nichts zu thun haben wollten. Comment, ſagte einer von den Trunkenbolden, der ein Savoyard war, vous ne férez rien pour l'humanité? Unter dieſem Wortwechſel retirirte ſich Freund Schulz in der Stille und warf ſeine Flinte von ſich. — Als in Verſailles ein ſo erſchreckliches Gedränge von Menſchen war, hatte das Volk alles was von Eſſen

da zu finden war, aufgebracht und aufgegeſſen. Über dem Tumult hatte der König nicht gefrühſtückt, und die andern hatten ihn vergeſſen. Wie es gegen Mittag zuging und die Gefahr ſich gelegt hatte, fing er an zu hungern, und einige ſeiner Hofleute fragten es ihm ab. Da äußerte er denn, daß er ein Stückchen Huhn und ein Glas guten Wein koſten möchte. Man ſchickte durch ganz Verſailles, aber nichts war mehr zu finden. Endlich brachte man ein Stück ſchwarzes Brot und einige Gläſer ſauern Wein. Er tunkte das Brot darein, und verzehrte es mit Begierde. Dieſe kleine Anecdote hat mich intereſſirt.

Wegen des Buchs über Weimar habe ich nichts erfahren, entweder iſt es noch gar nicht in Weimar zu finden, oder es iſt kein eigenes Buch, und macht nur einen Aufſatz in einem anderen aus. Die hieſigen Buchhändler wollen nichts davon wiſſen. Sagt alſo der chère Mère, daß es diesmal nicht an meiner Nachläſſigkeit liegt, wenn ſie es noch nicht bekommen hat. R. Krauſe, der mit Schulz hier war, fragte, wenn Ihr in Weimar ankommen würdet? Man ſcheint dort ſehr auf Euch zu warten, um zu der Converſation beizutragen. Ihr wohnt in demſelben Logis, wo Schulz ſonſt gewohnt hat. Einen Schriftſteller müßt Ihr alſo zum Vorgänger haben, aber von den Ideen, die etwa noch darin ſchweben, könnt Ihr keine brauchen. Das Logis iſt leidlich und die Lage frei. Wir haben auch ſchon Club dort zuſammengehalten, aber was wir da ſprachen, war Eurer wahrlich nicht werth. Es iſt nicht weit von

Knebel; doch ſoll er hoffe ich ſein Logis indeſſen verändert haben.

Jena, 3. November 1789.

Wie freut mich, was Du mir von Deiner Geſundheit ſchreibſt, meine Caroline! und wie liebe ich den Himmel wegen dieſes Geſchenks, das er mir gab! O ich könnte unmenſchlich ſein gegen andre, und von ihrem Leben und ihrer Geſundheit nehmen und Dir es geben — und thut es nicht auch die Natur? Wie viele Pflanzen ſterben für den Menſchen — warum ſollten die unedlen nicht ſterben, daß das Edelſte lebe und blühe?

Ich habe zwei oder drei glückliche Tage erlebt, Caroline, und ich habe mein eignes Herz dabei beobachtet. Eine Arbeit,*) die mir anfangs nichts verſprach, hat ſich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geiſtes, veredelt, und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich ſelbſt überraſcht. Ich habe noch nichts von dieſem Werthe gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfes, die leicht auch auf mein Urtheil übergehen konnte, nicht irrt; nie habe ich ſoviel Gehalt des Gedankens in einer ſo glücklichen Form vereinigt, und nie dem Verſtande ſo ſchön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirſt mich über mein Selbſtlob auslachen, aber ich ſpreche wie ein fremder Menſch von mir, denn

---

*) Die Abhandlung vor den unter Schillers Namen überſetzten Memoiren.

wirklich bin ich mir in dieſer Arbeit ſelbſt eine fremde und neue Erſcheinung geworden. Es thut mir nur leid, daß Du die ganze Schönheit nicht wohl genießen kannſt, weil ſie einige genaue hiſtoriſche und politiſche Kenntniſſe vorausſetzt, die Dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie ſo lebhaft, daß jetzt niemand in der deutſchen Welt iſt, der gerade das hätte ſchreiben können, als ich. Noch einmal! Du wirſt mich auslachen, aber möchteſt Du es immer — wenn ich Dir nur ſo nahe wäre, es zu ſehen!

Ach! und wie hat ſich auch dieſes innige Geiſtesvergnügen doch wieder an mein Liebſtes, mein Alles angeſchloſſen, und iſt von Euch ſchöner und ſüßer zu mir zurückgekehrt. Ich gehöre nicht mehr mir ſelbſt! Nur daß ich Eurer werther bin, daß ich dem Bilde näher trete, das Eure Liebe Euch von mir machen läßt, nur dieſes iſt es, was mich entzückt, wenn ich mir über etwas Großem begegne, wenn ich mir meine eigne Achtung abgewinne. Jedes erhöhte Selbſtgefühl wird zu einem lebhaftern Glauben an Eure Liebe, und darum vergebe ich es mir auch ſelbſt.

Ach! was für himmliſch ſüße Stunden uns bevorſtehen, wenn wir zuſammen wohnen werden, theure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beſchäftigung flammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen, und Eure Liebe meinem Geiſte Leben und Leben borgen wird. Wie viele ſolcher Augen-

blicke erhöhter Empfindung habe ich geſtern und heute in todter Einſamkeit, ohne Gewinn für mein Herz und für das Eurige verzehren müſſen! Wie viel hätte ich Euch in dieſen Stunden geben können, und wie viel von Euch empfangen! Auch ſelbſt von Euch getrennt, wurde meine höchſte Begeiſterung zur Liebe, und ſelbſt meine Geiſtesarbeiten haben Euch ſo lieb, daß ſie mich, ohne den Gedanken an Euch, nicht entzücken wollen.

Der chère Mère will ich kommenden Freitag ſchreiben. Nicht ohne Unruhe wird es für mich abgehen, denn eine ſehr zarte Saite iſt es immer, die in mir und in ihr dadurch angeſchlagen werden muß. Es wird in Eurem Verhältniß zu ihr, wie in dem meinigen, eine Veränderung machen.

An den Coadjutor*) will ich nächſtens auch ſchreiben, und ihn geradezu mit meinem Wunſche bekannt machen, in eine beſſere Sphäre verſetzt zu werden, wo mein Geiſt von elenden Rückſichten des Gewinnes unabhängig wirken kann.

Dieſen Brief ſchrieb mir die Kalb.**) Sie iſt doch ein

---

*) Carl v. Dalberg, ſ. oben S. 13.

**) Frau v. Kalb, als Charlotte gefeiert in Schillers früheren Briefen an Körner, ein Jahrzehent nachher in den Briefen Jean Pauls an Otto als Titanide. Nach Frau v. Wolzogen hat ſie zu einigen Zügen im Charakter der Eliſabeth des Don *Carlos* die Veranlaſſung gegeben, für Jean Paul hat ſie zur Linda des *Titan* geſeſſen.

ſeltſam wechſelndes Geſchöpf, ohne Talent glücklich zu ſein, wie könnte ſie alſo geben, was ſie ſelbſt nicht hat? Das Urtheil, das man Dir von ihr gefällt hat, finde ich ziemlich richtig. Vor ihrer Neugierde muß man ſich hüten, vor ihrer Inconſequenz, die ſie oft verleitet, ſogar ſich ſelbſt nicht zu ſchonen, und auch vor ihrer Starkgeiſterei, die ſie leicht verführen könnte, es mit dem Beſten andrer nicht ſo genau zu nehmen.

Leb wohl liebſte Caroline! Leb wohl und ſorge für Deine Geſundheit! Sorge für meine Ruhe! Leb wohl, meine Theuerſte. S.

Donnerstag Abend. [Jena, 5. November 1789.]

Könnte ich Dir doch für das, was Du in Deinen Briefen mir gabſt, Caroline, eine recht heitre ſchöne Freude zurückgeben. Den ſchönſten Strahl möchte ich nehmen vom Licht der Sonne, wie Iphigenie, und ihn vor Dich niederlegen, das reinſte in der Natur, rein wie Du ſelbſt biſt, und in ſeiner Einfachheit unvergänglich, wie Deine Seele.

Dein ganzes Weſen bringen mir Deine Briefe. Deine ganze liebe Gegenwart ſtrahlt mir darin, und ich glaube in Deine Augen zu blicken, aus denen mir ſo oft Deine Seele glänzte. Wie oft haben meine Gedanken Dich und meine Lotte umfangen. Ich hänge mich an die lieben Geſtalten, und wie Schatten ſchweben ſie vor mir auf. Süße Stunden der Vergangenheit, und welche werden mich in der *Zukunft erwarten!* Auch ich, liebe Theure, will an

das Schickſal glauben, an die heilige Gewalt im Himmel, die Dich auf ihren liebenden Armen trägt. Noch Deine Geſundheit, und ich will ſelbſt nichts mehr wünſchen. O erhalte ſie mir! Sei ruhig, und Du wirſt geſund ſein! Ruhe iſt alles, was Du brauchſt — Deine Seele umfaßt noch mit zuviel Heftigkeit alles. Wie ruhig könnteſt Du ſein, wenn Du nur allein in der Wirklichkeit lebteſt.

Carolinens*) Krankheit ſcheint ſich doch augenſcheinlich zu verlieren, ich glaube nunmehr auch, daß ſie nie gefährlich war, und daß ſolche heftige Zufälle bei ihr nicht ſoviel zu ſagen haben. Ich werde nun bei einem Rückfall auch weniger für ſie fürchten. Der böſe la Roche mit ſeiner gutmüthigen Ängſtlichkeit! Wieviel hätte Dir erſpart werden können, wenn man nicht ſo gewiſſenhaft und aufrichtig mit Dir umgegangen wäre.

Wenn Dich das Schreiben jetzt noch angreift, ſo ſchreibe mir nur immer einige Zeilen. Ich will haushälteriſch mit Dir umgehen. Adieu Theure, Liebe.

Freitag. [Jena, 6. November 1789.]

** — So richtig die Kalb ſonſt immer ſieht, ſo irrt ſie gerade ihr Verſtand in Anſehung meiner. Die Kalb macht mich indeſſen doch jetzt etwas verlegen. Das Verhältniß, worin ſie mit ihrem Mann ſich verſetzen will

---

*) v. Dachröden in Erfurt.

**) Der Anfang fehlt.

(ich hab' Euch, denk' ich, schon davon gesagt) hat mich ihr in gewissem Betracht jetzt unentbehrlich gemacht, weil ich es allein ganz weiß, und sie nicht ohne Rath, ohne fremde Augen dabei zu Werke gehen kann. Sie hat ihm darüber schon geschrieben, und auch Antwort erhalten, die nun ihre ferneren Schritte bestimmen muß. Sie verlangte, und konnte es auch mit allem Recht von mir verlangen, daß ich nach Weimar zu ihr kommen und über diese neue Lage der Dinge mit ihr berathschlagen solle — aber sie wollte es entweder heut oder morgen, und weder heute noch morgen noch übermorgen wäre mir's möglich gewesen. Hört sie aber nun, daß ich 4 Wochen in Volkstädt gewesen, und ihr einen einzigen Tag in Weimar abschlug, so muß es ihr, da sie von einem genauen Verhältniß zwischen uns nichts weiß, sehr empfindlich auffallen. Und bei Gott! ich konnte diese Woche nicht weg. Nun hab' ich ihr durch einen Expressen geschrieben, und die Proposition gemacht, auch mit allen Gründen unterstützt, daß sie hierher kommen soll, und um es schicklicher zu können, in Gesellschaft der Schrötern, mit der sie gut steht, die discret ist, und der sie außerdem ein Vergnügen dadurch macht. Sie soll gerade bei mir anfahren, und sonst keinen Besuch geben; dies kann sie auch wirklich ohne alle Gefahr, sich zu compromittiren, da es ganz verschwiegen bleiben kann. Ich bin nun in Erwartung, was der weibliche Senat beschließen wird — ist sie rücksichtsvoll, so wasche ich meine Hände, denn ich werde

durch die Nothwendigkeit, und ſie blos durch ein Vorurtheil verhindert.

Abend.

Die Kalb iſt nicht gekommen, und kommt auch nicht. Zum Theil haben mich die Gründe, die ſie mir anführt, überzeugt. Ihre Lage iſt jetzt doppelt delikat, und ſie glaubt nicht, daß die Sache unbeobachtet bleiben würde. Ich habe nun das Meinige gethan.

Dieſen Nachmittag habe ich ſehr langweilig im Schütziſchen Hauſe zugebracht, wo ich 14 Tage nicht geweſen bin. Gottlob. Die Leute ſind mit wenigem zufriedengeſtellt. Morgen habe ich einen ebenſo langweiligen Abend im Griesbachiſchen Hauſe zu hoffen, aber morgen bekomme ich Briefe von Euch, und das macht mich ſanft wie ein Lamm gegen alle Menſchen.

Körner hat mir heute wieder geſchrieben, und auch unſrer Verſtimmung erwähnt; mir ſcheint aber, er iſt auf einer unrechten Spur, ſie zu erklären, und ich werde mich hüten ihm einen Aufſchluß zu geben, der ihm ſo wenig angenehm als nützlich ſein würde.*) Mein Brief an ihn enthielt meine Seele nicht, ich gab mir eine Miene von Zufriedenheit, die ich nicht hatte, und wozu er ſich nach dem Vorgefallenen ſelbſt nicht bei mir verſah. Es iſt mir

*) Schillers Briefwechſel mit Körner. Th. II. S. 131, *vergl.* 119 f.

jetzt auf eine Zeit lang viel Freude entzogen, daß ich mein Herz nicht gegen ihn reden lassen kann — aber wie vieles macht Ihr mich vergessen!

Gute Nacht Ihr Lieben, gute Nacht. Ich blieb gestern bis Nachts gegen 2 Uhr wach und muß heute das Versäumte hereinbringen. Möchte ich Euch im Traum wieder antreffen. Adieu meine Theuersten.

Jena, 10. November 1789.

Daß mein Geburtstag heute ist, habe ich erst von Euch erfahren; denn ich bin ganz unrichtig in der Zeit. Voriges Jahr habe ich ihn mit Euch durchlebt — aber nein, Ihr seid mir, unserer Entfernung ungeachtet, heute viel näher als im vorigen Jahr. Meine Seele besitzt Euch, und das ist etwas ganz Anderes, als wenn Eure Gestalt in meinen Augen lebt. Der Tag in Lauchstädt, jener Morgen, wo ein so langes, schmerzhaftes Stillschweigen endlich brach — wo das entscheidende Wort gesprochen wurde, das mein ganzes Wesen umkehrte, — jener Morgen ist mir ein weit lieberer, schönerer Tag, als der zehnte November. Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre?

Es freut mich, daß Ihr heute doch etwas von mir empfangt. Der Bote versprach mir gegen acht in Rudolstadt zu sein. Die Gründe, warum ich der Mutter noch nicht schreiben soll, sind mir ganz einleuchtend; überhaupt

iſt die Sache nur in ſo fern dringend, als ſie ihr nicht länger verſchwiegen bleiben würde.

Was ich durch den Boten ſchrieb, iſt mir ſehr ernſt. Ich wünſchte ſehnlichſt, daß wir überhoben ſein könnten, blos von Briefen zu leben, und ich würde es mir nicht und niemals verzeihen, wenn ich die Entdeckung machte, daß dieſer Zwang, dieſe Reſignation wirklich nicht nöthig geweſen wäre. Welcher böſe Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, ſo könnte ich leben, wo ich wollte, könnte noch weit beſſer, als jetzt, einen Plan zu einem Etabliſſement verfolgen, weil meine ganze Zeit mein wäre. Im Äußern habe ich mich ganz und gar nicht verbeſſert; im Gegentheil, ich habe Verluſt erlitten, und mir heilloſe Bekanntſchaften aufgebürdet, Verhältniſſe, die mir zuwider ſind. Meine einzige Hoffnung iſt auf den Coadjutor geſetzt. Verſichert er mich beſtimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, ſo lege ich bei dem nächſten Anlaß meine Jenaiſche Profeſſur nieder. Ich will aber auch im Preußiſchen etwas anzuſpinnen ſuchen, und könnte ich nur Wien mit Euch gut vereinigen, ſo wäre mir's nicht leid, in einem halben Jahre es durchzuſetzen, daß ich dort wäre. Aber wie traurig, daß man von Dingen außer ſich abhängt! Wenn ich mir denke, daß wir an mehr als Einem auserleſenen Platze mit dem, was ich durch meine Schriftſtellerei erwerbe, vortrefflich leben

könnten! Dann wäre jede Abhängigkeit, jedes läſtige Verhältniß erſpart; und wenn es ja ſein müßte, ſo würde ich mit jedem Jahr fähiger ſein und vorbereiteter, ein Amt zu übernehmen, und vielleicht hätte ich alsdann die Wahl. Wenn Du, liebe Caroline, meinſt, ſo will ich noch einen Verſuch machen, der vielleicht durchzuſetzen iſt. Der Coadjutor kann mir vielleicht in der Pfalz, in Mannheim ſelbſt, ein Etabliſſement verſchaffen, entweder bei der dortigen Akademie, oder in Heidelberg. In Mannheim würde ich Dich auch recht gern ſehen, es iſt ein lieblicher Himmel und eine freundlichere Erde — die ich alsdann erſt mit Freude betreten würde. Aber bei dieſem Mannheim fällt mir ein, daß Ihr mir doch manche Thorheit zu verzeihen habt, die ich zwar vor der Zeit, ehe wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beſchämung würde ich Euch auf dem Schauplatz herumwandeln ſehen, wo ich, als ein armer Thor, mit einer miſerablen Leidenſchaft im Buſen, herumgewandelt bin.

Warum fallen mir dieſe Armſeligkeiten wieder ein? Ich durchſuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schickſal unſerer Liebe bereitet haben könnte. Jena bleibt mir immer gewiß.

Heute an meinem Geburtstage habe ich mein erſtes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten; was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Menſch noch neu, und noch verlegener als ich. Er retirirte ſich auch gleich wieder. Mit dem hieſigen akade-

miſchen Senat kann ich Händel bekommen, und ich werde ſie nicht vermeiden. Was für Erbärmlichkeiten! Weil ich auf dem Titel meiner gedruckten Vorleſung mich einen Profeſſor der Geſchichte nannte, ſo hat ſich der Profeſſor Heinrich beklagt, daß ich ihm zu nahe getreten ſei, weil ihm die Profeſſur der Geſchichte namentlich übertragen wäre. Ich bin (das iſt wahr, aber ich hab' es jetzt erſt erfahren), ich bin nicht als Profeſſor der Geſchichte, ſondern der Philoſophie berufen; aber das Lächerliche iſt, daß die Geſchichte nur ein Theil aus der Philoſophie iſt, und daß ich alſo, wenn ich das Eine bin, das Andere nothwendig ſein muß. Es iſt ſo weit gegangen, daß ſich der Akademiediener erlaubt hat, den Titel meiner Rede von dem Buchladen, wo er angeſchlagen war, wegzureißen. Ich laſſe es jetzt unterſuchen, ob er's für ſich und auf ſeine Gefahr gethan hat; und je nachdem das ausfällt, werde ich meine Maßregeln nehmen; denn ſo lächerlich mir dieſes Verhältniß iſt, ſo wenig laſſe ich mir etwas zu viel geſchehen.

Dieſe elende Zänkerei hat mir aber doch heute Laune und Freude verdorben; denn ſie hat mich lebhafter daran erinnert, daß ich hier bin, und ohne allen Zweck und Nutzen — ach! und daß ich ſo ſchön in Weimar ſein könnte, wo ich Euch zu erwarten hätte. O meine Lieben, Theuerſte meiner Seele! prüft alle Möglichkeiten, unterſucht alle Fälle — und denkt ein Mittel aus, wie wir die Zeit unſrer Trennung verkürzen können. Das iſt kein Le-

ben, das iſt nicht gelebt, wie wir jetzt unſere Stunden hinharren müſſen. Adieu! Ich kann und mag Eure lieben Briefe heute nicht beantworten. Meine Seele iſt zu trübe. Der erſte helle Augenblick, den ich habe, ſoll Euer ſein. Lebt wohl! S.

Sonnabend früh. [Jena, 14. Nov. 1789.]

Seid mir gegrüßt, Theuerſtes meiner Seele! Es geht mir ein ſchöner freundlicher Tag auf, der mir Briefe bringt von Euch. Ich habe ſie nöthig, in unruhiger Sehnſucht nach Euch verlebte ich dieſe lange, dieſe ewige Woche; in einem glühenden Triebe nach Leben, das nur an Eurem Herzen mir beſchieden iſt, verzehrt ſich mein Weſen.

Ihr ſeid glücklicher als ich. Sanfter und ruhiger genießt Ihr die Gegenwart und die Hoffnung, meine Seele bewegt eine heftige Sehnſucht. Die Ruhe flieht mich noch immer im Gedanken an Euch — ſie ſchwebt vor mir auf eine liebliche Geſtalt, die ferne Zukunft, aber feſt kann ich ſie noch nicht halten.

Wohl haſt Du Recht Caroline. Sehnſucht iſt kein Leben. Entfernung von Euch iſt keines für mich, und Schatten der Einbildung ſind keine Genüſſe. Der Menſch beſitzt nicht, was er nur in ſeiner Seele empfindet. Er muß es herausſtellen in das lebendige Sein und außer ſich anſchauen. So geht es mir mit der Glückſeligkeit unſerer Liebe, die ſich ſo lieblich in meiner Seele malt. Unauf-

hörlich ringt dieſes Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn, obgleich in mir, bleibt es doch immer weit von mir, ſo lange ich es nicht in Euren Augen leſe, an Euren Herzen empfinde.

Für eine genügſame ſtille Seele iſt dieſes Verhältniß eine Quelle des Glückes, für ein Herz, das mit ſeinen Wünſchen nicht über die Gegenwart hinausſtrebt. Die ſüße Überzeugung, daß Ihr mein ſeid — daß nichts Euch mir entreißen kann, ſollte mir das Leben erheitern. Aber es iſt nicht ſo. Ich kann eine Glückſeligkeit, die ich ſo lebendig, wie dieſe, erkenne, nicht mit leidender Seele erwarten. Unſre Einbildung zeitigt ihre Früchte ſo ſchnell, und die Zeit bringt ſie ſo langſam zur Reife. Ach! und ſo muß ich Euch immer die Unruhe mittheilen, die in mir ſelbſt ſtürmt — keine ruhige Freude kann ich Euch geben.

Hier iſt die Antwort des Coadjutors. Ich weiß nicht, was ich eigentlich damit machen ſoll. Soviel indeſſen läßt ſich daraus ſchließen, daß es nur an 2 Augen liegt, ob alle unſre Wünſche in Erfüllung gehen ſollen, denn ich denke nicht, daß Dalberg ſich zurückziehen würde, wenn es zum wirklichen Handeln käme. Aber ich möchte wiſſen, ob dieſe Hinweiſung an den Kurfürſten*) etwas mehr, als eine gewöhnliche Ausweichung iſt, ob ich den Kurfürſten vielleicht und ſelbſt durch Dalbergs ehemalige Äußerungen von mir auf mich vorbereitet finden würde? Der Coad-

*) v. Mainz.

jutor hat wenigſtens bei ſehr verſchiedenen Menſchen und oft ſchon über mich geſprochen — vielleicht alſo auch bei dem Kurfürſten. Überleget meine Lieben, und rathet was ich thun ſoll. Ich will und kann mich in der entſcheidenden Angelegenheit unſers Glücks nicht mehr leidend verhalten. Findet Ihr es gut, ſo ſchreibe ich gleich in der nächſten Woche an den Kurfürſten — und geht es dort nicht, an den K. v. P.*) Mein Herz hat dieſe Angelegenheit mit einer Stärke und einem Feuer umfaßt, daß ſie entſchieden ſein muß, wenn ich meine Ruhe wieder finden ſoll.

Werdet Ihr mir bald etwas Beſtimmtes von Eurem Hierherkommen ſchreiben? Es iſt ſchon der 22ſte Tag, daß wir getrennt ſind. Ich freue mich doch der eilenden Zeit. Länger als 14 Tage, hoffe ich, ſoll es doch nicht anſtehen. Die Griesbach ſprach kürzlich davon, ob Ihr nicht über Jena reiſen würdet. Er und ſie meinten, Ihr würdet beſſer thun. Es wird alſo hier nicht im geringſten auffallen, wenn Ihr über Jena reiſt. Griesbach beſchreibt den Weg über Blankenhayn ganz entſetzlich; ich wollte die chère Mère hätte zuhören können. Ich ſagte der Griesbach, daß ich noch nichts wüßte. Vielleicht aber reiſtet Ihr mit der Stein, von Kirchberg aus, unmittelbar nach Weimar.

Was haſt Du in Humboldts Sache gethan, Caroline? Ich möchte doch genauer davon unterrichtet ſein. Lebt

*) *König v. Preußen.*

wohl meine Theuerſten. Nur bei Euch iſt meine Seele, aber ich bedarf Eures Anblicks, Eures lieben Daſeins um mich, die Unruhe in meinem Herzen zu beſänftigen. Ich drücke Euch an mein Herz mit inniger unausſprechlicher Liebe. Meine Geliebteſten! Lebt wohl. S.

Jena, Sonntag Abends 15. November [1789].

Diesmal belohne ich mich durch einen Brief, den ich an Euch ſchreibe, meine Lieben. Es iſt der eilfte Brief, den ich heute ſchreibe. Ich war gerade im Train und machte fort, ſo lange es ging. Es iſt mir ordentlich leichter um's Herz, daß einige der ſchwerſten Schulden abgetragen ſind. Die Herren Butterweck, Guſtav Schilling und Conſorten kommen aber auch in meiner beſten Stunde nicht daran. Ich habe unter andern mehrere Briefe in mein Vaterland geſchrieben. Es ſind dort einige brave Männer, die meine Lehrer waren, und die noch viel Vertrauen zu mir haben. Ein gewiſſer Profeſſor der griechiſchen Literatur, Naſt, bei dem ich das Griechiſche lernte, (oder vielmehr lernen ſollte,) machte mir die Propoſition, ob ich nicht mit ihm in Geſellſchaft eine deutſche Ausgabe der griechiſchen Tragiker unternehmen wolle. Meine Iphigenie ſcheint ihm hohe Begriffe von der griechiſchen Gelehrſamkeit ſeines ehemaligen Schülers erweckt zu haben. Ich vermuthe, daß ihm dieſes Project ſehr am Herzen liegen mag, und ich freute mich, daß ich ihm ſeinen Wunſch erfüllen konnte. Zum Unglück blieb ſein

Brief an mich 7 Monate bei dem vergeßlichen Menſchen, dem Profeſſor Schütz, liegen, und vor 5 Tagen erſt kam er in meine Hände. Was der gute Mann in Stuttgart von mir denken mag!

Ich habe Euch zweimal nach einander ſo düſtere und unruhige Briefe geſchrieben. Sie waren der Abdruck meiner damaligen Geiſtesſtimmung, aber ich finde doch, daß ich ſie nicht hätte fortſchicken ſollen. Sie machen Euch unruhig meinetwegen, und Ihr leidet vielleicht in eben dem Augenblicke, wo mir leichter geworden iſt. Das iſt überhaupt ein übler Umſtand bei'm Briefſchreiben. Das Gemüth ändert ſich oft ſchneller, als der Brief an Ort und Stelle kommt, und man weiß den andern in einem Irrthum, den man ihm ſelbſt gegeben hat, ohne ihn ſogleich wieder daraus reißen zu können. Bedenkt dieſes einmal für allemal, meine Lieben, wenn Ihr Briefe von mir empfangt. Glaubt keinem, als dem, der heiter geſchrieben iſt. Schreibe ich traurig, ſo bin ich es längſt nicht mehr, wenn Ihr es leſet.

Ach! es iſt nur die Erinnerung an Euch, an die Seligkeit an Eurem Herzen, was mich gegen alle Erſcheinungen um mich her ſo unverträglich und vielleicht auch manchmal ungerecht macht. Ich kann den Menſchen und den Dingen den tiefen Abſtand nicht verzeihen, in welchem ſie zu dem himmliſchen Ideal meiner Liebe ſtehen. Und daß ſie ſich doch eindrängen in unſern Kreis und uns an einer Glückſeligkeit hindern, die ſie nicht fähig ſind

uns zu erſetzen, das macht mich heftig und oft bitter gegen Menſchen und Schickſal.

Alle dieſe trüben Geſtalten werden mir in Eurem Anblick verſchwinden. Euch vor meinen Augen, Eures Beſitzes mir bewußt, werde ich mich mit allem, was mich umgiebt, verſöhnen, und den dürftigen Erſcheinungen um uns her von der ſchöpferiſchen Gluth meiner Seele Strahlen und Leben borgen.

Ich hätte nicht geglaubt, daß das Glück, das Eure Liebe auch ſchon in fernen Ahnungen mir gewährt, in meiner Seele ſich erhöhen könnte. Aber mit jedem Tage wird es reicher und unerſchöpflicher — ach, die Liebe iſt das Einzige in der Natur, wo auch die Einbildungskraft ſelbſt keinen Grund findet und keine Gränze ſieht. Nur in Euch zu leben, und Ihr in mir — o das iſt ein Daſein, das uns über alle Menſchen um uns her hinwegrücken wird. Unſer himmliſches Leben wird ein Geheimniß für ſie bleiben, auch wenn ſie Zeugen davon ſind.

Du kannſt fürchten, liebe Lotte, daß Du mir aufhören könnteſt zu ſein, was Du mir biſt. So müßteſt Du aufhören mich zu lieben! Deine Liebe iſt alles, was Du brauchſt, und dieſe will ich Dir leicht machen durch die meinige. Ach das iſt eben das höchſte Glück in unſrer Verbindung, daß ſie auf ſich ſelbſt ruhet und in einem einfachen Kreiſe ſich ewig um ſich ſelbſt bewegt — daß *mir* die Furcht nicht mehr einfällt, Euch jemals weniger *zu ſein*, oder weniger von Euch zu empfangen. Unſre Liebe

braucht keine Ängſtlichkeit, keine Wachſamkeit, — wie könnte ich mich zwiſchen Euch beiden meines Daſeins freuen, wie könnte ich meiner eignen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch beide, für jedes von Euch, nicht die ſüße Sicherheit hätten, daß ich dem Andern nicht entziehe, was ich dem Einen bin. Frei und ſicher bewegt ſich meine Seele unter Euch, und immer liebevoller kommt ſie von Einem zu dem Andern zurück — derſelbe Lichtſtrahl — laßt mir dieſe ſtolzſcheinende Vergleichung — derſelbe Stern, der nur verſchieden widerſcheint aus verſchiedenen Spiegeln.

Caroline iſt mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unſrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte, — aber ich wünſchte nicht um alles, daß dieſes anders wäre, daß Du anders wäreſt als Du biſt. Was Caroline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß ſich in meiner Liebe entfalten, und mein Geſchöpf mußt Du ſein, Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns ſpäter gefunden, ſo hätteſt Du mir dieſe ſchöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu ſehen.

Wie ſchön iſt unſer Verhältniß geſtellt von dem Schickſal! Worte ſchildern dieſe zarten Beziehungen nicht, aber fein und ſcharf empfindet ſie die Seele.

Nur Dein Schickſal, meine Caroline, iſt es, was mir *Unruhe macht* — ich kann dieſes trübe Verhältniß

noch nicht aufklären, und es wird noch verwirrter, wenn ich an meine Lage denke. Bleibe ich in Jena, ſo will ich mich gern ein Jahr und etwas darüber mit der Nothwendigkeit ausſöhnen, daß Du mit B— allein lebſt. Von dieſem Jahr kannſt Du die Hälfte bei uns zubringen, und die kleinen Zwiſchenräume der Trennung machen es erträglicher. Aber mein Bleiben in Jena läßt ſich nur nicht gut mit der ganzen Sache vereinigen, und ich habe es nicht einmal in der Gewalt, zu bleiben, wenn ſich vortheilhaftere Ausſichten für mich öffnen ſollten. In Jena könnte ich es im nächſten Jahre noch nicht möglich machen, mit Lottchen zu leben, denn ich weiß, was ich vom Herzog erhalte, wenn es äußerſt glücklich geht, und dieſes reicht nicht hin, denn es iſt noch nicht alles mein, was ich einnehme, leider! Was noch mangelt, kann ich im nächſten Jahre noch nicht hoffen durch vieles Collegienleſen zu erſetzen. Dies iſt erſt in 2 Jahren möglich. Ich muß mir alſo ſchlechterdings durch einen beträchtlichen fixen Gehalt helfen, und eben darum arbeite ich auch jetzt ſo ernſtlich an dieſer Angelegenheit. Es wäre ſchrecklich, wenn das nächſte Jahr wie dieſes vorüber gehen ſollte.

Und darin liegt nun eben das ſchlimme. Ich muß daran arbeiten, von hier wegzukommen, um unſre Verbindung zu beſchleunigen; und wenn ſich Dein Verhältniß nun nicht mit gleichen Schritten entwickelte, ſo kämen wir auf ein ganzes Jahr auseinander. Dies darf wieder nicht ſein. Ich weiß mir aus dieſem verwirrten Verhält-

niß nicht zu helfen. Würde wenigſtens nur bald der Ort, wo ich leben ſoll, entſchieden, ſo könnteſt Du vielleicht auch Deine Angelegenheit ſchneller zur Entſcheidung bringen.

Es war mir doch lieb zu ſehen, daß die chère Mère auf die Trennung von B. ſchon gedacht hat. Etwas wird es ihr doch dieſe harte Prüfung erleichtern; ihre Drohung iſt gar nicht zu fürchten. Die gute chère Mère würde Dir durch die ganze Welt nachtragen, was Du brauchſt, wenn's einmal nicht anders wäre. Wäre die Stein nicht zur Geſchäftsführerin zu gebrauchen, weil ſie ihr doch das Vertrauen gezeigt hat?

Die fatale Geſchichte mit M — l und Carolinen verdrüßt mich, aber ſie überraſcht mich nicht. Es wollte mir gleich anfangs, als ich davon hörte, nicht recht gefallen dieſes Verhältniß. Deine Bemerkung über Carolinen iſt gewiß richtig. Man kann ſich in ihr irren. Ohne Euch, als ein bloſer fremder Bekannte, hätte ich vielleicht auch falſch von ihr geurtheilt. Ihre unſchuldigſten Empfindungen haben einen unvorſichtigen Ausdruck, und wieviel Gerechtigkeit und Beſcheidenheit gehört für einen Mann dazu, nicht diejenige Auslegung davon zu machen, die ſeiner Eigenliebe ſchmeichelt? Ich weiß, wie von Männern gewöhnlich über Frauenzimmer geurtheilt wird — deſto boshafter, jemehr einer Gelegenheit gehabt hat, das Geſchlecht zu ſtudiren. Ihre Zufälle — einige Entdeckungen oder Eröffnungen über ihre Geſchichte — und einige

Unvorſichtigkeiten gegen ihn, aus allem dieſen konnte er ſich etwas zuſammenſetzen, ohne ein ſchlimmer Menſch zu ſein. Ich ärgere mich nur über ſeine platte Indiscretion. Von mir würde er, durch eine freundſchaftliche dritte Hand, ein paar Ohrfeigen erhalten. Sicherlich würde ihm dieſes den Mund ſtopfen. Er könnte alsdann errathen, womit er ſie verdient hätte. L. R. hätte längſt einen Louisdor daran wenden ſollen, denn gewiſſe Dinge laſſen ſich auf keine andere Art abthun, und dieſe Art conventioneller Sprache verſteht jeder.

Hoffentlich wird Caroline ſelbſt nie etwas davon erfahren, als was man ſie vielleicht aus guten Urſachen davon wiſſen laſſen will.

Weil doch von ſchlimmen Dingen hier die Rede iſt — Ihr werdet wahrſcheinlich auch von der Frl. Koppenfels gehört haben, daß ihre Heirath mit W. endlich zu Stande kommt, und wohl zu Stande kommen muß. Zu ſolchen Armſeligkeiten brachte man die beiden Leute, weil man haben wollte, daß ſich ihre Liebe nach den Umſtänden richten ſollte. Ich glaube wirklich, es war weniger Schwachheit, als Deſperation.

Schickt mir doch den Herrn von Bock zurück, und gelegentlich auch den Tomſon der noch bei Euch liegt. Der Tomſon möchte ich doch gern hinausleſen; er hat mich angezogen. Vor einigen Tagen iſt mir der Anacharſis von Leipzig geſchickt worden, ich hätte ihn gern wieder abgeſtellt. Es ſind 7 dicke Bände, die mir bange machen, bis

ſie durchgeleſen ſind, aber ein eigner Band iſt noch dabei mit Charten und Planen, die mir lieb ſind. Mit ſolchen Charten in der Hand laſſen ſich alle griechiſchen Dichter und Geſchichtſchreiber angenehmer und mit mehr Nutzen leſen. Ich laſſe jetzt eben meinen Studenten etwas aus dem Anacharſis überſetzen, ich will ſehen, ob ich ihm in irgend einem Journal Platz dafür ſchaffen kann.

Jetzt lebt wohl, meine Liebſten. Ich bin weitläufiger geworden, als ich erſt wollte, aber auch unbedeutende Dinge intereſſiren mich, wenn ich ſie Euch erzähle. Dieſen Brief erhaltet Ihr auf den Dienſtag. Einen Gruß ſchicke ich noch durch die Poſt. Meine Theuerſten, adieu. Ich drücke Euch an mein Herz, und dieſen Kuß bringe Euch der Engel der Liebe. Adieu, adieu.

Freitag Abends. [Jena, 20. November 1789.]

Wie froh bin ich immer, meine Lieben, wenn es Freitag Abends iſt. Meine Vorleſungen für die Woche ſind dann geendigt, ich kann Euerm Andenken ungeſtörter leben, und der nächſte Morgen bringt mir Eure Briefe. Wie oft hat mich in dieſen Tagen die Reſignation ſchon gereut, Euch nicht hier zu ſehen. Überzeugt haben mich Eure Gründe und die meinigen, aber wie viel fehlt, daß ſie mein wünſchendes Herz befriedigt hätten. Daß ich Euch nur Momente ſehen, und die ſchnelle Trennung mir deſto ſchmerzlicher ſein würde, dies war der wichtigſte Grund, warum ich mich darein ergab. Der Tag, an dem ich Euch

nach Weimar unterwegs weiß, wird ein unruhiger Tag für mich werden. Meine Gedanken werden Euch begleiten. Als ich jenen Weg machte, den Ihr machen werdet, waret Ihr doch für mich ſchon in der Welt. Wir hatten einander geſehen, um uns nicht wieder zu vergeſſen. Eure Geſtalten folgten mir nach Weimar, aber ſie ſagten meiner Hoffnung noch nichts, und ohne Euch lag der Weg des Lebens vor mir! Wie viel kann in zwei Jahren mit einem werden. Fünf Wochen ſind jetzt ſeit unſrer Trennung vorüber — ich fühle wohl, wie die Zeit flieht, aber immer ſcheint es mir, als wollte ſich an der großen Zeitſtrecke nichts vermindern, die wir noch zurücklegen müſſen, ehe wir am Ziel unſrer Wünſche ſind. Es geht mir damit, wie mit Hallers Ewigkeit — ich ziehe einen Tag, eine Woche nach der andern von dieſer traurigen Zeitſumme ab, und ſie bleibt immer ganz vor mir liegen. Aber dieſe Tage und Wochen gehen deſto gewiſſer von dem Frühling unſers Lebens ab. Jeder Augenblick bricht, indem er flieht, einen grünenden Zweig von dem Baume, bis der entblätterte Stamm dahinſtirbt. O ich legte nie ſo viel Gewicht auf mein Leben, als ſeitdem Ihr der Inhalt davon ſeid, ſeitdem ich weiß, warum ich es habe, und womit ich es ausfüllen ſoll.

Lange, meine Theuerſten, habe ich mich zwiſchen ſtreitenden Entſchlüſſen herumgeworfen, wie ich es mit meinem Schickſal halten ſoll — ob ich den Plan nach Mainz verfolge, oder jetzt noch ruhig dem Gange der Umſtände

zuſehe. Nun bin ich beſtimmt — vorausgeſetzt, daß die einzige Bedingung erfüllt wird, unter welcher ich meinem Entſchluß getreu bleiben kann. Ich will noch einige Jahre hier aushalten, aber dies kann nur dann geſchehen, wenn Lotte mit mir lebt; und nur die Gewißheit, daß dies geſchieht, kann mir mein jetziges Daſein erleichtern. Ich wüßte bei Gott nicht, wie ich es ſonſt ertrüge! Keinen hellen Blick in die Zukunft, und dieſes raſtloſe Verlangen in meinem Herzen! — Wenn ich blos die Klugheit fragen wollte, ſo ſollte ich freilich vorher abwarten, bis die Umſtände ſich zu meinem Vortheil verändert hätten, und bis ich, wie man ſagt, in Ordnung wäre. Aber ich könnte über dieſer Klugheit zu Grunde gehen. Mein Herz und mein Kopf halten einen ſo anhaltenden heftigen Zuſtand nicht aus, und zu meiner Thätigkeit ſelbſt iſt es nöthig, daß ich mich von Anſtrengungen des Kopfes in Genüſſen des Herzens erhole. Meine Ausſichten ſelbſt, ſo weit ich ſie befördern kann, werden durch die Unruhe meines Gemüths verzögert, weil mich dieſe für alle Wirkſamkeit verſchließt, und weil mir der erfreuende Genius nicht zur Seite ſchwebt, ohne den alles unſer Streben umſonſt iſt.

Auf Oſtern verlange ich von dem Herzog zu Weimar eine Erleichterung. Beſoldung werde ich es wohl nicht nennen können. Ich zweifle ſehr, ob es nur 200 Thlr. ſein werden, denn der Herzog muß ſie aus ſeiner Schatulle *geben. 150 Thlr.* ſind alles, worauf ich rechne. Ebenſo

viel kann ich für Vorleſungen im erſten Jahr rechnen, weil ich nur Ein Collegium leſe. Dazu ſchlage ich für ſchriftſtelleriſche Arbeiten, meine Mémoires, die Thalia und den Mercur 400 Thlr., worauf ich nach dem geringſten Anſchlag ganz gewiß zählen kann. Dies wären 700 Thlr. in allem. Kann dann die chère Mère noch etwas dazu geben, ſo iſt es gut, aber mit 700 Thlr. können wir in den erſten Jahren, wo wir uns noch gar nicht einrichten, leidlich leben. Einrichten können wir uns darum nicht, weil ich ganz poſitiv nicht in Jena bleibe. In 2 Jahren, vom nächſten Sommer an gerechnet, iſt entweder in Mainz oder in Berlin etwas für mich entſchieden. Auf einen Platz bei der Akademie in B. rechne ich noch ſehr, nur müſſen erſt einige zweckmäßige Schritte dazu geſchehen. Aber alles wird mir ſchwerer, ſo lang ſich das Leben nicht außer mir erheitert, ſo lange ſich meine Seele in unbefriedigter Sehnſucht verzehrt. So iſt mein Gemüth geſtellt. Überlegt nunmehr, wie wir es einzurichten haben, um dieſes Ganges *gewiß* zu ſein. Aus dieſem Grunde habe ich gewünſcht, daß es mit Eurer Mutter berichtigt wäre, weil wir ſie ſonſt auf den Frühling zu ſehr preſſiren. Und durch Briefe allein kann es nicht geſchehen, weil Deine Gegenwart in Rudolſtadt dazu nöthig iſt, Caroline. Ich möchte auch nicht gern, daß *meine* und *Deine* Angelegenheit zu gleicher Zeit auf ſie einſtürmten. Ihr müßt indeſſen am beſten wiſſen, wie es mit ihr einzurichten iſt.

Für Dich, meine theure Lotte, iſt es immer ein heroiſcher Entſchluß, hier allein mit mir zu leben; allein wirſt Du Dich fühlen. Ich weiß, daß wir uns zu unſrer Glückſeligkeit in allen äußern Lagen genug ſein werden, aber ſo wenig ich, ohne allen Umgang mit Männern, die nur einigermaßen zu mir ſtimmen, mir gefallen könnte, ſo fürchte ich auch, daß der weibliche Umgang, den Du hier findeſt, eine traurige Leerheit bei Dir zurücklaſſen wird. Auch unabhängig von mir, das fühle ich recht gut, ſollte eine gewiſſe, leidliche äußere Exiſtenz Dich umgeben, und ich fürchte ſehr, ob Du dieſe finden wirſt. Unglücklich wird dieſe Entbehrung Dich nicht machen, aber fühlen wirſt Du ſie doch, und mir wird es nicht entgehen. Du wirſt mit einem großen Opfer für mich anfangen müſſen — aber ich baue auf die Liebe.

Adieu meine Geliebteſten! Ich erwarte mit Sehnſucht, was Ihr mir auf dieſen Brief antworten werdet. In Weimar werdet Ihr die Frau v. Kalb ſehr krank finden, wie die Wiedeburg, (die eben hier iſt) mir ſagt. Sie ſpricht von einem Frieſelfieber, doch, hoffe ich, wird es größer und ſchlimmer gemacht werden als es iſt. Ich habe lange nichts von der Kalb gehört, und durch andre kann ich nicht gut Nachricht von ihr erhalten. Wenn Ihr in Weimar angekommen ſeid, ſo erkundigt Euch doch nach ihrem Befinden, und hätte es Gefahr, ſo laßt es mich bald wiſſen.

Wie freut es mich, theure Lotte, daß Du wieder beſſer

biſt, und daß ich Dich geſund weiß, meine Caroline. Ich bin es auch und werde es immer mehr werden, wenn das Wetter mir mehr Bewegung zu machen erlauben wird. Schicke mir doch Dein Tagebuch von der Schweizerreiſe, liebe Lotte. Ich möchte Dich gern in jenem Zeitpunkt kennen lernen.

Es machte mir Vergnügen zu hören, daß meine Niederländiſche Geſchichte in Gentlemans Magazin recenſirt iſt, und daß ſehr viel Schönes davon geſagt wurde. In England wünſchte ich längſt bekannt zu ſein, und vielleicht folgt jetzt eine Überſetzung meiner Geſchichte auf dieſe Ankündigung.

Meine Theuerſten lebt wohl. Ich fühle Euch an meinem Herzen. S.

Sonnabends. [Jena, 21. November 1789.]

Heute, meine Liebſten, müßt Ihr mit einigen Zeilen zufrieden ſein. Das iſt ein ſchrecklicher Tag der Zerſtreuung für mich. Auch dieſe paar Worte muß ich im Flug hinſchreiben. Ich habe einen größern Brief an Euch angefangen, aber keine Zeit gehabt, ihn zu vollenden.

Deine Geſundheit beunruhigt mich, liebe Lotte. Deine Stimmung iſt ſo traurig, Dein Herz iſt nicht ruhig. O, daß wir uns von Angeſicht ſähen. Die liebe Gegenwart würde dieſe Wolken zerſtreuen.

Ihr ſagt mir gar nichts mehr von dem Briefe an die chère Mère, die Urſache, warum ich ihn neulich nicht

ſchicken ſollte, hat ſich ja gehoben. Was iſt indeß vorgegangen?

Alſo vor dem 2. December kommt Ihr doch nicht? Ich wünſchte lieber, daß es nichts würde mit der Stein, dieſe würde uns die Freiheit nehmen. Wenn Ihr allein kämet und im Gaſthof abträtet, ſo könnten wir einander ſo viel ſein!

Sei ſo gut, liebe Caroline, und beſorge dieſen Brief aber bald an Caroline D. Ich habe lang an dieſem Briefe geſchrieben; endlich muß ich ihn abſchicken.

Künftigen Poſttag deſto mehr, meine Theuerſten. Du warſt mir nahe, theuere Lotte, an Deinem Geburtstag. Ich habe auch an Dich geſchrieben, aber erſt auf die Mittwoch kannſt Du dieſen Brief erhalten. Heute bin ich zu zerſtreut, alle Geſchäfte und Beſuche kommen heut zuſammen. Adieu, adieu, meine Liebſten.

[Jena, 24. November 1789.]

— Ich ſinne hin und her, um noch eine Möglichkeit herauszubringen — denn hart fällt es mir, von der Hoffnung zu ſcheiden, die mir dieſe 4 Wochen alles geweſen iſt. — Aber Eure Gründe überzeugen mich — ich kann ſie nicht widerlegen.

Wir ſehen uns drei Wochen ſpäter — ſie werden vorübergehen, aber wie? Vier Wochen von heute an — alſo eben ſo lange, als wir ſchon getrennt waren. Ach, ich mag es nicht denken.

Nach Erfurt will ich den Winter noch einmal kommen. Gegen Ende des Jenners ohngefähr, verſteht ſich, in Eurer Geſellſchaft. Carolinens Gründe für ihr Betragen gegen M—l ſind mir nicht überzeugend. Liebte ſie ihn nicht, ſo möchte ich wiſſen, welche Dankbarkeit ſie zwingen könnte, gegen einen ungeſtümen und freien Menſchen — denn das iſt er auch in ihrer Beſchreibung — ſo viel Nachgiebigkeit zu zeigen. — — Daß er ſich um ihre Geſundheit ſehr bekümmerte, dafür iſt er ein Arzt, und er iſt ein ſchlechter Arzt, wenn er aus bloſer Liebe für ſeine Kunſt nicht ebenſo viel thun kann.

Meinen Brief wird Dir der Bote gebracht haben, liebe Lotte. Mich freut es herzlich, daß Du beſſer biſt und daß ich Deine heitre Stimmung wiederfinde. In Deinem Geburtstag hab' ich mich geirrt, ich weiß nicht, wie ich mir aufgeſchwatzt habe, daß es der 19. ſein müßte. Carolinens Geburtstag weiß ich gar nicht mehr.

Für Eure lieben Briefe — wie kann ich Euch dafür danken! O was ſind ſie mir in dieſer Einöde! Heute hat man mich ſchmerzlich lange darauf warten laſſen. Es iſt ein neuer Briefträger angeſtellt worden — gerade heute, wo ich Eure Briefe zu erwarten hatte. Sonſt hab' ich ſie um 10, heute nach 4, — ich mußte in's Collegium, ohne ſie erbrochen zu haben — und leſen! Adieu, meine Theuerſten.

S.

Montag. [Jena, 30. November 1789.]

Dank Euch, o allen Dank der Liebe, meine Theuerſten, daß Ihr kommt, daß ich Euch ſehen werde, daß Ihr mir mehr hieltet, als ich hoffte. O ich werde Euch ſehen — wär' es auch nur auf Minuten, ich werde ſie an Eurem Herzen durchleben. Mit Euch — o wie hab' ich dieſe ſüße Wirklichkeit ſo nöthig, Eure liebe himmliſche Gegenwart, Engel meines Lebens! — Daß auch Ihr dieſe Sehnſucht theilt, die alle meine Gedanken, alle, zu Euch wendet, in allem nur Euch mich ſuchen und erkennen läßt — o wie viel Freude giebt mir dieſe Gewißheit, wie machte ſie alles Leben in mir rege! — Ach daß das Schickſal der Menſchen in den Händen eines Weſens wäre, das dem Menſchen gleicht — vor dem ich mich niederwerfen könnte und Euch, Euch von ihm erflehen! Wäret Ihr ſchon mein! Wäre dieſes jetzige Erwarten das Erwarten unſrer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in dieſem Traume. Schon im lebhaften Gedanken an Euch fühl' ich meine Seele reicher, göttlicher und reiner, ich fühle wie alles ſtreitende in mir in einer ſüßen Harmonie ſich verſöhnt, und alle Gefühle meiner Seele in einem höhern, ſchönern Wohlklang dahin fließen. Was wird es ſein, wenn Ihr mir wirklich gegeben ſeid, Ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von Euren Lippen athmen kann!

Könnten wir uns eben ſo leicht in unſre Liebe einſchließen, als ſie uns genug iſt zu unſrer Glückſeligkeit für *immer und ewig*. Warum können wir es nicht?

Warum darf uns die Welt ein Gut vorenthalten, das ſie mit allem, was ſie theures hat, nicht erhöhen kann.

Von Eurem Vorſchlage nichts, bis wir uns ſehen — und doch möchte ich dieſem kurzen eilfertigen Wiederſehen auch nicht gern einen Augenblick rauben. In Einem Kuſſe, in Einer Umarmung, in Einem Blicke auf Eure lieben Geſtalten möchte ich es genießen.

Gern wäre ich Euch nach Kahla entgegengefahren, aber was Ihr mir von Eurer Jungfer ſchreibt, ſchreckte mich ab, und ich wußte nicht, ob dies Euch nicht unruhig machte. Wenn Ihr nur bald hier eintreffen könnt! es thut nichts, wenn Ihr auch etwas ſpät von hier wegfahret. Nur das erſte Drittheil des Wegs iſt ſchlimm, die Schnecke beſonders, aber da thut Ihr am beſten, Ihr ſteigt aus, und ich begleite Euch hinauf. Von fünf bis ſechs muß ich leſen. In dieſer Zeit könntet Ihr die Griesbach beſuchen, und dann kurz vor 6 wegfahren. Sobald meine Vorleſung geendigt iſt, reite ich nach, daß ich Euch nahe an der Stadt noch erreiche. Euren Leuten kann dieſes gar nicht auffallen, da der Weg nahe bei Jena wirklich ſchlimm und es noch dazu Nacht iſt. Es ſieht einer ganz gewöhnlichen Gefälligkeit gleich.

Denket unterdeſſen über den Inhalt meines vorigen Briefes nach. Ich fürchte, wir werden darauf zurückkommen müſſen — und wohl mir, wenn es nur geſchieht. Alles übrige wird dann mehr in unſrer Gewalt ſtehen, wenn jenes nur berichtigt iſt.

Aber alle dieſe Entwürfe zeigen mir meine Glückſeligkeit nur in der Ferne, und in welcher Ferne. Wie lang iſt es ſchon bis Mittwoch, und wie werde ich viele Monate mit dieſem Verlangen ausdauern! — Aber ich will jetzt nicht klagen. Seh' ich Euch nicht in vierzig Stunden! Ach nur in dieſem Gedanken iſt Leben für mich. Meine Liebſten, meine einzige Freude, lebt wohl. Euch umſchließt meine glühende Seele. O Ihr ſeid mir ſo nahe! Eins mit mir ſelbſt! Unzertrennlich von mir, wie die Liebe von meinem Daſein, wie der Wunſch von der Glückſeligkeit. Engel meines Herzens — o wo finde ich einen Ausdruck der die Liebe ausſpricht, mit der ich Euch liebe? Lebt wohl, lebt wohl!

Mit der Kalb geht es beſſer. Ihre Krankheit war nicht gefährlich.

Freitag Abends. [Jena, 11. December 1789.]

Wie ſehne ich mich zu Euch, Ihr Liebſten. Ja, morgen Abend bin ich bei Euch. Für Eure Briefe dankt Euch mein Herz. Sie waren mir nöthig und kamen mir erwünſchter als je. Trübe Bilder wollten in dieſer Zwiſchenzeit, daß Ihr mir ſchwiegt, meine Seele verdüſtern — ohne Gegenſtand; eine wehmüthige Stimmung hatte ſie geſchaffen. Gern nimmt meine Seele den Übergang zur Freude durch die Traurigkeit. Aber wie kann ich Erfahrungen aus meinem vergangenen Leben auf das anwenden, was jetzt auf mich wartet! Von Euren Ahnungen

wird mein Herz bewegt. O in lachender Geſtalt ſteht die Zukunft vor meinen Augen.

Auch Deine Ahnungen, meine liebe Lotte, werden Dir in eine ſchöne Erfüllung gehen. In meinem Herzen findeſt Du ſie gewiß, Deine Glückſeligkeit, und dieſe konnteſt Du nirgends anders finden. Mein Herz iſt bewegt und ich habe keine Worte dafür. Adieu meine Lieben.

S.

Es könnte ſein, daß ich gleich nach Tiſche käme, aber wahrſcheinlich iſt es nicht. Wenn Ihr Euch nicht ſchon verſprochen habt, ſo bleibt doch lieber gegen Nachmittag zu Hauſe.

Jena, Dienſtag Abend. [15. December 1789.]

Seid mir gegrüßt meine Lieben. Die Poſt geht erſt gegen Morgen. Ich kann noch ein Blatt beilegen. Daß ich jetzt unter Euch ſein könnte! Wie nöthig hätte mein Herz Eure lieben Geſtalten; meine Stimmung iſt bewölkt — ach ſo iſt es immer und ſo wird es auch bleiben, bis Eure liebe Gegenwart mit einem ewigen Licht mein Daſein beſtrahlt. Eure Liebe iſt das Licht meines Lebens.

Noch nie fand ſich in meiner Seele ſo viel Freude und Leiden zuſammen. Die Liebe und die Hoffnung geben mir ein erhöhteres ſchöneres Daſein, aber die Gegenwart umringt mich mit traurigen Bildern, die Furcht zeigt mir Hinderniſſe, Unruhe und Zweifel zerreißen mein Herz. Mit ſchnellem Wechſel ſtürze ich von einem Zuſtand in

den andern hinüber, — wann werde ich endlich in ganz ungemiſchten Zügen das Glück unſerer Liebe in mich trinken?

Ihr habt mit Carolinen von unſern Entwürfen geſprochen. Findet ſie unſer Leben nicht ſchön und himmliſch? O ſchön und himmliſch wird es ſein! Jede Erinnerung daran entwickelt mir eine neue Freude, eine neue Schönheit darin. Gewiß iſt dieſer Weg der beſte und einzige zu unſerer Glückſeligkeit; ach! und der nächſte! Daß ich die Vorſtellung davon ſo hell und lachend, wie ſie in mir iſt, auch in andre Seelen hinüberbringen könnte, die wir zu überreden haben. Deine ſchönſte Stunde mußt Du nehmen, Caroline, wenn Du Deiner Mutter ſchreibſt, und Dein Herz, nicht Dein Verſtand, muß zu ihr ſprechen. Daß Du ihr auch ſchreibſt, meine Lotte, wird recht gut gethan ſein. Wie wird ſie Euch beiden widerſtehen können?

Lebt wohl meine Liebſten. Gern ſchrieb ich mehr, aber mein Kopf iſt gedrückt, und ich könnte Euch heute keine heitre Stimmung mittheilen. Ich drücke Euch an mein Herz — lebt wohl, lebt wohl! S.

Donnerstag Abends [17. Dec. 1789.]

Der wichtige Wurf iſt alſo geworfen, und die chère Mère weiß nun alles. Ihr habt mich diesmal durch Eure Entſchloſſenheit überraſcht, meine Liebſten, denn nach unſerm *letzten Geſpräch* konnte ich dies noch nicht vermuthen,

weil Du entſchloſſen ſchienſt, Caroline, noch vorher an Beulwitz nach der Schweiz zu ſchreiben. Ich muß geſtehen, daß es mir herzlich lieb zu hören war, weil mich Eure Bedenklichkeiten zu ſchreiben manchmal unruhig machten, und weil ſich überhaupt jetzt erſt mit Sicherheit handeln laſſen wird. Ich habe noch nicht an die chère Mère ſchreiben können, weil unterdeß keine Poſt nach Rudolſtadt gegangen iſt, denn Eure Briefe habe ich Mittwochs erhalten, nachdem die Rudolſtädter Poſt ſchon fort war. — Der Brief an den Herzog v. Coburg iſt abgegangen. An B. in der Schweiz will ich ſogleich ſchreiben, wenn die chère Mère mir geantwortet haben wird. Mein Brief an *ſie* geht auf den Sonnabend. Ich weiß nicht, wo Ihr ſeid und wo Ihr morgen ſein werdet. Aus Carolinens Brief zu ſchließen, bleibt Ihr die ganze Woche in Erfurt, weil ſie ſchreibt, daß ſie Euch in der nächſten nach Weimar begleiten wird. Ich laſſe dieſen Brief nach Erfurt gehen, wo er Euch wahrſcheinlich noch finden wird.

Ach meine Liebſten. Wie voll Ungeduld bin ich jetzt. Nimmt Eure Mutter den Vorſchlag unſers Beiſammenſeins in Rudolſtadt *klar* und *willig* auf, ſo iſt weiter gar kein Hinderniß mehr. Alles was nachher noch zu thun, iſt um dem Schritt, den ich thue, mehr Anſtand und Form zu geben. Ich habe hier jetzt eine gar ſonderbare Exiſtenz. Alles was für das künftige Jahr proponirt und angelegt wird, geht mich jetzt nichts mehr an, und doch muß ich thun, als wenn ich es theilte. Dies beluſtigt mich oft.

Aber eine Art von Zwang und Kampf koſtet es doch, Erwartung in ſich zu verſchließen. Furcht und Hoffnung ſtreben ſo nach Mittheilung, und das Herz kann ſie kaum allein ertragen. Ich habe Euch ſchon manchmal darum beneidet, meine Lieben, daß Ihr von Eurem Herzen ſprechen könnt, — wenigſtens mit einander. Ich harre mit Sehnſucht auf die Zeit, wo meinem Herzen auch die Freude keine Laſt mehr ſein wird.

Es iſt mir noch ein Mittel eingefallen, das meinen Austritt von Jena vielleicht weniger auffallend macht. Ich verlange, ſobald man mir die Beſoldung wird verweigert haben, ein Jahr lang Urlaub, unter dem ſehr anſtändigen Vorwand meine Niederl. Geſchichte auszuarbeiten. Erhalte ich dieſe Freiheit, ſo bleibe ich mit der Univerſität in einer ſcheinbaren Verbindung, und es fällt alsdann, wenn das Jahr um iſt, weniger auf, wenn ich erkläre, daß ich nicht mehr zurückkomme; mein Vater gewöhnt ſich deſto leichter daran, und kein Menſch hat alsdann etwas dawider. Wird es mir abgeſchlagen, ſo giebt dieſe doppelte abſchlägige Antwort mir das größte Recht, meine ganze Verbindung aufzuheben. Man könnte dieſes ſogar bei der chère Mère geltend machen, wenn ſie nicht damit zufrieden iſt, daß ich ganz und gar privatiſire. Käme es zu Stande, ſo erſparte es mir auch den bewußten Revers in Rudolſtadt, ſobald man wüßte, daß meine Verbindung mit Jena nicht zerriſſen iſt.

Ich feile und mode noch immer an unſerm Plan;

es ist mir eine so frohe Empfindung, daß wir einmal einen haben, und daß ich nicht mehr in die Luft bauen darf.

Körner hat sich bei dem Mainzischen Gesandten in Dresden durch eine dritte Person erkundigen lassen, was man eigentlich für Wege zu nehmen habe, wenn man etwas von dem Kurfürsten verlange. Dieser sagte, daß in Angelegenheiten der Gelehrten Müller den größten Einfluß habe; diesen könnte ich also schon nicht brauchen, denn ich gehe mit Müllern auf einer Bahn, was die Geschichte betrifft, und über kurz oder lang muß eine Vergleichung zwischen uns beiden erfolgen, die selten mit Freundschaft besteht. Müller machte mich in Mainz auch unnöthig, und er zieht die Besoldung, die für mich müßte bestimmt werden.

Adieu Ihr Lieben. Mein Herz ist erleichtert worden durch Eure letzten Briefe. Ein so seliges Gefühl von Gewißheit ist in mir. — Ob ich immer glücklich sein werde durch Eure Liebe? — O ich werde sie nie erschöpfen, wie in einem himmlischen Äther wird mein ganzes Wesen sich in ihr verjüngen. Ach! ich werde dann erst leben. — Meine Theuersten ich küsse Euch, mit glühender Liebe umschließt Euch meine Seele. — Lebt wohl! S.

Freitag. [Jena, 18. December 1789.]

Dank für Eure lieben Briefe, die ich eben erhalte; glücklicher Weise noch zu rechter Zeit, sonst würde mein Brief an Euch nach Erfurt gegangen sein. Morgen gegen

4 Uhr ſind wir in Weimar, Pauluſſens und ich. Allein werden wir nicht viel ſein können, weil ich zweifle, ob Pauluſſens noch ſonſt jemand ſehen. Wenn Ihr nicht in die Comödie geht, ſo kann ich Euch doch 4 Acte lang allein ſehen. Ihr habt mir nicht geſchrieben, ob Euch Caroline gleich jetzt nach Weimar begleitet. Ich freue mich ſehr, ſie wiederzuſehen. Auf Humboldt habt Ihr mich neugierig gemacht, aber ich kann mich noch nicht recht in ihn finden. An ſeiner Kälte iſt noch das Beſte, wenn er ſie behält. Ich bin ungeduldig zu hören, wie die Geſandtſchaft an den cher Papa abgelaufen iſt; komiſch iſt es doch, daß die gewiſſe Perſon, welche ſo gern Heirathen ſtiftet, an ſich ſelbſt ein ſo wenig erbauliches Muſter gegeben hat. Aber um einer einzigen Willen ſollen ihr alle andern verziehen ſein. Ich bin doch herzlich froh, Euch wieder in Weimar zu wiſſen. Der Faden, an dem ich Euch halte, darf doch nicht zu lang ſein.

Ob die chère Mère Euch ſchon jetzt geantwortet hat, zweifle ich ſehr. So eine Epiſtel will doch überlegt ſein; vielleicht will ſie auch von mir erſt einen Laut hören, und meinen Brief erhält ſie erſt auf den Sonntag.

Wenn noch mehrere Sympathien kommen, ſo werde ich in der Zukunft etwas aufzuklären finden! Ihr fangt mit dem Glauben an Sympathie an, und werdet als Chriſtinnen aufhören. Ich erſchrecke ſchon davor. Adieu Ihr Lieben. Morgen, morgen ſeh' ich Euch wieder. S.

Sonntag Nachmittag. [Jena, 20. December 1789.]

Dieſe Nacht um 3 Uhr kamen wir an, und wohlbehalten. Wieviel glücklicher iſt es doch mit dieſer geſtrigen Zuſammenkunft gegangen, als ich gehofft hatte! Wir ſahen uns doch den ganzen Abend, meine Lieben, und die Trennung wurde mir leichter, weil wir uns ſobald wiederſehen! Mein Kopf iſt von dieſer Nachtreiſe noch etwas gedrückt, ich werde Euch nicht viel ſchreiben können, aber in meiner Seele iſt kein anderer Gedanke als an Euch, und an die Ausſichten zu unſerer Vereinigung. Es wird ſich unendlich leichter geben, alles, als ich anfänglich hoffte. Wir werden nicht nöthig haben jemand zu täuſchen, und ich werde gar nichts aufzuopfern haben. Nur auf die Antwort Eurer Mutter warte ich — hab' ich erſt dieſe, und iſt es zwiſchen ihr und uns entſchieden, daß wir zuſammenleben, ſo kann in 8 Tagen alles andere berichtigt ſein.

Meine Gründe, ein Jahr lang von der Akademie dispenſirt zu werden, ſind ſo einleuchtend und billig, daß ich in einer kurzen ruhigen Unterredung einen Jeden davon überzeugen will. Es koſtet auch dem Herzog kein Opfer, mir darin zu Willen zu ſein. Sobald ich es ohne Indelicateſſe gegen Eure Mutter kann, ſo gehe ich zum Herzog, und erzähle ihm ohne Zurückhaltung den ganzen Plan, den ich ausgedacht habe, bald mit Dir zu leben, meine Lotte, ohne ihm zur Laſt zu fallen. Ich überzeuge *ihn ganz* gewiß von der Billigkeit meines Wunſches, die

Niederl. Geſchichte zu endigen, und ſage ihm zugleich, wie es auch die Wahrheit iſt, daß ich meinen akademiſchen Verrichtungen nicht mit der gehörigen Muße und Ernſt obliegen könne, ſo lange dieſes Werk noch unvollendet liege; daß die Beſchleunigung deſſelben mit beträchtlichen Geldvortheilen für mich verknüpft ſei, die mir durch akademiſche Geſchäfte nicht erſetzt würden. Ich werde ihm die Beweiſe vorlegen, daß ich durch die Auskunft, meine Niederl. Geſchichte in Rudolſtadt und in Verbindung mit Eurem Hauſe auszuarbeiten, allein in den Stand geſetzt würde, ſeiner Unterſtützung zu entbehren, und der Nothwendigkeit überhoben zu ſein, ihn mit irgend einer Geldforderung zu beläſtigen. Wenn ich ihm geſtehe, daß er bei mir vor allen Geldforderungen ſicher ſei, und daß mir nie einfallen würde, einen Anſpruch auf eine Beſoldung zu machen, bis ich durch geleiſtete weſentliche Dienſte ein Recht darauf erhalte, und in ihm ſelbſt der Gedanke entſtehen würde, mir eine zu geben — ſo weiß ich gewiß, daß ich ihn dadurch ſehr gut für mich einnehme. Ich bekenne ihm dann offenherzig, daß von meiner baldigen Verbindung mit Lottchen meine Glückſeligkeit abhänge, und daß ich dieſes und das Erſte durch das nehmliche Mittel erreichen könne; wenn ich ein Jahr in Rudolſtadt mit Lottchen lebe, ſo würde mir ebenſoviel dadurch erſpart, als ich an Einnahme für Collegien verlöre, und ich hätte alſo die Zeit, welche ich ſonſt auf Collegien wenden müßte, für *die Niederl. Geſchichte* gewonnen. Er braucht nichts

für mich zu thun, was ihm koſtet; er hat nichts nöthig als mir zu erlauben, daß ich ein Jahr lang von akademiſchen Verrichtungen frei ſei, um meine Geſchichte zu beendigen. Je weniger er vermuthete, daß ich ſo beſcheiden mit ſeiner Schatulle umgehen würde, beſonders da ihm die Stein ſchon von Penſion vorgeſagt hat, deſto bereitwilliger wird er meine beſcheidene Bitte erfüllen; und da noch dazu kommt, daß er ſich für Lottchen intereſſirt, da er überhaupt Freude daran hat, zum Glück anderer beizutragen, ſo bin ich ganz ſicher, daß er mir meine Bitte auf der Stelle gewährt, und mir auch den Hofrathscharakter nicht abſchlägt.

So fällt alſo alles weg, was meinen Vater oder Eure Mutter oder die Welt choquiren könnte. Meine Verbindung mit Jena dauert fort; 2 Jahre lang kann ich ſie recht gut ausdehnen. Was kann in 2 Jahren nicht alles geſchehen? Bis dahin laſſen wir das Schickſal ſorgen. Ich bleibe auf dieſem Wege immer Herr davon, weil ich nach Jena zurückkann, wann ich will. So kann auch niemand nichts gegen meinen Aufenthalt in Rudolſtadt haben, weder Beulwitz noch Eure Mutter. Es iſt ein Beſuch auf ein Jahr. Der chère Mère muß es lieb ſein, Lottchen nicht auf einmal ganz zu verlieren — und wenn 1, 2 Jahre um ſind, ſo ſoll ſie auch mich, wie ich hoffe, nicht gern verlieren.

Du mußt alſo ja in Deinen Briefen an Beulwitz nichts von einem Plane einfließen laſſen, als ob ich in

Rudolſtadt bleiben, und Jena verlaſſen wolle. Du ſchreibſt ihm blos, wenn Du ihm mein Verhältniß zu Lottchen erzählt haſt, daß ich ſuchen würde ein halbes Jahr, vielleicht ein ganzes Urlaub von der Akademie zu bekommen, um meine Niederl. Geſchichte auszuarbeiten, und daß ich dieſe Zeit in Rudolſtadt zu leben wünſchte, in ſeinem und Deinem Umgang; auch um Lottchen nicht auf einmal von Dir und Deiner Mutter zu trennen. Dies kann ihm in keinem Falle unangenehm ſeiy, und er kann nicht daran denken, Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Was Eure Mutter des Einkommens wegen gegen unſre Verbindung überhaupt und beſonders gegen meinen Aufenthalt in Rudolſtadt einwenden könnte, wird ganz dadurch gehoben. Ich behalte alle meine Ausſichten, ich verliere blos auf die Zeit, die ich in Rudolſtadt zubringe, den Vortheil eines fixen Gehalts; aber dieſer Verluſt würde mir ſchon dadurch erſetzt werden, daß ich in 2 oder 3 Jahren, wenn ich dann erſt eine Beſoldung fordre, offenbar eine größre bekomme, als jetzt. Wenn ich jetzt aber einen kleinen Gehalt bekäme, ſo könnte ich in 2, 3 Jahren nicht ſchon wieder Zulage fordern. Dies iſt ein ſehr wichtiger Umſtand, den Ihr Eurer Mutter klar machen müßt.

Überhaupt bitte ich Euch, denkt über das nach, was ich jetzt geſchrieben, ob es Euch ſo einleuchtend iſt als mir, und ob Ihr etwas daran zu verbeſſern findet. Jetzt warte ich blos darauf, daß wir mit Eurer Mutter auf ei-

nen gewiſſen Punkt ſind, wo ich die Sache dem Herzog, als etwas das zwiſchen mir und Eurer Mutter ausgemacht iſt, vorbringen kann. Dann verliere ich aber keinen Tag, um auch die meinige mit ihm abzumachen. Nach Coburg haſt Du jetzt gar nicht nöthig zu ſchreiben, Caroline. Der Herzog iſt billig, er wird einſehen, daß mir bei meiner Verbindung mit Lottchen durch den Hofrathscharakter eine Gefälligkeit geſchieht, und daß es eigentlich nöthig iſt. Kann er es wegen anderer älterer Räthe nicht gut thun, ſo ſchafft er mir ſelbſt einen von Meiningen, das bin ich gewiß. Lottchen und mir zugleich ein Vergnügen zu machen, thut er ſchon etwas Übriges — und wie froh wird er ſchon deßwegen ſein, daß der Würgengel an ſeiner Schatulle vorübergeht!

Ich habe mehr geſchrieben, als ich anfangs dachte, aber das iſt ein Geſchäftsbrief, wozu ſich ein verwüſteter Kopf immer noch ſchickt. Alles worum ich Euch jetzt bitte, meine Liebſten, iſt, daß Ihr der Mutter keine Ruhe laßt, und gar keine Bedenkzeit gebt, ſonſt zieht ſich auch meine Angelegenheit in die Länge, und die gute Stimmung des Herzogs wird nicht benutzt. Adieu Ihr Liebſten. Ich küſſe Euch tauſendmal, ich drücke Euch an meine Seele! Adieu, Adieu. S.

Montag Abends. [Jena, 21. December 1789.]

Die Kalb hat mir heute geſchrieben, mir aber gar nichts merken laſſen, als wüßte ſie, daß ich in Weimar geweſen ſei. Vielleicht hat ſie es auch nicht erfahren.

Ich habe ihr ſogleich geantwortet; lieber zehen Briefe ſchreiben, als einmal ſelbſt kommen. Von Euch ſchreibt ſie, daß ſie Euch nicht ſo oft ſähe, als ſie es wünſchte, weil ſie noch nicht ausgehe. Ihr habt mir einen Wink von ihr ausgerichtet, jetzt beſtelle ich einen ähnlichen an Euch, aber befolgt ihn ja, wie ich ihn befolgt habe. Ich habe ihr geſchrieben, daß Ihr gern mit Euch ſelbſt lebtet. In Rudolſtadt hättet Ihr dies lernen müſſen, und jetzt wär' es Euch zur Natur geworden. Neue Freundſchaften werdet Ihr wohl nicht knüpfen. Auf den Donnerstag komme ich nach Weimar — daß Ihr Euch ja nicht von irgend einem heil. Chriſt engagiren laßt! Ihr werdet mir hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten, weil ich Euretwegen um den Griesbachiſchen komme. Eure Grüße an Pauluſſens, meine Lieben, will ich heute Abend noch beſtellen.

Von unſerer Angelegenheit nichts mehr, bis wir einander ſprechen. Morgen könnte ich einen Brief von Rudolſtadt haben, wenn die chère Mère ſehr ſchnell geweſen wäre. Ich erwarte ihn erſt auf den Sonnabend. Euch wird ſie indeſſen wohl umſtändlicher ſchreiben.

Ach, wie gut iſt es, meine liebe Lotte, daß Du in der Schweiz nicht zur Hofdame worden biſt! Ich mußte über den Plan der guten Mutter lachen, von einer Hofdame zu mir — ärger kann wohl kein Project mißlingen.

Goethe habe ich nicht geſehen, auch noch nichts von ihm *gehört*. Ich *würde* mich freuen, wenn ich ihm mehr

ſein könnte. Meine Liebſten, den Augenblick geht die Poſt. Ich umarme Euch mit herzlicher Liebe. Adieu, adieu.

Jena, Sonntag Abends. [3. Januar 1790.]

Ich bin noch immer in Weimar unter Euch Ihr Lieben, und mir iſt ſonderbar zu Muth, daß ich dieſen Abend nicht auf das bewußte Kaffeehaus gehn ſoll. Ich hätte einen ſolchen Gang ſehr nöthig, um mich von den Menſchengeſichtern wieder zu erholen, die ich heute ſah. Bei meiner Ankunft fand ich ein Billet von dem Lorbeerkranz, worin mir zum Neujahr gratulirt wurde. Man hoffte darin, daß ich ihm dieſes Jahr eine Freundin ſchenken, und einen Freund erhalten würde. Das erſte ſo gewiß als das zweite. Wie nah legte es mir der Lorbeerkranz mit der erwarteten Neuigkeit herauszurücken, aber die Mühe war umſonſt. Ich fand noch Briefe von Körnern, von Hubern und aus Meiningen von meiner Schweſter. Huber hat meine Entwürfe auf Mainz vermuthet, und muntert mich auf ſie zu verfolgen. Es ſei eine Profeſſorſtelle in der Geſchichte vor kurzem erledigt worden und trage 1400 Fl. Gehalt. Wenn dies auch jetzt nicht zu ſpät käme, ſo würde ich es doch nimmermehr wählen.

Von Meiningen erfahre ich eine Nachricht, die mich betrübt. Meine Mutter iſt wahrſcheinlich todt, ein Brief vom 22. December ſagt ſie ohne Hoffnung. Deinen Brief, liebe Lotte, ſieht ſie nicht mehr, aber einen Brief

von mir, worin ich von unsrer Verbindung schreibe, hat sie wahrscheinlich noch erlebt. Ich bin froh, daß sie ihres schmerzenvollen Lebens los ist, aber ich denke ihrer mit Rührung, und es schmerzt mich, daß sie nicht mehr ist. Ein Band, das mich an die Menschen knüpfte, und das erste meines Lebens war, ist zerrissen. Sie liebte mich sehr, und hat viel um mich gelitten. Auch meines Vaters wegen thut mir dieser Zufall wehe. Er sieht sich in seinem 67. Jahre allein. Er hat viel an ihr verloren. Meine Mutter war eine verständige gute Frau, und ihre Güte, die auch gegen Menschen, die ihr nichts angingen, unerschöpflich war, hat ihr überall Liebe erworben. Mit einer stillen Resignation ertrug sie ihr leidenvolles Schicksal, und die Sorge um ihre Kinder kümmerte sie mehr, als alles andere. Ich fühle, wenn ich an sie denke, daß die frühen Eindrücke doch unauslöschlich in uns leben. Ich darf mich nicht mit ihr beschäftigen.

Lebt wohl meine Theuersten. Ich umarme Euch mit Liebe. Lina und Humboldt grüßt herzlich von mir; auch Carln*) grüßt. Adieu! Morgen finde ich Briefe von Euch; von Rudolstadt habe ich nichts vorgefunden. Lebt wohl meine Lieben.

Dienstag Abend. [Jena, 5. Januar 1790.]

Es ist mir gar lieb, daß auch Ihr es gefühlt habt, meine Lieben, wie wenig eigentlich bei unserm letzten lär-

---

*) v. Wolzogen, Carolinens Vetter und nachmals Schwager.

menden Beiſammenſein für unſer Herz gewonnen worden iſt. Es war wirklich Zeit, daß wir uns trennten. Nichts ſchlimmeres könnte uns je begegnen, als in unſrer eignen Geſellſchaft Langeweile zu empfinden, und es war nahe dabei. Der Himmel verſchone uns, daß wir je alle ſechſe zuſammenleben.

Heute, hoffe ich, ſeid Ihr glücklich von Erfurt zurückgekommen. Caroline iſt gewiß alles werth, was Ihr für ſie empfindet. Eine unausſprechliche Zartheit liegt in ihrer Seele, und ihr Geiſt iſt reich und durchdringend. Wilhelm iſt mir zu flüchtig, zu ſehr aus ſich herausgeriſſen, zu weit verbreitet. Ich traue ihm viel Fläche und wenig Tiefe zu. Sein Geiſt iſt durch Kenntniſſe reich und geſchäftig, ſein Herz iſt edel, aber ich vermiſſe in ihm die Ruhe, und wie ſoll ich ſagen? die Stille der Seele, die ihren Gegenſtand mit Liebe pflegt, und mit Anhänglichkeit an ihrem Lieblingsgeſchöpf verweilt. Von Carln mag ich nicht reden. Ich bin ihm gar nicht nahe gekommen, und fühle mich als ein ihm ganz heterogenes Weſen. Wie kam er Dir je ſo nahe Caroline? Ich begreife es nicht recht.

Wegen meiner Mutter habe ich mich zum Glück vergeblich betrübt. Gleich den andern Tag erhielt ich einen Brief von meinem Vater, worin er mir die glücklichſte Criſe ihrer Krankheit meldet. Sie hat einen Abſceß im Magen gehabt, der ſich durch ein Erbrechen gelöſt hat. Jetzt iſt ſie ganz frei von Schmerz, und fühlt wieder Appetit zum Eſſen. Wenn dieſer Zuſtand von Dauer iſt, ſo iſt ſie

dem Tode wunderbar entgangen, und ihre letzten Tage werden wieder heiter sein. Die Nachricht von unsrer Verbindung und Dein Brief, liebe Lotte, wird sehr viel zu ihrer Genesung beitragen.

Wie werden wir es aber jetzt mit Eurer Mutter halten, und was soll geschehen? Ihr müßt mir vorschreiben, was ich zu thun habe, und Euch mit mir in das Geschäft theilen. Ich denke, ich schreibe ihr auf den Sonnabend, daß der Herzog das seinige jetzt gethan habe,*) und von außen kein Hinderniß mehr sei. Ich will ihr meine Gründe schreiben, warum ich wünschte, daß unsre Verbindung beschleunigt würde. Ihr müßt aber meinen Brief durch die Eurigen unterstützen, oder lieber selbst nach Rudolstadt gehen. Es wäre unverzeihlich, wenn wir auch nur einen Tag mehr als es nöthig ist von unsrer Glückseligkeit verlören. Ich brauche nicht mehr als 14 Tage vorher es zu wissen, wann wir hier zusammensein werden, um das Nöthige anzuordnen. Je früher Ihr mir also diese Gewißheit verschafft, desto schneller bin ich hier zu Stande.

Der Lorbeerkranz möchte vor Erwartung fast vergehen. Ich brate ihn an einem langsamen Feuer. Es scheint, er weiß alles und ziemlich gewiß, aber weil ich zurückhalte, so wird ihm auch die völlige Gewißheit zum Zweifel. Gestern wurde ich wieder gebeten nur einen Augenblick nach der Vorlesung hinzukommen, und da wurde mir ein

*) Durch Verwilligung eines jährlichen Gehalts von 200 Thlr.

ſchönes Bouquet von lebendigen Blumen zum Geſchenk gemacht, mit dem bedeutungsvollen Zuſatz, ich ſolle ſie dem Frauenzimmer geben, von dem ich den Haarring trage. Man war erſchrecklich feierlich und gar rührend. Ich ſoll verſichert ſein, ſagte ſie, daß ich ihr Glück mache, wenn ich das meinige mache. Aber nichts war aus mir herauszubringen, und die Blumen mögen ſie jetzt herzlich reuen, die ſie an mich gewendet hat. Ich ſchicke Dir die Blumen nicht, liebe Lotte; ſie ſoll ihre Abſicht nicht damit erreichen, lieber mögen ſie bei mir verderben.

Eure beiden Briefe, meine Lieben, kann ich heute nicht beantworten. Mein Kopf iſt von Schnupfen ganz zerſtört, und die heitre Stimmung fehlt mir dazu. Lebt wohl. — Ach wann ſehen wir uns wieder? Ich kann nichts Beſtimmtes davon ſagen. Laßt uns ja bald dafür ſorgen, daß wir dieſe Behelfe nicht mehr nöthig haben. Adieu meine Lieben. S.

Dienſtag Abend. [Jena, 12. Januar 1790.]

Meine Lieben, wir werden einander doch nicht blos im Vorübergehen ſehn. Pauluſſens wollen bis Sonnabend Nachmittag bleiben, und ich habe mit dem Kutſcher ſchon accordirt, daß ſie ihr Wort nicht zurücknehmen können. Wir haben einander alſo von 9 Vormittags bis 11 Uhr allein, und von 11 bis 4 oder 5 in Geſellſchaft, die uns nicht ſehr geniren wird. Indeſſen wär' es nicht übel, wenn Ihr nach Tiſche eine leidliche Viſite bekämet, die ſich mit Pauluſſens

zur Noth unterhalten könnte. So könnten wir im andern Zimmer mehr für uns ſein. Vielleicht iſt es der Stein nicht unlieb, Pauluſſens kennen zu lernen. Oder wißt Ihr was? invitirt die Mlle. Schmidt; dieſe läßt alles mit ſich machen. Vergeßt auch nicht vier Billets durch den Heinrich holen zu laſſen, denn auf Freitag Nacht iſt es zu ſpät. Die Mäntel und Masken habe ich beſtellt.

Vor einer Woche noch hatte ich geglaubt, meine Theuerſten, daß wir es von dieſer Woche an überhoben ſein würden, einander auf ſolche Art zu ſehen, aber wie wenig ſind wir doch eigentlich der Zukunft Meiſter! Ich will nicht über mein Schickſal klagen, es hat über Erwartung viel an mir gethan. Ehe mich Wilhelm die Sache anders anſehen machte, hielt ich unſere Vereinigung *vor* Oſtern für etwas ganz unausführbares. Nachdem ich nun das, was ich damals für die Hauptſchwierigkeit hielt, bei mir widerlegt hatte, ſo glaubte ich an kein Hinderniß mehr, und überließ mich mit voller Sicherheit der lieblichen Hoffnung. — Ach, dieſe wenigen Monate dehnen ſich vor mir in einen unüberſehlichen Raum aus. Wie werden ſie vorübergehen?

Mein erſter Sommer in Rudolſtadt iſt mir heute wieder ſo lebhaft geworden; alle Plätze und ſelbſt der Schein der Sonne darauf malte ſich mir ab. Eine andere Sonne wird mir jetzt dort leuchten. Wie freue ich mich ſchon im voraus der Wiedererinnerung aller der Träume, dunkeln oder *helleren Ahnungen*, die mich auf jenen Plätzen be-

gleitet haben. Ich werde alle ehemalige Gestalten meiner Seele dort wiederfinden, und ihrer schönen Wirklichkeit mich freuen. O mit wieviel zarten Geweben ist Eure Gegend an mein Herz geknüpft worden; so viele idealische Gefühle habe ich darin niedergelegt, und in den schönen Schimmer, der von Euch ausfloß in meine Seele, kleidete sich mir der Himmel und die Erde.

Ihr seid doch wohl meine Lieben, bei diesem ungewissen Wetter? Ganz sicher hoffe ich Euch auf der Redoute zu sehen, sonst sehe ich Euch ja den ganzen Abend nicht. Ja ich werde Euch dort finden?

Lebt wohl Ihr Lieben. Ihr seid in meiner Seele — ach meine Seele ist nichts mehr als der Gedanke an Euch. Lebt wohl!

Montag Abends. [Jena, 18. Januar 1790.]

Ich bin glücklich wieder in Jena angekommen, meine Lieben, und fand einen Brief von Körnern, der Euch mit seinen zwei Frauen*) schönstens grüßen läßt. Bei diesen schönen Grüßen wollen wir es auch lassen, und recht freundschaftlich sein; mit den Frauen meine ich, denn mit Körnern versteht sich's ohnehin.

Gestern und vorgestern hatten wir doch wieder zwei schöne Tage zusammen, so still und so glücklich in uns selbst. Diese Genüsse werden noch steigen, wenn sie durch Beschäftigungen unterbrochen und erkauft werden, und

*) Seine Frau und seine Schwägerin.

wenn ſie durch die gleichförmige Fortdauer das Eilfertige verlieren. Schöne ſelige Zukunft und wie nahe liegt ſie vor uns, wie gewiß iſt ſie!

Wegen des Raumes in unſerm Logis habe ich meine Demoiſelles heute geſprochen, aber ſie haben mich überführt, daß es eine poſitive Unmöglichkeit iſt, mehr Platz zu bekommen. Auch iſt in der Nachbarſchaft weit und breit kein Logis für Line. Ich habe aber eine Auskunft entdeckt, die uns für dieſe wenigen Monate aus der Verlegenheit ziehen kann; es kommt jetzt nur darauf an, ob ſie Euch anſtändig iſt.

Nehmt alſo meinen Riß zur Hand und vergleicht ihn mit dem was ich jetzt ſage. Das Zimmer, das ich durch eine bretterne Wand habe theilen wollen, bliebe mitſammt dem Alcoven ganz für die Simmern und die Köchin. Zwei Betten haben im Alcoven Platz, und ſo haben ſie das ganze Zimmer frei, worinnen wir auch Coffer und Schränke ſtellen, und uns friſiren laſſen können. Nun muß aber eine von Euch beiden ſich gefallen laſſen, daß zwei Betten in ihrem Zimmer hinter eine Tapete geſtellt werden. Ich dächte, das ließe ſich ohne Unbequemlichkeit ertragen; habt Ihr doch 6 Wochen in Lauchſtädt zwiſchen lauter Betten in einem noch engern Zimmer ganz vergnügt gelebt. Allein kann jedes von Euch ſein, weil man auch in einem Zimmer mit Betten ungeſtört ſein kann. Ein Zimmer bleibt ganz frei, wo die andere wohnt, und ſo wird die *Ehre vom* Hauſe gerettet. Auch die Decenz

wird nicht verletzt, denn das Zimmer hat seinen eigenen Eingang und die Seitenthüre kann ganz verschlossen gehalten werden. Für den Heinrich ist ein honettes Zimmer zum Schlafen gefunden, nicht in der bewußten verdächtigen Nachbarschaft. Es ist bis jetzt als Holzplatz gebraucht worden, ist aber eine Kammer, und kann ganz gut gebraucht werden. Nun dächte ich, ließen wir's dabei bewenden. Auch die chère Mère könnte im Hause wohnen, im Falle sich das Auditorium nicht bekommen ließe und kein ander Logis sich fände. Dann müßte aber die Simmern und die Köchin für die wenigen Tage im Gasthofe schlafen. Ich überlasse jetzt alles Eurer Disposition; ein Vortheil bei meinem Vorschlag ist auch dieses, daß wir keine Unkosten wegen der Reparatur in den Zimmern haben. Alles bleibt dann, wie es ist.

Mit Sehnsucht, meine Lieben, erwarte ich den Anfang des Februars, wo die Wünsche aufhören, und die Freuden anfangen werden. Mein Herz umschließt Euch mit zärtlicher Liebe. Lebt wohl meine Theuersten, meine Geliebtesten. Lebt wohl! S.

Dienstag Abends. [Jena, 26. Januar 1790.]

Ich bin ungewiß, meine Liebe, ob dieser Brief richtig in Deine Hände kommt, also nur einige Worte. Morgen werde ich durch die Post schreiben. Ich erhielt gestern Vormittag einen Brief von Euch, der am Donnerstag schon fortgeschickt worden ist, und was mir auffiel, war, daß er

nur ein Couvert hatte, da Ihr doch immer zwei gemacht habt. Sollte er, da er drei Tage länger unterwegs blieb als die andern, in unrechten Händen gewesen sein? Ich bin neugierig, einen Aufschluß von Euch darüber zu bekommen. Da ich bei unserer letzten Zusammenkunft diesen Brief noch nicht gelesen hatte, so muß es Euch befremdet haben, daß ich mich in nichts darauf bezog.

Gebt mir bald Nachricht, ob Euch das Logis bei der Frl. v. Seegner anständig ist, weil sie auf Antwort wartet. Ich dächte aber, Ihr nähmet es, denn eine so gute Gelegenheit dürfte sich so leicht nicht wieder finden.

Ich habe heute einen starken Catarrh, und konnte deßwegen auch nicht lesen. Billig solltet Ihr mich in dieser schweren Krankheit besuchen. Gestern war ich bei dem Kranz, und habe so den ganzen Abend verloren. Von Euch habe ich seit meinem letzten Besuch keinen Brief noch erhalten, außer den, der schon zwei Tage vorher geschrieben worden, und also nicht gilt. Ist etwa einer unterwegs geblieben? Lebt wohl, meine Lieben. S.

Jena, 31. Jänner 1790.

Eben, meine Lieben, komme ich von der Frl. v. Seegner, und habe es richtig gemacht mit dem Logis. Ein recht artiges Zimmer mit sechs Fenstern und einer großen Kammer daneben, meublirt, ausgenommen die Betten, welche ich nicht mit accordirt habe. Eine Magd oder Jungfer kann auch im Hause schlafen. Die Seegnern ist

eine leidliche Perſon im Umgang, ſie und die alte laſſen ſich Euch vielmals empfehlen. Vom 10. Febr. an iſt das Logis zu haben, aber wohlfeil iſt es nicht. Sie fordert 15 Thlr. für das halbe Jahr, und abhandeln läßt ſich wohl nichts.

Ihr könntet jetzt hier ſein ſo oft Ihr wollt, da Ihr eigenes Logis habt, denn die Seegnern würde es auch wohl jetzt gleich einrichten. Mich freut es ungemein, daß wir mit dieſem Artikel in Ordnung ſind, und das Haus iſt in jedem Betracht einem andern vorzuziehen. Es iſt nahe bei dem meinigen, außer der Stadt, und bei Leuten, die auch mit keinen Stadtleuten viel zu thun haben.

Zu eſſen wollen meine Jungfern unſern Leuten geben, für 18 Pfennige die Perſon, des Mittags.

Ich wollte Euch gerne noch mehr ſchreiben, aber eben ſchicken mir die Studenten ein Billet für eine Privatcomödie, die ſie geben wollen, und dies konnte ich nicht ausſchlagen. Sie geht im Augenblick an, und ich muß ſchließen.

Wir ſind glücklich, und alle ſchlafend, angekommen. Lebt wohl meine Liebſten. Morgen ſchreibe ich wieder. Mein Herz iſt bei Euch. Hier Goethe. Morgen will ich darüber ſchreiben, aber den 5. Akt mußte ich ungeleſen laſſen. Ich beſchreibe mir ihn ſogleich von Leipzig. Adieu.

Freitag Abends. [Jena, 5. Februar 1790.]

Ich erhalte heute zwei Briefe von Euch, wovon der eine wieder nur ein Couvert hatte, und was mich befremdete, mit einer andern Hand frankirt war. Es iſt der

Brief, der ſchon Mittwoch in meinen Händen hätte ſein ſollen. Ich erhielt beide ſo ſpät, daß ich Euch heute nur noch das nothwendigſte ſchreiben kann.

Ich habe mich unterdeſſen bei dem hieſigen Superintendent Oemler wegen dem Aufgebot und der Trauung erkundigt. Er ſagt, daß ich Dispenſation haben müſſe, um in den Faſten getraut zu werden, und daß ich hier nicht aufgeboten werden könne, ohne von dem Rudolſtädter Conſiſtorium wegen Lottchen ein Zeugniß zu haben; eben ſo müſſe ein Zeugniß wegen meiner nach Rudolſtadt geſchickt werden, ohne welches man uns dort nicht proclamirte. Es muß alſo an beiden Orten geſchehen, und da die Trauung eigentlich an dem Orte der Braut ſein ſoll, ſo iſt die Trauung in Jena oder einem Jenaiſchen Orte mit mehr Unkoſten verbunden. Morgen muß ich an die Mama ſchreiben, daß ſie dieſes in Rudolſtadt beſorgt, denn ſonſt werden wir durch die Conſiſtorien chicanirt und verlieren ganze Wochen. Gehen wird es wohl, aber je länger in die Faſten, deſto mehr Geld ſoll es koſten, um Dispenſation zu erhalten.

Wie herzlich ſehne ich mich darnach, daß alle dieſe Anſtalten vorbei ſein werden! Sie erinnern mich immer, daß wir noch nicht bei einander ſind!

Wegen der *** habe ich ernſtlich Verdacht, denn ich weiß, was ſie fähig iſt. Auch ohne italieniſchen Himmel würde ich Dir nicht rathen, in gewiſſen Augenblicken mit ihr zuſammenzutreffen, — denn Leidenſchaft und Kränklich-

keit zuſammen haben ſie manchmal an die Gränzen des Wahnſinns geführt. Bewahre der Himmel, daß ich ihr etwas merken laſſen ſollte. — Sie erhält jetzt von mir keine Antwort auf ihre Briefe mehr. Wie kann ich ihr ſchreiben?

Körnern habe ich geſagt, meine Liebe, daß Du ihm bald ſelbſt verſichern würdeſt, was er Dir ſei. Du wirſt es gerne thun, weil Du ihn liebſt und ſchätzeſt.

Adieu meine Lieben. Eure Briefe adreſſirt künftig an Paulus, ſo iſt alles aufmachen verhütet; und zur Sicherheit ſchickt ſie durch andere Domeſtiken auf die Poſt und nehmt ein anderes Siegel. Gute Nacht meine Theuerſten.

S.

Donnerstag früh. [Erfurt, 11. Februar 1790.]

Wie glücklich machte mich Dein lieber Brief, mein Theuerſter! Auch meinem Leben giebt die nahe ſichere Ausſicht des Zuſammenſeins einen Reiz, den ich nicht ausſprechen kann. Unſer Plan hat keine Schwierigkeiten, Körners Einſtimmen freut mich auch — dem ruhigen Blick der Freundſchaft können wir trauen. Humboldt iſt hier, in dieſem Moment mit Carolinen in meinem Zimmer. Es hat ſich ſchnell unter ihnen entſchieden — ſie werden zuſammenleben. Humboldt raiſonnirt über ſeine Gefühle, iſt ſich ſelbſt ein Gegenſtand der Contemplation — vielleicht iſt dieſer Zuſtand nur vereinbar mit einer Innigkeit, die ſich in einem Gegenſtande verliert. Er ſagt, daß er

Carolinen nicht liebe, doch glücklich mit ihr ſein werde — ich ſpreche mit Dir darüber. Es wird ein ſehr zartes Gewebe unter ihnen ſein.

Den Coadjutor ſehen wir alle Tage, meiſt in großer Geſellſchaft, wo an nichts Intereſſantes zu denken iſt, aber ich halte ihn wirklich für einen trefflichen Menſchen, es iſt eine Art von moraliſchem Enthuſiasmus in ihm, und in den meiſten Zügen ſtimmt er immer für das Größte und Kühnſte.

Wir machen wieder ſtarke Projecte auf Mainz. Humboldt meint dort Geſandter werden zu können. Glücklich, daß uns die nächſte Zukunft gewiß iſt, die ferne ſei dem guten Schickſale überlaſſen. — Adieu, mein Theuerſter, Caroline grüßt Dich innig. Ewig Dein. — Mach' ja, daß wir Dich den Sonnabend ſehen. — Lotte ſchreibt darüber.

Caroline.

Freitag Abends. [Jena, 12. Februar 1790.]

Der heutige Tag war gar glücklich für mich. Briefe von Euch, meine Liebſten, von Carolinen, und von Körnern, der ſich endlich wieder in den vorigen herzlichen Ton mit mir findet.*) Wie froh mich dieſe Wendung macht, kann ich Euch nicht verbergen. Unſer aufblühendes Verhältniß ließ mich voriges Jahr ſeinen Beſitz nicht ſo

*) Schillers Briefw. m. Körner. Th. II. S. 169.

nahe und lebhaft wie ehemals empfinden, und das ſchöne Glück, das ſeitdem vor meiner Seele ſchwebte, verbarg mir den Verluſt, der mir in ihm drohte. Konnte ein Wunſch noch Raum haben in meinem Herzen, da Ihr mein geworden ſeid? Daß ich ihn nun auch wieder habe, iſt mir ein überraſchender Gewinn, und ich kann meine ſchönen Beſitzungen jetzt kaum mehr überſehen. Wie viel Edles und Treffliches ſchließe ich an mein Weſen und nenne es mein! Mein Herz fließt auseinander in einem reichen und herrlichen Gefühl!

Caroline iſt alſo doch wieder beſſer, da ſie mir ſchreiben konnte. Findet ſie recht geſund und ſagt ihr, daß ihr Brief mir eine liebe Erſcheinung geweſen ſei. Mit ihrem lichtvollen Blicke beleuchtet ſie mir meine eigene Seele. Sie iſt mir ein lieblicher Genius, der ſelbſt glücklich um den Glücklichen ſchwebt. Daß ich von heut in 7 Tagen in Eurer Mitte bin — dann unzertrennlich von Euch ſein werde! Ach dies iſt mir ein unausſprechlich ſeliges Gefühl. Donnerstag Abends, gleich nach meiner Vorleſung werde ich von hier wegfahren, und in derſelben Nacht zwiſchen 11 und 12 hoffe ich in Erfurt zu ſein. Vielleicht finde ich Euch noch wach, ich werde wenigſtens unter einem Dache mit Euch ſchlafen. Vergeßt nicht mir ſogleich nach Eurer Ankunft den Gaſthof zu bezeichnen, wo Ihr abſteigen werdet. Caroline wird es ja wohl einrichten können, daß ſie den Freitag- und Sonnabendmorgen zeitig im Gaſthof iſt. Mit ihr möchte ich ſo vielerlei

ſprechen. So lange Wilhelm*) da war, konnte ich ſie ihm nicht nehmen.

Wie beneid' ich Euch um die ſchöne Woche, die Ihr in Erfurt mit einander verleben werdet. Mir wird dieſe kurze Trennungszeit ſchwer genug werden. Ich bin jetzt nichts mehr für die Gegenwart. Was den ſchlaffen Seelen ihr ganzes Lebelang begegnet, begegnet mir jetzt. Ich kann keinen Eindruck von außen mehr recht auffaſſen, keine Geſtalt will an meiner Seele haften.

Schreibt mir aber doch fleißig von Erfurt, wenn es auch wenig iſt, daß ich mich doch auf etwas zu freuen habe, wenn der Poſttag kommt. Zwei oder drei Briefe könnte ich immer noch von Euch erhalten. Es ſind auf lange Zeit die letzten, die Du mir ſchreiben wirſt, Lotte.

Wahrſcheinlich war es eine Wirkung meines letzten Briefs, was *** bei Eurer letzten Zuſammenkunft mit ihr ein ſo ſonderbares Betragen gegeben hat. Ich begreife nicht, mit welcher Stirne ſie mir ſchreiben konnte, daß ich „die giftigen Zungen nicht die Wahrheit ſolle geredet haben laſſen.“ Daß ſie ſich in unſer Betragen gegeneinander gemiſcht hat, iſt doch ziemlich entſchieden, ſie hat alſo wirklich gegen ſich ſelbſt geſprochen. Sie empfahl mir bei meiner Antwort Genauigkeit in der Aufſchrift des Briefs, weil ſie fürchtete, daß er in ihrer Schweſter Hände kommen könnte. Dieſes gab mir Gele-

*) v. Humboldt.

genheit ihr zu ſagen, daß die Vorſicht nicht überflüſſig ſei, denn mir wäre es wirklich begegnet, daß von den Briefen, die ich nach Weimar geſchrieben, einige durch fremde Hände gegangen. Sie drang in mich in ihren letzten Briefen, ſie nur auf einen Augenblick zu beſuchen, weil ſie mir etwas ſehr wichtiges zu ſagen habe. Da ich es neulich endlich ganz abſchlug, ſo eröffnete ſie mir in ihrem letzten Brief die Sache, um derentwillen ſie ſo nöthig fand mich zu ſprechen. Dies war nun offenbar nicht die Wahrheit, denn ihr Anliegen iſt durch einen Brief faſt noch leichter abzuthun geweſen. Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenſchaftlichen Stunde, mit Klugheit und Liſt wollte ſie mich umſtricken. Sie iſt jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen. Da ich ihr neulich ſchrieb, „ich zweifle, ob ſie jetzt die Stimmung ſchon gefunden hätte, worin unſre Zuſammenkunft für uns beide erfreulich ſein könnte, und daß ich dieſes aus einigen Vorfällen ſchlöſſe," ſo antwortet ſie mir nun: Ich irre mich ſehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeſchickten Traum, der lange ſchon nicht mehr in ihrer Erinnerung ſei, in Zuſammenhang brächte, und dergleichen mehr. Darauf ſchrieb ich ihr: Die Verſicherung, die ſie mir gebe, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgelöſcht ſei, erlaube mir endlich freimüthig über das Glück mit ihr zu ſprechen, das meine nahe Verbindung mir gewähre; ich ſprach nun mit vollem Herzen von unſerer Zukunft, und

dies hat sie nicht ertragen. Hat sie es nicht durch die Platitüde verdient, womit sie ihre eigne Empfindung herabsetzt? Warum schreibe ich von ihr so viel? Ich hätte etwas besseres thun können. Lebt wohl, meine Theuersten, lebt wohl.

Sonntag Abends. [Jena, 14. Februar 1790.]

Ihr seid jetzt beisammen, meine Lieben, und mein Herz sagt mir, daß ich Euch nicht ferne bin. Noch vier Tage und ich bin in Eurer Mitte — das ist eine unaussprechlich schöne Aussicht. Meine Sorge ist nur, daß wir einander so wenig werden sehen können. Einige Vormittagsstunden — das wird wohl alles sein, und Ihr werdet dafür sorgen, fürchte ich, daß die Vormittage nicht zu früh anfangen. Ich will eine Stunde Vorlesung mehr noch daran wenden, und es einrichten, daß ich Donnerstag Abends spätestens zwischen 9 und 10 in Erfurt bin. Könnt Ihr, so richtet es so ein, daß Ihr zeitiger nach Hause kommt, und ich Euch die Nacht noch eine Stunde genieße. Vergeßt nur nicht mir zu schreiben, in welchem Gasthof Ihr abgestiegen seid. Verfehle ich diesen, so ist die halbe Freude verloren. Wenn keine Antwort auf diesen Brief mehr bei mir eintreffen kann, und Ihr diesen Umstand in dem Briefe, der unterwegs ist, vergessen habt, so schickt den Heinrich gegen 9 Uhr oder auch nur ein Billet in den Schleedorn, wo ich halten werde. Dem Heinrich könntet Ihr *auftragen*, daß er mir ein gutes Zimmer (eines nehm-

lich, das nicht zu weit von dem Eurigen iſt) ſoll parat halten laſſen. Die Reputation kann nichts dadurch leiden, die Heirath macht alles gut.

Auf die neuen cher Père und chères Frères-Geſtalten bin ich begierig. Thut mir den Gefallen, und beſchreibt mich als einen wunderlichen Kopf oder lieber gleich als einen Bären — das hat in Rudolſtadt ſchon mein Glück gemacht, und wenn ich dann nur niemand freſſe, ſo bin ich ein artiger Menſch. Das Univerſum von Dalberg hätte ich noch gar gern geleſen, aber hier iſt es nicht zu haben. In Erfurt hoffe ich es zu finden, ich rechne darauf, es aus der Taſche herausſehen zu laſſen, wenn ich bei'm Coadjutor bin. Da ich dieſe Zeit her alles Intereſſe an Arbeiten verloren, die nicht durch ſich ſelbſt es erzwingen, ſo bin ich darauf gefallen, ein altes Schauſpiel wieder hervorzuſuchen, wovon ſchon vor 3 Jahren Scenen fertig waren. Die Scenen mißfielen mir, aber ich habe eine davon mit vielem Glück retouchirt. In der Thalia werdet Ihr ſie leſen, oder auch hier im Manuſcript. Schon lange fehlte es mir an einem Gefühl des gegenwärtigen Genius — ſo daß es ſchien, als wenn er mit mir ſchmollte. Aber Amor und der Genius der Dichter ſind auf einander nicht neidiſch, vielmehr iſt es ihr Intereſſe, wenigſtens bei mir, freundlich zuſammen zu halten. Ich kann gar nicht beſchreiben, meine Lieben, wie mich die Ausſicht freut, mich in Eurer Mitte mit einer dichteriſchen Arbeit zu beſchäftigen. Die höchſte Fülle des künſtleriſchen Genuſſes mit

dem gegenwärtigſten Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchſte Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen iſt bei mir auch das unfehlbarſte Mittel, jeden zu ſeiner höchſten Fülle zu bringen. An Euren Herzen, meine Lieben, werde ich dieſen Wunſch in Erfüllung ſehen. Liebe allein, ohne dieſes innere Thätigkeitsgefühl, würde mir ihren ſchönſten Genuß bald entziehen — wenn ich glücklich bleiben ſoll, ſo muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen, ich muß mich der Glückſeligkeit würdig fühlen, die mir wird — und dieſes kann nur geſchehen, wenn ich mich in einem Kunſtwerk beſchaue. Es iſt nicht Egoiſterei, nicht einmal Stolz, es iſt eine von der Liebe unzertrennliche Sehnſucht, ſich ſelbſt hochzuſchätzen.

Ihr ſeid alle geſund, will ich hoffen, und Eure Glückſeligkeit wird durch nichts geſtört. Nur für meine **Braut** und **Schwägerin** fürchte ich die großen Diners und Soupers gar ſehr, und faſt auch für mich ſelbſt, wenn ich bei Euch ſein werde. Dir Caroline (D) gebe ich Deine zwei Gäſte auf's Gewiſſen, Dich halte ich noch für die beſte Philoſophin unter den Dreien. Nimm Dich der Geiſtigkeit an, und ſei eine Seelſorgerin im vernünftigen Sinne.

Ich werde den Schnupfen wohl aus dem ledigen Stand in den Eheſtand mit hineinnehmen, wie der Anſchein iſt. Jetzt plagt mich ein böſer Hals und ein Huſten, und ich *medicinire*, damit ich doch wenigſtens auf den Freitag

leidlich ſprechen kann, denn jetzt wird mir die Stimme wirklich ſchwer. Sonſt iſt mir aber ſehr wohl und ich bin heiter.

Heute ſind wir in der Jenaiſchen Hauptkirche feierlich aufgeboten worden, mit einem langen Schweif von Glückwünſchen, wie ich höre, von Herrn Oemlers Invention. Mir iſt jetzt nur bange, daß ſich niemand meldet, den ich zu heirathen verſprochen habe, oder daß Knebel nicht auftritt, und mir Lottchens Hand ſtreitig macht. Gewiſſe Leute ſollten wirklich, damit die Geſchichte eine tragiſche Verwickelung bekäme, dieſen Reſſort ſpielen laſſen. Dem heutigen Aufgebot habe ich vermuthlich den Brief zu danken, den ich zu Eurer Unterhaltung hier beilegen will. Ihr werdet mir doch gönnen, daß ich im Herzen des Kranzes ſo gut logirt bin. Die Zimmer in ihrem Herzen, wie ſie's nennt, ſind ungleich wohlfeiler als die in ihrem Hauſe, es iſt aber auch weniger daran zu verderben. Meiſtens ſind's Zimmer für Domeſtiken.

Ich habe mir heute vergebliche Rechnung auf einen Brief von Euch gemacht; an der Poſt lag es nicht, daß keiner kam. Ich will mich aber reſigniren, da die Zeit ſo nahe iſt, wo die Briefe ihren Credit ohnehin verlieren.

Ich vermuthe, liebe Line, Du willſt Sonntag Abends noch nach Jena, um den Montag nicht zu ermüdet in Kahla anzukommen; ich habe deßwegen im Seegneriſchen Hauſe beſtellt, daß Zimmer und Betten Sonntag Abends parat gehalten werden. Ich wäre ſehr dafür, noch Sonn-

tags hieher zu reiſen, ſo ſind wir dann auf den Montag um ſo weniger preſſirt. Wenn Euch nur Lina hieher begleiten könnte. D. Stark iſt ein ſehr geſchickter Arzt, und in Erfurt iſt, ſo viel ich weiß, kein beſonderes mediciniſches Genie. Es wäre alſo mehr als nur Vorwand, dem Papa plauſible zu machen, daß er ſie ihrer Geſundheit wegen zuweilen hieher gehen laſſe.

Mir iſt eingefallen, ob ſich der Rath Becker von Gotha nicht bereden ließe, während unſers Dortſeins nach Erfurt zu kommen. Es freute mich doch, ihn wieder zu ſehen, und er wäre uns eine gute Stütze in der großen Geſellſchaft. Wenn Ihr ihm Nachricht gebt, kommt er gewiß.

Jetzt adieu, meine Lieben. Ich ſchreibe Euch nun keinen Brief mehr, weil ich ſelbſt eben ſo zeitig ankomme. Seid vergnügt und denkt meiner. Ich umarme Euch mit zärtlicher Liebe. Adieu. S.

Montag Abends. [Jena, 3. Mai 1790.]

Wir leben hier gar freundliche Tage, meine Liebe. Wie freut es mich, daß auch Du Dir in Deiner jetzigen Exiſtenz gefällſt. Ich kann mir nicht ſagen, daß wir getrennt von Dir ſind, ſo nahe fühle ich mich Dir. Eigentlich trennt doch nur die Seele, ſo wie nur ſie allein verbindet. Du biſt *mein*, wo Du auch mein biſt. Freilich iſt es anders, wenn meine ganze Seele in Worten und Augen ſich gegen Dich ausbreiten darf, aber nur die ungewiſſe Sehnſucht macht die Entbehrung für mich zum

Schmerz. Doch könnteſt Du immer an Deine Hieherreiſe denken. Wenn Dich Mama einige Wochen gehabt hat, ſo darf ſie ſich mit dieſem Opfer begnügen.

Freilich wär's gut, wenn Caroline die bedenklichen Anfangswochen mit dem ** bei Dir hätte zubringen können, aber es iſt wohl nicht die entfernteſte Hoffnung, daß es angeht. Ich glaube nicht, daß Du Dich viel verbeſſern würdeſt, wenn Lolo auch auf einige Wochen zu Dir käme. ** ſteht doch immer in einem familiären Verhältniſſe mit ihr, an dem die Heirath im Grunde nichts geändert hat. Was er ſich ſonſt gegen Dich und ſie erlaubt hat, würde er auch wohl noch jetzt; etwas weniger vielleicht in meiner oder in fremder Gegenwart. Auch müßten ihm allerlei Gedanken aufſteigen, wenn er Lolo bei ſeiner Ankunft in Rudolſtadt ſähe, weil ihm wahrlich ſein Gewiſſen nicht ſagen kann, daß man ſich um ſeinetwillen hinbemüht haben werde. Indeſſen findeſt Du es doch vielleicht nicht ohne Nutzen, und dann werden wir es auch ſo finden.

Heute habe ich einen Brief von Hauſe erhalten, worin die angenehme Nachricht ſteht, daß meine Mutter ſich anfängt zu erholen. Herzlich hat ſie mich erfreut. Ich hoffe noch immer, ſie wiederzuſehen, und ihr einige frohe Tage noch zu ſchenken. Auch Lolo und Dich muß ſie noch ſehen, und mein Vater muß Euch ſeine Artigkeit in's Angeſicht ſagen.

Ich bin nun ganz wieder in meine Geſchäfte verloren, und ſo daß ich oft mich ſelbſt dabei verliere. Aber dies iſt

von ſolchen Arbeiten, woran das Herz unbeſchäftigt bleibt, unvermeidlich, und es iſt gut für mich, daß ich es nur kann. Ich genieße darum mich ſelbſt, und alles was ich zu mir rechne, nur halb, nur flüchtig. Aber Ihr ſtreut mir Roſen auf den Weg, der ohne Euch ſo unfreundlich, ſo unerträglich ſein würde.

Gute Nacht, Liebſte. Wenn ich Dir nicht mehr ſchreibe, und in dem Wenigen noch Dir ſo wenig gebe, ſo rechne es meinem Herzen nicht an, aber meinem Kopfe. Es iſt ſchon ſeit lange, daß ich nicht eigentlich in mir ſelbſt lebe, und Du weißt, daß ich nur da Dir recht begegnen kann.

Lolo iſt gar lieb, und ich freue mich, ſo oft ich ſie ſehe, ihres lieben Daſeins um mich. Sie iſt vergnügt und auch ſehr wohl. Möchteſt auch Du beides ſein meine Liebſte, möchteſt auch Du immer und immer um mich leben und weben.

Nichts mehr für heute. Grüße Lina ſchön, wenn Du ihr ſchreibſt; ich werde ihr nun auch bald wieder ſchreiben. Lebe wohl. Der chère Mère ſage recht viele Grüße.
Ewig Dein S.

Sonnabend, 15. Mai. [Jena, 1790.]

Heute früh, meine Liebe, wirſt Du ganz unverhofft mit einem Billet von Pauluſſens überraſcht worden ſein, die geſtern auf einer Reiſe nach Schwaben Rudolſtadt paſſirt ſind. Sein Vater iſt todtkrank und will ihn noch einmal *ſehen. Uns iſt's* gar nicht lieb, Pauluſſens zu miſſen.

Wir haben doch außer ihnen gar keine nur leidliche Gesellschaft.

Du siehst also, liebste Line, Du mußt bald kommen. Ohnehin ist mit Ende der nächsten Woche Dein Termin vorbei, 3 Wochen wolltest Du in Rudolstadt bleiben. Komm also, wenn Du es irgend nur machen kannst, auf Pfingsten mit dem heiligen Geist. Es ist jetzt gar hold und freundlich bei uns, in Jena meine ich, in unserm Hause versteht es sich ja ohnehin. Wir gehen jetzt alle Tage in's Freie, und lernen immer neue schöne Plätze kennen, die Dir sehr gefallen werden, weil sie nahe sind.

Lolo hat gestern 2 Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht und mich lesen hören und mir Thee gemacht. Sie hat sich vor den Studenten sehr gefürchtet, jetzt aber hat sie Herz. Ich fing gestern die Vorlesungen über die Tragödie an und finde gar viel Vergnügen in dieser Arbeit. Ich entdecke viele Erfahrungen, die die Ausübung der tragischen Kunst mir verschafft hat und von denen ich selbst nicht wußte, daß ich sie hätte. Zu diesen suche ich den philosophischen Grund und so ordnen sie sich unvermerkt in ein lichtvolles zusammenfügendes Ganze, das mir viel Freude verspricht. Ich habe so doch jede Woche eine aufgeheiterte Stunde an einem Orte, wo sie sonst nicht sehr zu erwarten ist.

Dominikus von Erfurt hat mir dieser Tage auch geschrieben. Er hat die univ. historische Übersicht gelesen

und ſagt mir darüber gar viel ſchönes, faſt in zu jugendlichem Ton für einen Mann wie er.

Ein neuer ſchwäbiſcher Magiſter iſt jetzt auch hier angekommen und wohnt bei Pauluſſens. Er ſcheint ein Menſch von vielem Kopf und vielen Kenntniſſen. Ich mag die Schwaben doch gar gerne leiden.

Lolo wird nächſte Woche Clavier- und Singſtunden anfangen, und nächſtens auch das Italieniſche. Du ſiehſt, es geht alles lebendig und geſchäftig bei uns zu. Es würde auch ſchwer werden, uns Langeweile Schuld zu geben.

Lebe wohl, liebſte Line. Wie ſehne ich mich Deine liebe Geſtalt wieder zu ſehen, in Deinem Weſen mich zu verlieren. Ich drücke Dich an meine Seele. Leb wohl.

Dienſtag Abend. [Jena, 27. Juli 1790.]

Was wird die liebe kleine Frau*) jetzt machen? Ich kann es mir noch immer nicht recht glauben, daß ſie fort iſt, und ſuche ſie in jedem Zimmer. Aber alles iſt leer und ich finde ſie nur noch in den Sachen, die ſie mir zurückgelaſſen hat. Was ich von ihr ſehe, alles, was mich an ſie erinnert, giebt mir unbeſchreiblich viel Freude. Seid Ihr vergnügt zuſammen, meine Lieben? Iſt meine Line wohl? Und —

Bertuch war heute bei mir, und kündigt mir an, daß

---

*) Seine eigne Frau, ſeit dem 22. Februar, jetzt zum Beſuch bei ihrer Mutter und Schweſter Caroline in Rudolſtadt.

er auf's Vogelſchießen mit ſeiner Frau und Krauſen in Rudolſtadt einen Beſuch abſtatten wird. Er ſagt, daß Goethe nach Schleſien abgereiſt ſei. Sagt Beulwitz, daß in wenig Tagen die Nachricht daſein wird: Es ſei Friede. Der Herzog von Weimar hat's geſchrieben. Der König von Ungarn wird alles zurückgeben, was er von den Türken erobert hat.

Ich war heute ſpazieren und habe mich des vorigen Sommers erinnert. Die Empfindungen waren mir gegenwärtig, womit ſich heute vor einem Jahr mein Herz getragen hat. Es war vor unſrer Zuſammenkunft in Lauchſtädt. Meine ganze Seele fand ich wieder in dem ähnlichen Anblick der Natur. Wie voll Hoffnung flog ich zu Euch, und wie viel Seligkeit im Herzen kam ich zurück.

Ich hab' es Bertuch auf die Seele gebunden, daß er uns Lips hierher ſchickt. Lips hat jetzt ſehr viel Arbeit. Er ſoll einen Kopf zu dem 3. Band der Mémoires machen, den Saladin, oder Richard coeur de Lion. Sei doch ſo gut Line und erkundige Dich, ob ſich in der Rudolſtädter Bibliothek kein Kupfer von einem dieſer beiden findet.

Wird mir die kleine Frau übermorgen die Familie ſchicken? Ich ſehne mich nach Nachricht von Euch. Morgen werde ich wohl noch leſen, da ich ſchwerlich etwas werde arbeiten können. Der Himmel, ſehe ich, läßt keinen Scherz mit ſich treiben. Ich habe ſoviel davon geſprochen, daß ich krank ſein wolle, und ich bin's wirklich, aber ohne Folgen. Ich habe heute einen geſchwollenen

Backen und Zahnſchmerzen geſpürt, und dieſen Abend wurde das Zahnweh auf einmal ſo ſtark, daß es mich aus dem Schlafe weckte, und ich die bewegliche Magd herauspochen mußte, mir Licht zu ſchlagen. Es iſt Nachts um 2 Uhr daß ich dieſen Brief ſchließe, und ſeitdem ich ſchreibe iſt mir viel beſſer. Heute mußte ich den Brief noch ſchließen, wenn Du ihn morgen haben ſollſt, denn ich werde wohl vor 9 nicht erwachen. Ich umarme Euch herzlich Ihr Liebſten. Lebt wohl. — Übermorgen mehr. Lebt recht wohl.

Sonnabend früh. [Jena, 31. Juli 1790.]

Wie ſehne ich mich nach Nachrichten von Euch, Ihr Liebſten! Mir iſt, wie 4 Wochen vor unſrer Heirath, ſo leer, ſo einſam unter allem, was mich umgiebt. Seit geſtern bin ich nicht ausgegangen, und die langerwartete Krankheit iſt gekommen.

Vorgeſtern Abends nach 9 Uhr ging ich noch zu Paulus, wo wir bis 11 geplaudert haben. Vielleicht bitte ich ſie heute Abend zu mir, wenn ſie nicht auf den Ball gehen. Der Mag. Viſcher, den Du doch kennſt Lotte, hat ihn veranſtaltet, um mit der Fräulein v. Götz tanzen zu können. Er iſt glücklich wie ein Seliger im Himmel.

Eben erhalte ich Eure Briefe, Ihr Lieben. Ich danke Euch. Laßt nur die chère Mère nicht krank werden; und ich bitte Euch, wenn ihr etwas auf dem Herzen drückt, bringt ſie dahin, daß ſie ſich darüber ausſpricht. Über Dei-

uen Brief, meine Line, das nächstemal. Ich fürchte mein Brief kommt nicht mehr fort. An Hubern will ich nächste Woche schreiben.

Lebt wohl meine Theuersten. Ich umschließe Euch. Richte Dich nach den Wünschen der chère Mère liebstes Herz, aber wenn Du Montag nicht kommen kannst, so schreib' mir's, wo möglich durch die Familie. Lebt wohl, lebt wohl.

[Jena] Sonnabend, 11. September 1790.

Liebste, endlich bin ich doch der verdrüßlichen Arbeit los*) und kann Dir wieder aus meiner Seele etwas sagen. Jetzt erst fühle ich, daß Du schon lange von uns bist; seither waren's nur Augenblicke, daß ich außer mir lebte. Die liebe Lolo half mir diese beschwerliche Periode leicht überstehen. Wie viel Freude giebt mir ihre Liebe, ihr freundliches, glückliches Dasein um mich her, das liebliche Spiel ihrer sanften Seele. Wenn Du nun erst wieder um mich lebst, und es ununterbrochen bleibst, liebste Seele — ja es werden schöne Tage sein. Und müssen wir denn erst den Zufall dazu abwarten, an den ich noch immer keinen rechten Glauben habe? Laß uns die Gegenwart ergreifen, sie ist ja in unsrer Macht. Du bist über diesen Punkt vielleicht freier als Du selbst denkst. Mache jetzt sogleich den Versuch mit dem U — So wie Du es jetzt anfängst, wird

---

*) Der dreißigjährige Krieg, bis zur Breitenfelder Schlacht.

er ſich gewöhnen. Von geſtern über 14 Tage ſind meine Collegien aus, aber ich kann erſt den 11. oder 12. October abkommen. Du könnteſt in 8 Tagen hier ſein und bleiben bis auf den 3. oder 4. October. Ich lebe hier doch weit beſſer mit Dir, als in Rudolſtadt unter den vielen fremden Geſichtern. Wir genießen die letzten ſchönen Tage des Sommers noch zuſammen, Du kannſt auch in unſerm Hauſe wohnen.

Der G. S. iſt mir die Antwort auf meinen Brief noch ſchuldig. Er bekam ihn am letzten Tag ſeines Aufenthalts in E. und ich fürchte faſt, er vergißt über den Zerſtreuungen in Frankfurt mir zu antworten. Ich ſchreibe ihm aber in 14 Tagen wieder, und ſo will ich überhaupt mit ihm fortfahren. Wie wenig iſt dieſes freilich gegen den wohlthätigen, lebendigen Umgang! Ich fühle, wie ſehr mir mit ſeinem geiſtreichen Ideengange geholfen wäre. Manchmal verſinkt meine Seele ganz in der Einförmigkeit ihrer Beſchäftigungen. Friſch und kräftig wird das innere Leben des Geiſtes nur durch die Reibung mit andern. Paulus könnte mir viel ſein, wenn er ſich ſelbſt mehr angehörte, aber er iſt von Geſchäften zerſtreut und gedrückt wie ich, und mit freiwilliger Kraft ſproßt nichts aus ſeinem Kopfe. Es iſt mir aber nicht immer gegeben, erſt die Hebamme eines andern zu machen, wenn ich nach einem erfriſchenden Umgang ſchmachte.

Eine Recenſion meines Geiſterſehers in der A. Lit. Zeitung, welche mit Wärme und nicht ohne Geiſt geſchrie-

ben iſt, hat mir ihn ordentlich wieder in Erinnerung gebracht, und wenn ich ſonſt nicht beſchäftigt wäre, ſo könnte ich mit Vergnügen an der Fortſetzung arbeiten. Mein Plan iſt ungleich intereſſanter, als ihn der Verf. dieſer Recenſion ahnet, und die folgenden Theile könnten alles das Intereſſe in ſich vereinigen, das dem erſten noch fehlt.

Es ſchlägt 9, Liebſte, der Brief muß auf die Poſt. Mit dem Boten ſchreibe ich Dir mehr. Laß mich ja doch in Deinem nächſten Briefe hören, daß Du bald hier ſein wirſt. Ich ſchließe Dich an meine Seele. Leb wohl.

S.

Montag Abend. [Jena, 4. October 1790.]

Nur ein paar Zeilen, liebſtes Herz, ſchreibe ich Dir, daß ich wohl bin und mich freue einen Tag ohne Dich überſtanden zu haben. Du biſt glücklich angekommen mit Linen, Deine Zeilen haben mich gefreut. Ich hoffe Dich einen Tag früher zu ſehen, als ich mir bisher vermuthete, vielleicht ſchon Sonntag Abend. Geſtern war ich ſpazieren auf unſerm ſchönen Weg an der Saale, Lobeda zu. Ich kam Euch ſo doch um eine Stunde näher. Heute bin ich zu Hauſe geblieben. Geſehen hab' ich noch niemand. Ein Calender kam auch nicht, aber dieſe Briefe, die ich Euch hier ſchicke, und aus denen ich zwei Impertinenzen gegen mich in einer halben Stunde erfuhr. Die Gedichte werden Euch beluſtigen. In dieſer Art habe ich noch nichts ſo *tolles* geleſen, aber der Menſch iſt nicht ohne Phantaſie.

Beſonders leſenswürdig iſt die Anrede eines Freigeiſtes an ſeine letzte Stunde. Ich glaubte ich müßte mich krank lachen. Könnt Ihr mir für die Muſikalien Liebhaber bekommen, ſo iſt mir's doch lieb. Ich kenne den Menſchen und ich glaube, daß er das Geld ſehr nöthig hat. Grüße die Rudolſtädter, und bleibe mir recht geſund mit der lieben Line. Leb wohl liebſtes Herz. Spaße Du ſachte. Adieu, adieu.

Dienſtag Abends. [Jena, 5. October 1790.]

Ich muß, ehe ich zu Bette gehe, die kleine Frau noch grüßen. Man hat ſie wohl längſt ſchon zu Bette gejagt, und die Nachtmütze fängt ſchon an ſchief zu ſitzen.

Eure Briefe, Ihr Lieben, freuten mich gar ſehr, weil ich mir wirklich nur halb dazu Hoffnung machte. Ich rechne es Euch auch recht hoch an; mein Kopf iſt ſo ermüdet, ſonſt wollte ich recht viel kluge Sachen ſchreiben. Ich führte geſtern und heute ein recht einſiedleriſches Leben, aber doch freundlich, wie es ohne Euch ſein kann. Geſellſchaft hätte nichts an mir verbeſſert. Die königliche Tochter habe ich gewiſſenhaft gepflegt und ehrerbietig behandelt. Nichtsdeſtoweniger iſt ſie heut den ganzen Tag auf den Dächern herumgeſtreift. Sie muß eine aſiatiſche Prinzeſſin ſein, wo man auf den Dächern promenirt. Cri ſchließe ich in mein Gebet ein und werde es Herrn Oemlern wiſſen laſſen, in der Kirche für ſeine Geneſung zu bitten, *und wenn Gott nicht* helfen will, ſo muß es der Schinder.

Möchte einer von beiden ſich auch des △ erbarmen. Todt geſagte Leute leben lang, das iſt eine traurige Ausſicht. Ich beneide Euch aber um die paar ſeligen Minuten, die Ihr gehabt haben müßt, ehe ſich das Gerücht widerlegte. Wenn er nicht ſterben will, ſo wünſchte ich wenigſtens, man ſagte ihn alle 14 Tage einmal todt, daß wir doch die Freude hätten.

Der Stein will ich, ehe ich abreiſe, den 30jährigen Krieg nach Weimar ſchicken. Hat die Stein nichts näheres vom Herzog geſagt? Aber eh' Ihr mir antworten könnt, weiß ich ſchon ob er kommt.

Es freut mich, daß der U. ſich ſo ordentlich aufführt. Dafür will ich ihm auch recht viel Schönes vorſagen. Wird viel Schach geſpielt, und ſind die Tarocklombre-Tiſche parat? Ich habe im Sinn recht lüderlich zu werden und Ihr werdet mir, wie ich hoffe, dazu behülflich ſein.

Auf das Geſpräch machſt Du Dir vergebliche Rechnung meine Line. Ich habe eine Einrichtung mit den Mémoires gemacht, wodurch ich es entbehren konnte. Es bleibt für einen beſſern Platz und eine ruhigere Muße aufgeſpart; nichts läßt ſich weniger übereilen als Philoſophie. Ich ſchreibe blos eine hiſtoriſche Überſicht leidlich und leichthin erzählt, ſo wie es für den Zweck taugt. Bin ich glücklich im Arbeiten, ſo kann ich Sonntag Nachmittag abreiſen. Sonſt komme ich nicht vor Montag Abends, oder Dienſtag Mittag. Doch darüber ſchreibe ich Sonnabends noch beſtimmter.

Ich umarme Euch tauſendmal Ihr Liebſten. Gute Nacht, es geht auf 12. Schlafet recht wohl.

Freitag Abends. [Jena, 8. October 1790.]

Eine Kiſte mit Obſt und Trauben, welche dieſer Brief begleitet, wird der kleinen Frau und der großen Frau ein lieblicher Anblick ſein. Ich wünſche dazu einen wohldisponirten Magen, und daß der Hausſchmuck gleich bereit ſei, ſein Amt zu verrichten. In drei Tagen, meine Lieben, bin ich bei Euch, und habe mir vorgenommen, es mir wohl ſein zu laſſen, Euch und mich einmal recht zu genießen. Auf den Montag Mittag bin ich mit meiner Arbeit fertig, und hoffe zwiſchen 6 und 7 meine Cavalcade mit meinem Ecuyer Peter geendigt zu haben. Er prangt jetzt in dem neuen Sommerfrack und er wird im kälteſten Winter darin gehen, wie im Auguſt in der Sammetweſte.

Der Herzog iſt vorgeſtern hier durchgekommen, und von den Weimariſchen Menſchen, der Herzogin Louiſe und Amalie und dem ganzen Anhang hier abgeholt worden. Der Hof ſchlug im Garten vom Kranz ſein Lager auf, die Studenten haben den ganzen Nachmittag mit Kanonen geſchoſſen und verſchiedene Dörfer haben Deputirte geſchickt ihn zu ſehen, ob er's auch wirklich ſei, wegen der Nachricht von ſeinem Tode. Es muß ihm doch Freude gemacht haben. Ich hab' ihn nicht geſehen; von den Profeſſors war auch niemand ſonſt da, als der gewöhnliche Lober. *Dem Kranz* hat er meinen Geiſterſeher mitgenommen

und wird ihn hoffentlich nicht wieder hergeben. Goethe kam auch mit, und ich vermuthe, daß er in den Ferien noch hierher nach Jena kommen wird.

Bei Pauluſſens war ich geſtern nach Tiſche, und eſſe heute Abend dort. Aber ſpazieren bin ich wenig gegangen, außer heute. Das ſchöne Rauthal ſuche ich aber vielleicht doch noch auf. Wenn ſich nur das Wetter eine Zeitlang noch ſo ſchön erhalten wollte, wir wollen dann fröhliche Wanderungen in Rudolſtadt machen und unter freiem Himmel Projecte an's Licht bringen.

Liebſte, ich ſehne mich nach Euch. Euer liebes Bild erneut ſich immer vor meiner Seele. Alles iſt mir ſo ſprechend, wo die kleine Frau wandelte und die Bequemlichkeit thronte. Und daß meine Hand immer erreichen kann was mein Herz an ſich zieht — daß wir unzertrennlich ſind, dies iſt ein Gefühl, das ich immer in meinem Herzen nähre und immer neu finde und nie erſchöpfe. Lebt wohl, Ihr Liebſten. Tauſendmal wohl.

Ich kann Dir nicht helfen, Liebe, ich muß Dich mit dieſen letzten Bogen noch einmal plagen. So wie es jetzt iſt, kann es nicht wohl bleiben, noch eher in ſeiner erſten Geſtalt; aber vielleicht iſt ein Ausweg zu treffen.

Daß Aloiſia die Gräfin vorher ſieht, ehe dieſe das Feſt anſtellt, iſt ganz recht und gewiſſermaßen nothwendig, aber durchaus darf ſie nicht von ihr geſehen werden und ihr noch weniger etwas geheimnißvolles ſagen, weil ſonſt

die Gräfin von den Verſen, die ſie in der Capelle angeſchrieben findet, gar nicht mehr überraſcht werden kann. Ein anderes wär' es, wenn ſie in der Capelle das Bild fände, und alſo zu der bloſen Weißagung ein Pfand hinzukäme; dann wäre eine Gradation da, und die Gräfin hätte Urſache zu erſtaunen und aus der Capelle außer ſich herauszuſtürzen. Weil aber alsdann alles zur Entwicklung forteilen müßte, ſo dürfte nach dem Herauskommen der Gräfin aus der Capelle kein Feſt mehr ſein, und die Gräfin müßte ſogleich in die junge Zigeunerin dringen und die Entdeckung ihr abnöthigen.

Auch ſelbſt in der jetzigen Bearbeitung will es mir nicht recht in den Sinn, daß die Gräfin die Feſtlichkeit vor ſich gehen läßt. Du ſagſt zwar ausdrücklich, ſie thäte es um der Gewalt der Empfindung zu entfliehen; aber dieſen Empfindungen der Hoffnung, der erregten Neugier kann ſie nicht entfliehen wollen, das iſt gegen die Natur.

Der dreimalige Gebrauch der Verſe iſt auch nicht zu billigen, die Motive dürfen ſich nicht wiederholen, ſie müſſen in der Wichtigkeit ſteigen.

Mein Rath wäre alſo:

Entweder würde Aloiſia im Schloß von der Gräfin nicht geſehen, und die Verſe, welche ſie ihr im Schloß oben ſagt, ſchriebe ſie in die Capelle, ſtatt derjenigen welche jetzt darin ſtehen;

Oder ſie ſpräche ſie ſchon im Schloß und Aloiſia beſähe der Gräfin Hände und verſpräche ihr, daß ſie ein

Zeichen vom Geſchick empfangen würde. Dieſes Zeichen wäre das Bild und die Gräfin fände es mit Emblemen des Lebens in der Capelle, ſtürzte dann heraus und es käme zur Entdeckung.

In beiden Fällen aber muß das Feſt und der geheimnißvolle Tanz der Aloiſia angeſtellt werden, ehe die Gräfin in die Capelle geht, dies iſt unerlaßlich. Während der Feſtlichkeit ginge ſie hinein, und es wäre ſogar der Sache ſehr gemäß, daß der ſymboliſche Tanz des Mädchens das Verlangen hineinzugehen bei ihr heftig erregte.

Während ſie darin iſt, müßte außen noch etwas vorgehen, daß ihr Herausſtürzen nicht unmittelbar auf ihr Eintreten erfolgt.

Ich überlaſſe es Dir nun, welche Wendung von beiden Du wählen wirſt; offenbar iſt die zweite die beſte und nur in dem Fall, daß es abſolut zu ſpät wäre viele Aenderungen zu machen, würde ich die erſte zu wählen rathen. *)

[1798.]

Tauſend Dank, liebſter Schiller, für den Wallenſtein, den ich geſtern Abend las. Einen unausſprechlichen, mit

*) Dieſer Brief Schillers an Caroline bezieht ſich auf die Erzählung derſelben „die Zigeuner", welche in den neunziger Jahren in dem bei Cotta herausgegebenen Taſchenbuche für Frauen erſchienen, dann aber im zweiten Bande der „Erzählungen von der Verfaſſerin der Agnes von Lilien, Stuttg. u. Tüb. 1827" wieder abgedruckt worden iſt. Frau v. Wolzogen hat nach Schillers Rathe die zweite Wendung gewählt.

nichts zu vergleichenden Eindruck machte er auf mich, und ich kenne kein Werk der Kunst, welches eine tiefere und schönere Rührung hervorbringt. Die sonderbare Höhe, in der das Gemüth erhalten wird, ist mir das Wundervollste unter den zerreißenden Situationen. Man empfängt sich so ganz und eins, so erhöht wieder aus dieser gewaltigen Fluth des Lebens, und wähnt eine neue Kraft in sich aufgerufen zu fühlen. Das Dunkle Ahnungsvolle ist mit unglaublicher Gewalt ausgedrückt. Das Verschwinden der Thekla ist meisterhaft und die Seele folgt der stillen Gestalt mit der süßesten Wehmuth. Adieu, Lieber, ich freue mich, Dich bald zu sehen. [Caroline.]

NEW YORK P... CIRCULATING LIBRARY

VI.

Briefe Schillers
an
Wilhelm von Wolzogen.

Weimar, 23. März 1788.

Dank Ihnen, liebſter Freund, für Ihr gütiges Andenken an mich und die angenehmen Nachrichten, die Sie mir gegeben haben. Wie ſehr wünſchte ich zugleich auch von Ihnen gehört zu haben, daß Sie mit Ihrem Aufenthalt in Stuttgart ausgeſöhnt wären. Darin, mein Beſter, bin ich doch nicht ganz mit Ihnen einig, daß Sie mir die hieſige Welt auf Unkoſten meines Vaterlandes ſoviel gewinnen laſſen. Haben Sie ſich auch ſchon gefragt, ob es Ihnen darin nicht geht wie vielen und wie es mir ſelbſt oft gegangen iſt, daß Sie da nur nicht gerne ſind, wo Sie ſein müſſen? Toleranz, liebſter Freund, müſſen Sie nun einmal in alle Winkel der Welt mitbringen, und es iſt die Frage, ob ſie Ihnen überall ſo belohnt wird wie unter der gutartigen und kraftvollen Race der Schwaben? Wenigſtens geſtehen Sie ein, daß meine Landsleute und das Land keine Schuld haben, wenn der Aufenthalt bei ihnen nicht der wünſchenswürdigſte iſt.

Was Sie mir von meiner lieben Familie ſchreiben,

hat mich gerührt und beſchämt. Wie ſchwer drücken mich doch die Unterlaſſungsſünden der Briefſtellerei! Wenn ich nicht gleich an meinen Vater einen Brief hier einſchließen ſollte, ſo bitte ich Sie recht ſehr, mein Beſter, meinem Hauſe recht viele Grüße von mir zu bringen. Carlos wird zu 2 Exemplaren an den Erhardiſchen Buchhalter in Leipzig abgeliefert werden, wovon Sie eins meinem Vater zuzuſchicken die Güte haben mögen. So auch das 2. 3. 4. und nun neu herauskommende 5. Heft der Thalia. Das erſte werden ſowohl Sie als mein Vater haben. Die Thalia wird mit dem ſechsten Heft aufhören, weil es mir unmöglich iſt, zugleich daran und am deutſchen Mercur zu arbeiten, der jetzt ſtark auf meinem Gewiſſen liegt. Haben Sie nun noch die Güte dem Repertorium meine Anthologie nebſt dem Venuswagen beizulegen.

Frau von Kalb iſt jetzt auf ihrem Gut Waltershauſen in der Nachbarſchaft Ihrer Mutter. Fräulein von Lengefeld iſt noch hier und in der That meine liebſte Geſellſchaft. Mlle. Schmidt iſt faſt immer am Krankenbette eines Bruders, der an der Schwindſucht ſterben wird. Ich werde den größten Theil des Sommers in Rudolſtadt zubringen. Wenn ich zu viel dort bin, ſo erinnern Sie ſich, daß Sie's zu verantworten haben. Meinen Freunden in Stuttgart, Abeln, Peterſen, Leinzig und wen Sie noch wiſſen, empfehlen Sie mich freundſchaftlichſt. Die Büſte ſoll beſorgt werden. Ihr Schiller.

Rudolſtadt, 1. September 1788.*)

Frau v. Beulwitz**) ſagt mir, daß ſie an Dich ſchreibt, ich ſchließe nur einige Zeilen an Dich bei, weil ich eben eine Störung auf den Hals bekomme. Dank Dir, Lieber, für die Einrichtung, die Du wegen dem Gelde gemacht haſt; ſie iſt ſo, daß ich im höchſten Grade damit zufrieden ſein kann.

Vor 3 oder 4 Jahren berechnete mir Deine ſel. Mutter die Summe zu 540 rhein. Gulden, welche Summe um die Zinſen zu 5 pro Cent, die ſie dabei verloren, ich ihr alſo gut machen muß, erhöht wäre. Mich wird es am wenigſten drücken, wenn ich das Geld in Terminen und zwar in den Büchermeſſen nach und nach abtrage. Ich ſchick' es dann jederzeit an Deinen Gerichtshalter, und laſſe mir allemal durch irgend eine dritte Hand eine Quittung darüber von ihm geben. Mit nächſter Oſtermeſſe mache ich will's Gott! einen gründlichen Anfang.

Und nun, Lieber, tauſend Segen und Glück auf Deiner Reiſe. Meine Wünſche ſollen durch die ganze Welt Dir folgen, und bringt Dich der Himmel zu uns zurück, ſo findeſt Du ganz und unverändert das Herz Deines treuen Dich ewig liebenden Schiller.

---

*) Ein Brief v. 10. Auguſt dieſes Jahres, unmittelbar nach dem Tode von Wilhelms Mutter, iſt bereits mitgetheilt durch Frau v. Wolzogen in Schillers Leben Th. I. S. 274 ff.

**) Caroline, nachmals mit Wilhelm v. Wolzogen vermählt, *ſ. oben* S. 32.

Jena, 8. März 1790.

Liebſter Freund,

Du hätteſt auf Deinen letzten Brief früher Antwort erhalten ſollen, aber die Urſache der Verzögerung erfährſt Du aus Lottchens Brief, und dieſe wird mich bei Dir entſchuldigen. Die Zerſtreuungen meiner Heirath und die, welche ihr vorhergingen, ließen mich meiner Freunde nicht mit der nöthigen Unbefangenheit und Muße gedenken. Wie gern hätte ich Dir noch im vorigen Jahre geſchrieben und über Deine Lage mich mit Dir beſprochen, aber Du gabſt uns ſo ungewiſſe Adreſſen, und da einer unſerer Briefe nicht in Deine Hände kam, ſo wurde ich unſicher wegen aller übrigen. Dank Dir, Lieber, für die Nachrichten, die Du uns endlich von Dir giebſt, ob ich gleich geſtehe, daß ich freudigere gewünſcht und erwartet hatte. Es bekümmert mich, daß Du den Muth für Deine Lage zu verlieren ſcheinſt, und daß Du an Erreichung Deines Zweckes zweifelſt. Ich hoffe aber noch immer, es war mehr eine vorübergehende düſtere Stimmung Deines Gemüths, als das Reſultat Deiner Bemerkungen über Dich ſelbſt, was Du uns in Deinem letzten Briefe meldeteſt. Vielleicht waren Deine Erwartungen von dem Nutzen, den Dir der Aufenthalt in Paris verſchaffen würde, größer, als ſie überhaupt erfüllt werden konnten, aber dann würde ich Dir doch immer rathen, das mitzunehmen, was mitzunehmen iſt, wenn es auch beiweitem nicht Deinen Erwartungen *gleichkommen ſollte* — und wenn die ganze erſte Hälfte

Deines Aufenthalts verloren gewesen wäre, doch die zweite so viel möglich zu benutzen. Es wäre mir leid, wenn Du Deinen Plan aufgäbst, blos die Standhaftigkeit und Beharrlichkeit besiegt Hindernisse und macht uns zu dem, was aus uns werden kann. Glaube mir, liebster Freund, in diesem Punkt, worüber ich nicht ganz ohne Erfahrung spreche. Wankst Du über Deinen ersten überlegten Lebensplan, so läufst Du Gefahr über alle übrigen unbestimmt zu bleiben. Neigung und Fähigkeit haben Dich einmal zu Deinem jetzigen Entwurf und Fach bestimmt, und Du gelangst gewiß zum Ziele, wenn Du von den ersten Schwierigkeiten Dich nicht zurückschrecken läßest.

Ich erwarte mit Ungeduld, was Du mir über Deinen neuen Plan zu schreiben versprachst, und wär' er von der Art, daß ich Dir dabei etwas nützen könnte, so wäre Dir alles, was in meiner Gewalt steht, mit tausend Freuden angeboten. Nur wünschte ich und Caroline nicht, daß Du mit dem Herzog von W. einen raschen Schritt thätest. Anderweitige Plane werden Dir nicht entgehen, auch wenn Du sie in Würtembergischen Diensten ruhig heranreifen läßest. Im Gegentheil kannst Du überall leichter Dienste finden, wenn man weiß, daß Du sie allenfalls auch entbehren könntest. Ohne eines andern Etablissement fest versichert zu sein, würde ich den Schwabenkönig nicht aufgeben. Soviel vorläufig; da ich Deine Plane noch nicht weiß, so wirst Du dem Freunde seinen Rath nicht übelnehmen.

Du ſchreibſt von einem Handel, den Du mit Bertuch abſchließen willſt, aber nicht, worüber? Meinteſt Du Modenartikel oder politiſche Nachrichten? Beide ſind uns willkommen, aber über 10 Thaler wird nicht für den Bogen bezahlt. Für politiſche Artikel kann ich ſelbſt, wenn Du willſt, in der Thalia einen Platz finden, und Dir eben das, was ich für den Bogen erhalte, nehmlich 10 Thaler bezahlen. Das nehmliche giebt auch mein Buchhändler Göſchen für Aufſätze im Neuen Deutſchen Muſeum, ſo daß Du für das Journal des Modes, für das Muſeum und meine Thalia arbeiten kannſt, wenn Du Zeit und Luſt haſt. Die Aufſätze durchlaufe ich, wenn Du es ſo willſt, noch einmal im Manuſcripte. Könnteſt Du 3 bis 4 Bogen alle Monate ſchicken, ſo will ich in dieſen drei Journalen Platz dazu finden und es machte in einem halben Jahre doch ſchon gegen dritthalb 100 Thaler. Kannſt Du mir etwa auch Pariſer Broſchüren, die in Deutſchland noch Novitäten ſind, gleich nach ihrer Erſcheinung zuſchicken, ſo will ich ſie hier überſetzen laſſen, und Du ſollſt von jeder Vortheile haben. Schreibe mir ja recht bald Deine ganze Meinung hierüber.

Ich halte nicht viel von Schulzens Pünktlichkeit, ſonſt hätte ich ihm Aufträge an Dich mitgegeben. Er iſt ein leichter Paſſagier, und beweiſt es nach ſeiner Zurückkunft aus Paris immer mehr. Indeſſen weiß er ſeine Bemerkungen gut zu Geld zu machen, und die Buchhändler reißen ſich um ſeine Broſchüren, die er über die Pariſer Unruhen herausgiebt.

Ich hoffe, theurer Freund, Du wirſt Dich meiner Verbindung mit Lottchen Lengefeld erfreuen, ſie nähert auch uns beide einander mehr, wenn es zwiſchen uns eines neuen Bandes bedürfte. Caroline iſt gegenwärtig auch bei mir in Jena (Du weißt doch, daß ich hier Profeſſor bin) und mein Leben iſt beneidenswerth zwiſchen dieſen beiden. Am 22. Februar war unſere Hochzeit.

Ich freue mich ſchon im voraus der Zeit, wo Du Zeuge meines Glückes ſein, und durch Deine Freundſchaft es mir erhöhen wirſt. Warum können wir nicht miteinander leben? Warum müſſen uns fatale Verhältniſſe in der Welt herumſtreuen? Hin und her habe ich ſchon gedacht, ob nicht hier oder in Weimar ein Platz für Dich offen wäre, aber noch ſeh' ich keinen. Indeſſen hoffe auch ich hier nicht zu ſterben, und dann vereinigt uns vielleicht das Schickſal an einem Orte, den wir beide noch nicht wiſſen.

Schreibe uns ja recht bald, liebſter Freund. Wir denken Deiner oft, und unſere Seele iſt bei Dir mit herzlicher Freundſchaft. Meine hieſige Lage gefällt mir nicht übel; die Beſoldung iſt zwar klein, und in den erſten Jahren kann ich durch Collegienleſen nicht ſehr viel erwerben, auch bleibt mir für ſchriftſtelleriſche Arbeiten wenig Zeit übrig. Aber in zwei Jahren iſt mir das Fach, worüber ich leſe, geläufig, es koſtet mir weniger Zeit und Mühe und trägt mir mehr ein. Ich ſtehe alsdann gut und vielleicht öffnen ſich mir dann auch anderswo vortheilhaftere

Aussichten. Lebe wohl, liebster Freund. Ich umarme Dich mit unveränderter herzlicher Freundschaft. Ewig der Deinige. Schiller.

Jena, 29. Juni 1790.

Dank Dir, liebster Freund, für das Lebenszeichen, das Du uns von Dir gegeben hast, für Deinen herzlichen Antheil an uns und für Deine Liebe. Du bist uns nahe, und wir tragen Dein Glück auf dem Herzen, wie das unsrige. Manchen Abend unterhalten wir uns von Dir und machen Plane, wie wir Dich auf immer mit unserm Cirkel vereinigen. Ich habe Hoffnung, daß es geschehen kann, und wenige Jahre können es entwickeln. Komme Du nur gesund und mit vergnügtem Herzen zu uns zurück, Du gehörst zu uns und ich trenne Dich nicht mehr von meinen künftigen Hoffnungen.

Die Aufsätze, die Du mir geschickt hast, kann ich brauchen. Ich lasse sie hier durch einen geschickten jungen Mann übersetzen, der mit einem halben Carolin für den Bogen zufrieden ist. Der Rest zu den 2 Louisd'ors p. Bogen bleibt immer Dein, und wird Dir verrechnet. Über die Summe kannst Du dann immer disponiren. Schicke mir was Du von wichtigen Novitäten in die Hände bekommen kannst, nur immer recht zeitig, daß es in Deutschland noch neu ist, politische, historische, belletristische Gegenstände (nur Gedichte ausgenommen) sind mir gleich brauchbar. So auch mit Modeneuigkeiten für Bertuch;

auch von dieſen fällt die Überſetzergebühr weg. Bertuch war indeſſen todtkrank und mein Brief an ihn iſt noch unbeantwortet. Aber Du kannſt es für gewiß annehmen, und einen Louisd'or reinen Gewinn für jeden Bogen von ihm rechnen, ſowie 7 Thaler von dem, was ſich zu meiner Thalia qualifizirt.

Mit unſrer andern Rechnung wollen wir es ſo halten wie Du ſchreibſt; wenn Du zurückkommſt, ſoll die Summe ſich finden; bis dahin genirt es mich nicht mehr, und Dir wird ſie auch gelegen ſein.

Soviel von dieſem. Wie lebſt Du jetzt, liebſter Freund? Biſt Du mit Deinem Aufenthalt nun wieder ausgeſöhnt? Wie wirſt Du es künftig damit halten? Ich bin ungeduldig zu erfahren, was dieſe Reiſe aus Dir gemacht hat. Daß Du Dir ſelbſt ſo gleich bleibſt, habe ich immer gehofft, und das macht Dich mir und uns allen um ſo lieber.

Du wirſt mich glücklich finden, theurer Freund, wenn Du kommſt. Meine Lotte wird mir mit jedem Tage theurer, ich kann ſagen, daß ich jetzt erſt mein Leben lieb habe, ſeitdem das häusliche Glück es mir verſchönert. Auch wüßte ich nicht, wie ich ohne dieſen Genuß meines Herzens die Laſt der Geſchäfte ertrüge, die mich oft faſt zu Boden drückt.

Laß uns bald, recht bald wieder von Dir hören, liebſter W. Denke unſrer, wie wir Deiner gedenken. Glaube an das gute Schickſal, das uns gewiß einander nahe bringen

wird. In unſrer Mitte ſollſt Du gewiß nie unglücklich ſein. Doch dieſes weißt Du wie ich hoffe ſchon von ſelbſt. Von ganzem Herzen und ewig der Deinige.

Schiller.

[Jena.] Montag, 18. Juni 1797.

Von Deiner Arbeit hab' ich ſchon angefangen Gebrauch zu machen, und wenn wir uns einander noch über einige Maximen dabei werden verſtändigt haben, ſo denke ich, daß Du nicht ſoviel überflüſſige Arbeit daran haben wirſt. Aus dieſer erſten Sendung mußte ich freilich noch vieles, faſt ein Drittel, ganz weglaſſen, weil es zum Hauptzweck nichts hilft, nicht intereſſirt und dem Bedeutenden den Platz wegnimmt. Und da das Publicum, nach und nach, 15 bis 16 gedruckte Bogen von dieſem Werk verſchlingen ſoll, ſo muß der erſte Biſſen ihm ſchmecken, daher iſt es durchaus nöthig, daß wir gleich in dieſer erſten Lieferung nicht nur vornherein nachhelfen, ſondern auch bis zu einer prägnanten Periode hindurch zu bringen ſuchen, und das Stück alsdann an der rechten Stelle abbrechen. Eine Einleitung habe ich heute gemacht.

Cotta hat mir ein Exemplar vom Vieilleville verſchafft, Du brauchſt alſo die 3 folgenden Bände nicht in Weimar zu ſuchen, das Botenmädchen bringt Dir ſie übermorgen.

Freilich wäre mir's nicht blos dieſes Geſchäfts wegen *äußerſt lieb*, Dich Dienſtag oder Mittwoch hier zu haben.

Ich ſelbſt kann nicht abkommen, die Geſchäfte drängen mich zu ſehr. Beſonders meines vorhabenden Baues wegen*) hab' ich Deine Gegenwart nöthig, denn binnen wenigen Tagen muß die Reſolution gemacht werden. Der Riß iſt gemacht und Maurer und Zimmermann haben ihre Aufſätze auch geliefert. Es fehlt alſo blos an einem verſtändigen Urtheil, das ich von Dir erwarte, und das Du nur in loco geben kannſt; auch würde ich die Handwerksleute gern mit Deiner Weisheit confrontiren.

Wir würden dieſe beiden, ſehr verſchiedenen Geſchäfte bei einer Bouteille Johannisberger in Überlegung nehmen. — Kannſt Du ohne etwas zu verſäumen Dienſtag oder Mittwoch kommen, ſo wirſt Du mich ſehr dadurch erfreuen.

Lolo grüßt Alles auf's beſte. Mittwoch oder Donnerstag ſpäteſtens kommt ſie nach Weimar.

Was Ungers Sache betrifft, ſo käme es darauf an, ihm vorzuſchlagen, ob er's zufrieden iſt, wenn er die drei letzten Bogen Ende Novembers erhält: ſo hätte die Frau noch fünf ganze Monate vor ſich, worin ſie, wenn zwei auch ganz verloren gehen, 10 oder 12 kleine Bogen wohl fertigen kann.**) Geht man Ungern ſeine Bitte nicht ein, ſo fürchte ich, er tritt auf die Hinterbeine.

Chère Mère und die Frau grüße ſchönſtens von mir. Lebe wohl. Sch.

*) In Schillers Garten.

**) Agnes von Lilien betreffend, welche 1798 bei Unger erſchien.

Jena, 27. Juni 1797.

Ob ich gleich gegen Deine Gründe noch manches zu erinnern hätte, ſo will ich, da Du die Sache verſtehſt, und ich nicht, den Schein des Eigenſinns nicht haben und den Bau für dieſes Jahr eingeſtellt ſein laſſen; auf die Gefahr, daß er mir nächſtes Jahr um ein anſehnliches höher zu ſtehen kommen wird. Die Unruhe des Baues in dieſem meinem erſten Sommerjahr und die Ungewißheit des Trocknens ſind Abhaltungsgründe, die ſich hören laſſen. Das Griesbachiſche Haus will ich für dieſen Winter noch behalten, für die Zukunft wollen wir eine Einrichtung zu machen ſuchen, die uns auch einige Monate in Weimar zuſammen zu leben vergönnt. Nun müſſen wir noch mit einander überlegen, ob ein Vorrath von Stämmen, Steinen und Backſteinen nicht noch in dieſem Jahr anzuſchaffen wäre.

Wegen des Vieilleville habe ich Dich in dieſen Tagen nicht drängen wollen. Da mir Cotta das 5te Stück der Horen noch nicht geſchickt hat, und zu dem 6ten ſchon Manuſcript für 3 Bogen an ihn abgegangen iſt, ſo hat der Buchdrucker unterdeſſen noch Arbeit. Morgen hat die Frau Mereau mir einen Aufſatz ſchicken wollen, kann ich dieſen brauchen, ſo gewinnen wir für den Vieilleville noch auf einige Poſttage Friſt. Arbeite aber doch friſch daran fort, daß wir einen Theil der Arbeit hinter uns bringen.

Frau von Stein hat ſich neulich Tuchproben vom Juden Elkan geben laſſen, die für mich ſind. Sei ſo gut und

ſende ihr inliegende Probe zu, mit der Bitte mir 5 Ellen davon abſchneiden zu laſſen und durch das Botenmädchen zu ſenden. Sie machen zuſammen 16 Thlr. 6 Gr., welche ſie ſo gut ſein wird einſtweilen für mich auszulegen auf Abſchlag meiner Rechnung mit ihr.

An Ungern habe ich geſtern geſchrieben und ihm Hoffnung gemacht, das ganze Manuſcript Mitte September zu erhalten, doch zugleich angefragt, ob er nicht noch 6 Wochen länger Friſt geben könne, weil man nicht für zufällige Abhaltungen ſtehen könne.

Lebe wohl. Die Frau grüße herzlich, kommt recht bald wieder zu uns. Dein S.

Weimar, 4. September 1803.

Mit den guten Nachrichten, *) die Du uns überſendet, haſt Du uns Alle in große Freude verſetzt. Ich überlaſſe es den Andern, es Dir zu beſchreiben, und will Dich blos von uns und unſern Zuſtänden unterhalten.

Indem das neue Schloß in Weimar bezogen worden iſt und hier ein neues Leben beginnt, droht die alte Univerſität in Jena über den Haufen zu fallen. Vielleicht haſt Du in Zeitungen davon gehört. Ein Lehrer nach dem andern wird uns nach Halle entführt; ſo iſt auch Schütz mit der ganzen Literatur-Zeitung berufen, und hat ſich wirklich dort engagirt. Von der andern Seite beruft uns der

---

*) Aus Petersburg.

Kurfürſt von Bayern mehrere Profeſſoren nach Würzburg. Unter dieſen Umſtänden hat der Herzog ſich auf's Neue für Jena intereſſirt und will ſich's etwas koſten laſſen, um wenigſtens die beſten, wie den Prof. Paulus und Hufeland, feſtzuhalten. Auch hat man ſich kühnlich entſchloſſen, die allgemeine Literatur-Zeitung in Jena fortzuſetzen, wenn auch gleich eine andere in Halle herauskommt; und da man nicht nur die beſten Mitarbeiter von der alten behält, ſondern auch neue tüchtige Männer dazutreten, ſo könnte ſehr leicht der Fall eintreten, daß ſie in Halle die Rivalität mit uns nicht aushalten. Denn ſo ein kleines Ländchen wir auch ſind, ſo ſind doch in literariſchen Unternehmungen diejenigen nicht ſchwach, die die Geiſter commandiren können, und wir können es hierin kecklich jeder großen Provinz in Deutſchland bieten. Es iſt eine Ehre für Jena und Weimar, daß andre Univerſitäten uns plündern müſſen, um etwas zu werden, und daß etwas Gutes bei uns zu holen iſt.

Der Kurfürſt von Bayern, hör' ich, ſoll auch die fränkiſche Ritterſchaft ſehr incommodiren, und ihre Beſitzungen mit Gewalt ſeiner Lehensherrlichkeit unterwerfen wollen. Auch Dein Bauerbach wird wohl dabei in's Gedränge kommen.

Der König von Schweden iſt dieſe Woche hier durchgereiſt, ich habe die Ehre gehabt, ihn zu ſprechen, und er hat mir als ein Zeichen ſeiner Zufriedenheit wegen meiner Schrift über den dreißigjährigen Krieg, die der ſchwediſchen

Nation ſo rühmlich wäre, einen brillantnen Ring zum Geſchenke gemacht. Du kannſt Dir leicht denken, wie ſehr mich dieſes überraſcht und erfreut hat. Wir Poeten ſind ſelten ſo glücklich, daß die Könige uns leſen, und noch ſeltner geſchieht's, daß ſich ihre Diamanten zu uns verirren. Ihr Herren Staats- und Geſchäftsleute habt eine große Affinität zu dieſen Koſtbarkeiten; aber unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt.

Es hat mich gar ſehr erfreut, von Dir zu hören, daß die regierende Kaiſerin eine Neugierde bezeugt hat, die Braut von Meſſina zu leſen. Wenn Du es für keine Unbeſcheidenheit hältſt, ſo wollte ich Dich bitten, ihr von meinetwegen ein Exemplar des Don Carlos nach der neuen ſchönen Ausgabe zu präſentiren, das ich dem Courier mitgeben werde. Auch einige Exemplare der Braut von Meſſina werde ich noch beilegen, wenn der Buchbinder damit noch fertig werden kann.

Gegenwärtig arbeite ich an Wilhelm Tell, woraus ich eine große Tragödie zu machen gedenke; ſie wird fertig ſein, wenn Du zurückkommſt, und der Gedanke dient mir zu einem großen Sporn dabei, daß ich ſie in Gegenwart der Großfürſtin und unſres theuern Prinzen zum erſtenmal produciren werde. Sage dem Letztern, wie innig wir von ſeinem Glück gerührt ſind, und wie herzlich wir uns darauf freuen, ihn bald hier zu beſitzen.

Goethe trägt mir auf Dich auf's freundlichſte zu grüßen und ihn Deinem Andenken zu empfehlen.

Den Herzog Eugen von Würtemberg habe ich noch einige Tage zu Lauchstädt recht genossen; er war charmant und hat jedermanns Liebe erworben; auch ist er wirklich ein sehr liebenswürdiger Fürst, und diese wenigen Tage, die ich mit ihm verlebt, werden mir unvergeßlich sein. Den guten Bruder August habe ich in Lauchstädt auch näher kennen lernen und ihn ordentlich recht aufthauen sehen. Er hat sich Deiner sehr oft erinnert, und wenn er sich Champagner einschenkte, meinte er, es wäre doch schade, daß der Bruder Wilhelm nicht auch da wäre.

Und nun, lieber Alter, lebe wohl und glücklich, und bleibe ja recht gesund bei den vielen Sorgen und Anstrengungen die Deiner warten. Was wir über die Frau und Adolph wissen, und wie es mit unsern Kindern steht, wird Lolo Dir ausführlicher schreiben. Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, welche vor 25 Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich.

Ich drücke Dich an mein Herz und bin mit inniger Liebe Dein treuer S.

Weimar, 27. September 1803.

Die fortgesetzten guten Nachrichten von Dir und unserm Prinzen machen mir große Freude, lieber Alter, und ich denke mit Vergnügen daran, daß so viel Monate Deiner Abwesenheit nun schon verstrichen sind. Freilich

ſteht Dir jetzt noch ein ruſſiſcher Winter bevor, aber es wird nicht an Mitteln gegen die Kälte fehlen und wer weiß, ob ſie nicht ſtärkend auf Dich wirkt. Wenigſtens hat der Norden immer ein dickeres Menſchengeſchlecht, ſo wie auch die Wallfiſche ſich dort am beſten befinden. Im Ernſt, ich glaube, daß jenes Clima Deiner Conſtitution zuſagt.

Es geht uns hier ganz gut und Du wirſt auch von Carolinen und Adolph gute Nachrichten erhalten. Sie ſind noch in Dresden, wo unſre Herzogin Amalie auch 3 Wochen ſich aufgehalten hat. Hier hat ſich gar nichts neues ereignet, was Dich intereſſiren könnte. Der alte Hofjäger iſt todt; Herder (der Vater) iſt ſehr krank und man fürchtet, daß er ſich nicht ganz mehr erholen wird. In Jena ſind Loder, Schütz, Paulus, Hufeland, Schelling abmarſchirt; das ſchlimmſte iſt, daß man bis jetzt noch nicht einen einzigen brauchbaren Mann an ihrem Platze angeſchafft hat, das iſt doch ſehr bös und droht der Univerſität einen unvermeidlichen Verfall. Hoven iſt nach Würzburg vocirt, Du wirſt Dich erinnern daß der Graf Thierheim in der Akademie ſein Mignon war; dieſer Thierheim iſt jetzt pfalzbaieriſcher Miniſter der die Würzburger Univerſitätsſachen zu beſorgen hat, und durch ihn iſt Hoven hingekommen. Er wird ſchon in der Mitte November mit Sack und Pack dahin abgehen. Du brauchſt Dich alſo ſeinetwegen nicht zu bemühen.

Aus Regensburg habe ich kürzlich wieder ein ſchönes

Geſchenk, wie das erſte war, erhalten. Die Actien ſtehen alſo nicht ſchlecht, auch bin ich leidlich fleißig und arbeite an dem Wilhelm Tell, womit ich den Leuten den Kopf wieder warm zu machen denke. Sie ſind auf ſolche Volksgegenſtände ganz verteufelt erpicht, und jetzt beſonders iſt von der ſchweizeriſchen Freiheit deſto mehr die Rede, weil ſie aus der Welt verſchwunden iſt.

Lebe nur recht wohl, lieber Alter, und gieb uns bald wieder erwünſchte Nachrichten. Wenn Du die ſchöne Ausgabe des Carlos nicht gehörig zu employiren weißt, ſo bringe ſie der Lolo wieder mit; ſie hat ſich ungern davon getrennt. Herzlich grüßt ſie Dich und ſchreibt vielleicht ſelbſt noch einige Zeilen. Empfiehl mich dem Andenken unſers guten Erbprinzen und auch Herrn v. Pappenheim. Von ganzem Herzen Dein Sch.

Weimar, 24. November 1803.

Mein Leben iſt ſo einförmig und leer an Begebenheiten, lieber Alter, daß ich Dir wirklich blos aus Mangel an Stoff nicht viel ſchreibe. Jeder Tag iſt dem andern gleich und die Reſultate von meinen Arbeiten laſſen ſich erſt nach Monaten angeben. Was in unſrer kleinen Welt indeſſen vorgefallen, wird Dir Lolo ſchreiben. Wir beklagen Dich ſehr, daß Du in einer ſo angeſpannten Lage, wie die Deinige iſt, Dich auch noch krank fühlſt, aber waffne Dich mit Geduld und denke, daß es in 5, 6 Mo-

naten überſtanden iſt. Wenn Du erſt wieder da biſt, ſollſt Du Dich pflegen.

Deinen Auftrag wegen der Zeichnungen haben wir möglichſt zu erfüllen geſucht. Vor 3 Tagen iſt eine Rolle nach Berlin abgegangen, mit denjenigen Sachen, die wir hier im Ort für Deinen Zweck zuſammenbringen konnten. Zugleich iſt einem Leipziger Kaufmann der Auftrag gegeben worden, einige zweckdienliche Stücke von dort aus ſchleunig an Faudel zu beſorgen. Meier hat uns dabei ſehr mit Rath an die Hand gegangen. Um aber die Zeichenſtudien recht gründlich anzufangen, hielt er für das Beſte, wenn ein ganzer Curſus von Zeichnungen nach Antiken, von der Art wie er einige beigelegt hat (Auge, Naſen ꝛc.) geliefert würde. Du erinnerſt Dich ſeiner Zeichnung des Juno-Kopfes, der im Concert-Saal des Landſchaftshauſes gehangen. In dieſem Geſchmack meint er ſollte man von allen Theilen des Körpers und zuletzt auch von ganzen Köpfen und kleinen Figuren Zeichnungen haben, dabei ließe ſich am meiſten lernen. Wenn man auf die Idee eingehen wollte, ſo glaubt er für 20 Carolin die nöthige Zeichnung liefern zu können, und für 30 Carolin würde er auch ein oder zwei große Stücke, wie etwa ein ganzer Kopf des Apoll, noch dazu geben können. Dann hätte die Anſtalt freilich einen ſoliden Grund und man könnte etwas rechtes lernen. Dieſe ſeine Idee ſoll ich Dir ſchreiben, denn nach ſeinem Künſtlergewiſſen müſſe er ſagen, daß die geſtochenen Zeichnungen, wie man ſie zu

haben pflegt, den Anfänger gar oft auf falſche Wege führen. Ich habe dem Nürnberger Kunſthändler Frauenholz empfohlen an Dich zu ſchreiben, und Dir ſeinen Katalog beizulegen. Vielleicht kannſt Du in Petersburg etwas für ihn thun, er iſt ein dankbarer Mann und wenn Du ihn Dir verpflichteſt, ſo wird er Dich bei Beſtellungen ſehr gut bedienen. Beſonders wünſcht er gute Connexionen in Petersburg zu haben, die ihm noch fehlen.

Mich hat es ſehr gefreut, daß die kaiſerlichen Herrſchaften in Petersburg von meinen Stücken Notiz nehmen. So werde ich doch der Großfürſtin, wenn ſie kommt, nicht mehr ganz fremd ſein, und mich vielleicht mit deſto mehr Erfolg um ihre Gnade bewerben. Suche mich in einigem Andenken zu erhalten, Du kannſt es gewiß.

Cotta hat ſeine Allg. Zeitung in Stuttgart aufgeben müſſen, ſetzt ſie aber nun unter Baieriſcher Landeshoheit in Ulm fort.

Frau von Staël, die Schriftſtellerin, iſt in Frankfurt, und wird Gotha und Weimar beſuchen, vielleicht gar an einem von beiden Orten ſich niederlaſſen. Man ſagt, daß ſie die Schweiz habe räumen müſſen.

Carolinen erwarten wir in einigen Tagen von Dresden zurück. Bei uns iſt alles wohl und grüßt Dich herzlich.

Lebe wohl und ſchreib' uns bald wieder. Der Herzog beklagt ſich über Dein ſeltenes Schreiben.

Dem Prinzen empfiehl mich zu Gnaden und bei Herrn v. Pappenheim erneuere mein Andenken. Dein Sch.

Die sowohl von hier, als von Leipzig aus abgeschickten Zeichnungen werden sich zusammen etwa auf 10 Louisdors belaufen. Ganz genau weiß ich es noch nicht zu bestimmen. Goethe hat für 2 Carolins Hackertsche Blätter dazu gegeben, welche, besonders die mit bloßen Umrissen, sehr schön sind. Von Leipzig aus habe ich Zeichnungen zu Stickereien mit bestellt.

Weimar, 7. Februar 1804.

Da Dir Lolo alle hiesigen Neuigkeiten gemeldet hat, außer Jagemanns Tod, der vorgestern erfolgte, so will ich blos einen herzlichen Gruß und meinen Glückwunsch zu dem bisher so wohl gelungenen Geschäft hinzufügen. Auch daß Du bereits einen so großen Theil des Winters überstanden, ist kein kleines Glück. Möge nun alles gut gehen bis zu Ende und Du, mit dem fürstlichen Paar, fröhlich bei unsern Hausgöttern anlangen!

Wenn Du diesen Brief erhältst, werde auch ich mein Geschäft, den Wilhelm Tell, vollendet haben und dadurch keine geringe Noth los sein.

Goethe hat mich gebeten, Dir sein Anliegen wegen Russischer Kupfermedaillen noch einmal an's Herz zu legen. Du wirst ihm gewiß ohne mein Erinnern gern diese Freude machen. Es ist einmal sein Steckenpferd, was ihn besonders jetzt beschäftigt. Auch hat er wirklich schon eine recht auserlesene Sammlung zusammengebracht.

Lebe recht wohl, bleibe heiter und gesund und denke unser wie wir Dein gedenken. Dein Sch.

Weimar, 20. März 1804.

Die schwermüthige Stimmung, die uns Deine letzten Briefe zeigten, ist nun hoffentlich zerstreut, und Du siehst daß Deine Besorgniß ungegründet war. Freilich magst Du Dich, so abgeschnitten wie Du dort von den Deinigen bist, mit manchen Gespenstern quälen, aber verliere nicht die Geduld, da Du so nah am Ziele bist. Ich schreibe Dir keine Neuigkeiten, da Du alles ausführlich von Voigt vernehmen wirst, und die Frauen Dir weitläufig schreiben.

Auch ich verliere hier zuweilen die Geduld, es gefällt mir hier mit jedem Tage schlechter, und ich bin nicht Willens in Weimar zu sterben. Nur in der Wahl des Orts, wo ich mich hinbegeben will, kann ich mit mir noch nicht einig werden. Es sind mir Aussichten nach dem südlichen Deutschland geöffnet. An meiner hiesigen Pension von 400 Thlr. verliere ich nichts, weil es hier so theuer zu leben ist, und mit den 1500 Thlrn., die ich jährlich hier zusetze, kann ich in Schwaben und am Rhein ganz gut leben. Es ist überall besser als hier, und wenn es meine Gesundheit erlaubte, so würde ich mit Freuden nach dem Norden ziehn.

Mein Tell ist vor 3 Tagen hier gespielt worden und mit dem größten Succeß, wie noch keins meiner Stücke. Das Manuscript kann ich Dir aber nicht schicken, zu dem

Gebrauche, den Du davon machen willſt, qualifizirt es ſich ſeines Inhaltes wegen nicht, wie Dir Voigt, der es hat ſpielen ſehen, erzählen kann.

Meine beſte Freude iſt meine Thätigkeit, ſie macht mich glücklich in mir ſelbſt und unabhängig nach außen, und kann ich nur mein funfzigſtes Jahr mit ungehinderten Geiſteskräften erreichen, ſo hoffe ich ſo viel zu erſparen, daß meine Kinder unabhängig ſind. Dieſes Jahr mache ich mein Haus vollends ſchuldenfrei und hoffe noch übrig zu behalten.

Lebe wohl, lieber Alter, und erhalte Dich geſund. Wir ſehen uns, hoffe ich, binnen 4 Monaten fröhlich wieder. Empfiehl mich dem guten Erbprinzen beſtens, ich nehme Theil an ſeinem Glück. Lebe wohl. Dein S.

Weimar, 16. Juni 1804.

Ich habe Dir lange kein Lebenszeichen gegeben, lieber Alter, aber es iſt fleißig an Dich gedacht worden, und jetzt ſehe ich Deiner baldigen Zurückkunft mit herzlichem Verlangen entgegen. Dieſes Wiederſehn ſoll uns allen ein wahres Feſt ſein, denn Du haſt alsdann eine ſchwere Arbeit vollendet und kannſt Dich pflegen. Unterdeſſen habe auch ich hier meine Umſtände verbeſſert und habe Ausſicht, daß es ſich noch beſſer machen werde. Leidlich geſund bin ich auch und ziemlich thätig. Wenn Lolo nun auch ſich gut hält, ſo wirſt Du uns ganz zufrieden und heiter fin-

den. Wir alle ſehen hier dem neuen Stern aus Morgenland mit geſpannter Erwartung entgegen.

Du weißt, daß ich unterdeſſen einen Sprung nach Berlin gemacht habe. Beſonders viel habe ich dort nicht gefunden, aber einige Monate im Jahr dort zuzubringen, würde mir angenehm und nützlich ſein. Ich habe ein Bedürfniß gefühlt, mich in einer fremden und großen Stadt zu bewegen. Einmal iſt es meine Beſtimmung, für eine größere Welt zu ſchreiben, meine dramatiſchen Arbeiten ſollen auf ſie wirken, und ich ſehe mich hier in ſo engen kleinen Verhältniſſen, daß es ein Wunder iſt, wie ich nur einigermaßen etwas leiſten kann, das für die größere Welt iſt.

Daß ich die abentheuerliche Expedition des falſchen Demetrius jetzt dramatiſch bearbeite, hat Dir Caroline geſchrieben. Es iſt ein tolles Sujet, aber ich unternehme es mit großer Luſt, und hoffe, etwas Gutes zu leiſten. Sollte Dir etwas in die Hände fallen, was darauf Bezug hat und mich dabei fördern könnte, ſo erinnere Dich meiner. Coſtümes aus jener Zeit (es iſt jetzt 200 Jahre), Münzen, Proſpecte von Städten und dergl. wären wohl zu bekommen.

Ich lege einen Brief vom Buchhändler ***) an Dich bei, er wünſcht gar ſehr, den Rameau von Diderot in Verlag zu bekommen. Wenn's möglich, ſo verhilf ihm doch dazu;

*) Unlesbar.

Du wirſt ihn zu jeder Gegengefälligkeit bereit finden. Und ſollte ſich Klinger nicht bereden laſſen, den Rameau im franzöſiſchen Original drucken zu laſſen, ſo erlaubt er vielleicht, daß eine deutſche Überſetzung davon gemacht wird. Ebenſo iſt auch Jaques le fataliste von Diderot mehrere Jahre vor dem franzöſiſchen Original in einer deutſchen Überſetzung herausgekommen, und die Neugier auf das franzöſiſche wurde dadurch nur deſto mehr erregt.

Voigt hat bei ſeiner Rückkunft aus Petersburg ſehr rühmlich von Dir geſprochen und Dir volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. So thue nun auch Du das Deinige, lieber Alter, um von Deinen reichlichen Mühen und Sorgen Dir reiche Früchte zu erzielen.

Herzlich umarme ich Dich. Dein Sch.

Weimar, 6. September 1804.

Der Antheil den Du an meinem Unfall genommen, lieber Alter, hat mich innig gerührt. Es wäre freilich ſehr traurig für mich geweſen, ſo über Hals und Kopf davon zu müſſen, da ich wirklich noch ganz leidliche Freude am Leben habe. Ob ich indeſſen gleich ſeit 6 Wochen von der Krankheit frei bin, ſo wollen doch die Kräfte ſich nicht recht einſtellen und ich ſpüre kaum einen Fortſchritt der Erholung. Beſonders iſt der Kopf angegriffen, und die wenigen Zeilen, die ich ſchreibe, werden mir ſchon ſauer.

Mit herzlichem Verlangen ſehen wir Deiner Zurück-

kunft entgegen und freuen uns des ſo glücklich beendigten Geſchäftes.

Was Du von den Äußerungen des Antheils ſchreibſt, den die Kaiſerin und Großfürſtin an mir genommen, hat mich ſehr erfreut und getröſtet. So darf ich hoffen, daß ich für unſre künftige Fürſtin doch keine ganz unbekannte Perſon mehr bin. Möchte ich ihre Aufmerkſamkeit und Theilnahme auch künftig verdienen und erhalten.

Alles iſt wohl bei uns und empfiehlt ſich Dir auf's Beſte. Alles freut ſich Dich in 6 Wochen wieder zu haben, und niemand mehr als Dein treuer Freund S.

[Weimar, ... November 1804.]

Meinen herzlichen Glückwunſch, lieber Alter, zum Geburtstag. Gott ſei Dank, daß wir ihn mit Dir feiern können, daß wir wieder vereinigt ſind, und daß Du, wie der Hercules nach ſeinen zwölf Tagwerken, nun mit leichtem Herzen ausruhen kannſt. S.

---

12. November. [Weimar, 1804.]

Ich ſchicke Dir hier meinen Prolog, *) um ihn, wenn Du es für gut findeſt, noch vor der Comödie der Frau Großfürſtin mitzutheilen. Wenn ſie glaubt, daß dieſer Ausdruck unſrer Gefühle die Kaiſerin Marie intereſſiren könnte, ſo könnte dieſem Manuſcripte keine größere Ehre

---

*) Die Huldigung der Künſte.

widerfahren, als wenn es von ihren Händen an die Kaiſerin geſchickt würde.

Die Großfürſtin hat ſich geſtern, nachdem Du ſchon weg warſt, mir genaht und mit mir unterredet. Ich konnte ſie ſehen, ſie ſprechen hören, und alles was ſie ſpricht, iſt Geiſt und Seele. Und welch' ein Glück, daß ſie Deutſch verſteht! Denn ſo erſt kann man ſich ihr ganz zeigen wie man iſt, und mit ihr möchte man ſo recht von Herzen wahr ſein.

Adieu lieber Alter. Ich hoffe Du haſt Dich dieſe Nacht erholt. Die Großfürſtin hat auch ſehr viel Sorgfalt um Dich gezeigt und Dich dem Starke empfohlen.

S.

VII.

Briefe Goethes

an Herrn und Frau v. Wolzogen.

Weimar, 9. März 1801.

Graf Brühl hat mir die verschiedenen Zeichnungen wohl überbracht,*) wir werden uns jedoch nicht an die Ausführung wagen, bis Ew. Hochwohlgeboren zurückkommen und den Conducteur Rabe mitbringen. Nach Zeichnungen von Wolf beschäftigen wir indessen die Quadratoren in der zweiten Etage nach dem Kegelthore zu.

Die Nachricht, daß Herr Prof. Gentz, an den ich den besten Gruß auszurichten bitte, ein halbes Jahr bei uns bleiben kann, ist mir höchst erfreulich. Nur die Gegenwart des Meisters kann ein solches Werk fördern.

Für so mancherlei Unbequemlichkeiten, welche Sie in dem Strudel der Gesellschaft auszustehen haben, werden Sie sich durch Anschauung manches guten Kunstwerkes und durch das Theater zu entschädigen suchen, und ich

---

*) Zum Schloßbau in Weimar.

hoffe daß Sie uns bei Ihrer Zurückkunft manches mittheilen werden, was durch Erzählung zu überliefern iſt.

Wir gehen in dem beſchränkten Kreiſe unſers kleinen Cirkels ſo ſachte hin, und da wir nichts wichtiges zu behandeln haben, ſo verwandeln wir gelegentlich Kleinigkeiten in Wichtigkeiten, wodurch denn doch auch der Zweck erreicht wird, daß die Zeit mit einigem Intereſſe vergeht.

Leben Sie recht wohl und kommen Sie geſund zurück.

Goethe.

Weimar, 2. Auguſt 1802.

Ew. Hochwohlgeboren hätten mir keinen lebhaftern Beweis Ihrer Freundſchaft geben können, als daß Sie den Wunſch zeigen den Genuß des mancherlei Intereſſanten, was Sie umgiebt, mit uns zu theilen. Wär' ich etwas jünger, ſo würde ich wahrſcheinlich dem Rufe folgen; allein in meiner gegenwärtigen Lage halten mich gar mancherlei Betrachtungen zurück und ich muß mich begnügen von den Rückkehrenden über die dortigen Gegenſtände belehrt zu werden.

In einem zweiten Briefe gedenken Sie der ſchönen Abgüſſe, welche gegenwärtig in Paris zu haben ſind. Wie ſehr wünſchte ich, daß bei uns eine entſchiedene Neigung zu ſolchen Kunſtſchätzen ſich fände; nach unſrer gegenwärtigen Lage aber glaube ich kaum, daß man ſich zu einer ſolchen Anſchaffung entſchließen dürfte. Möchten Sie mir indeſſen den Kopf der Venus von Arles gelegentlich

überſchicken, ſo würden Sie mir auch ſchon dadurch eine beſondere Freude machen. Vielleicht geſchieht es mit einem Transport Spiegel, damit die Fracht nicht zu theuer kommt.

Es war mir ſehr angenehm zu hören daß Sie an dem Maler Kolbe eine erfreuliche Bekanntſchaft gemacht haben, auch ihm iſt, wie mir ſein letzter Brief verſichert, Ihre gütige Aufnahme ſehr ermunternd und ich wünſche nur daß Sie Ihre Güte gegen ihn fortſetzen möchten.

Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin, die Sie jetzt das Vergnügen haben bei ſich zu ſehen, möge das gute Glück Geſundheit und frohe Laune ſchenken, um ſich ſo vieler bedeutenden Gegenſtände recht lebhaft freuen zu können. Unſer guter Prinz, dem ich mich zu empfehlen bitte, wird, als der jüngſte der Geſellſchaft, wohl auch den meiſten Genuß von dieſem Aufenhalte haben.

Von hieſigen Ereigniſſen hören Sie ja wohl manchmal dieſes und jenes. Ich wüßte nicht viel zu ſagen, denn ich bin beinahe ſelbſt ein Fremder. Seit ſechs Wochen habe ich die ſehr complicirten Abentheuer des Lauchſtädter Theaterbaues, der Eröffnung deſſelben und der übrigen Einleitung dieſer neuen Epoche, nicht ohne manche Unannehmlichkeit, überſtanden. Indeſſen iſt die Sache in Gang, und die Entrepriſe ſcheint zu gelingen.

Indeß wir alſo mit unſern kleinen Mitteln nothdürftige Erſcheinungen hervorbringen, an denen wir ſelbſt wenig *Vergnügen haben*, bleibt Ihnen jeden Abend die Wahl,

was für ein Schauſpiel Sie ſehen mögen, ein Zuſtand über welchen ich Sie oft beneide.

Leben Sie recht wohl. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, gedenken unſrer und laſſen von Zeit zu Zeit von ſich hören. Goethe.

Weimar, 9. März 1803.

Indem ich Ew. Hochwohlgeb. die mir mitgetheilten Kupferwerke mit Dank zurückſende und um fernere Communication des übrigen ſchönen mitgebrachten bitte, erſuche ich um gefällige Nachricht, wann wohl Durchl. der Erbprinz zurück erwartet wird. Ich lege eine Notiz bei, welche ich vom Geheimen Hofrath Loder erhalten, und bedaure Sie geſtern Abend in unſerm freundſchaftlichen Cirkel nicht geſehen zu haben.

Der ich bei dieſem lappländiſchen Wetter gute Geſundheit wünſche. Goethe.

W., 27. März 1803.

Dürft' ich Sie, beſter Freund, erſuchen, uns ein entſcheidendes Wort über die kleine Collation zu verſchaffen, die ich unſerm lieben Prinzen morgen Abend nach dem Schauſpiel in Ehrfurcht angeboten habe? G.

Weimar, 4. Februar 1804.

Darf ich denn auch einmal, verehrter Freund, Sie in Ihrem glänzenden und immer beſchäftigten Leben aus mei-

ner ganz verborgnen Einſiedelei anſprechen, Ihnen zu allem Guten Glück wünſchen was ſich dieſe Zeit her ſo glatt und ſchön nacheinander gefügt hat. Sein Sie überzeugt, daß wir wohl fühlen was Ihre einſichtsvolle Leitung hierbei vermochte. Zugleich verſäume ich nicht Ihnen Dank zu ſagen für den thätigen Antheil den Sie an unſern literariſchen Wagniſſen zu nehmen geruhten.*) Fürwahr wir haben hier nichts aus frevelhaftem Dünkel, oder ſonſt irgend einem ſcheltenswerthen Antrieb unternommen und gern wären wir des ganzen Geſchäfts überhoben geblieben, allein die Tücke der abſcheidenden Unternehmer konnte nicht ungeſtraft und Jena nicht ohne Anſtalt bleiben, die ihm von jeher ein gewiſſes Anſehn unter den Akademien gab. Auch iſt gegenwärtig dieſes Inſtitut, indem ſein glücklicher Anfang einen gleichen Fortgang verſpricht, ein Anker geworden, woran ſich die Akademie im Sturme eine Weile hält bis günſtigere Witterung eintritt und die übrigen Schäden nach und nach reparirt werden können. Von dem, was Sie uns zuletzt mitgetheilt, werden wir ungeſäumt Gebrauch machen. Haben Sie ja die Güte auf dieſe Weiſe fortzufahren und uns dort Freunde und Theilnehmer zu verſchaffen, die uns auch künftig mit Urtheilen und Nachrichten an Handen gehen und die Kenntniß jenes großen und wichtigen Reiches immer mehr verbreiten.

Sie verzeihen, daß ich von dem ſpreche was mir zu-

*) Die Jenaiſche Allgemeine Literatur-Zeitung.

nächſt liegt, um ſo mehr als ich überzeugt bin, Sie freuen ſich wenn wir uns an denen Stellen wacker halten, an die Sie doch auch nach vollbrachten auswärtigen Geſchäften zurückkehren.

Wie glänzend Weimar gegenwärtig ſei, mögen Sie von Andern erfahren. Daß ich nur Frau von Staël nenne, welche ſich ſeit vier Wochen bei uns aufhält, und Hofrath von Müller von Wien, zwei der intereſſanteſten Perſonen unſrer Zeit.

Darf ich nun auch noch einer Liebhaberei gedenken die Sie an mir ſchon kennen? Darf ich Sie um Beförderung derſelben bitten?

Meine Sammlung eherner und kupferner Medaillen, von der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts an, iſt in dieſer Zeit ſehr angewachſen, daß ſie ſich wohl ſchon auf tauſend Stücke erſtreckt. In Rußland hat man ſeit Peter dem Großen, wohl auch vorher, dieſe Art Monumente ſehr geliebt, und es ſind auf alle Souverains, ſo wie auf verdiente Particuliers Medaillen geſchlagen worden. Da meine Abſicht blos auf die Einſicht in die Kunſt geht, ſo würden Sie mir ein beſonderes Vergnügen machen wenn Sie mir von bedeutenden Meiſtern, die in Petersburg gearbeitet, einige Medaillen in kupfernen Exemplaren verſchafften. Wenn ich nicht irre giebt es dort eine Art von Akademie der Medailleurs, auch hat man die Stempel in eine Sammlung gebracht, ſo daß Sie vielleicht meinen Wünſchen freundſchaftlich zu entſprechen im Stande ſind.

Schon beſitze ich durch Ihre Gunſt den ſchönſten Medaillon meiner Sammlung, welchen Herr Geheime Rath Voigt mir zu verehren die Gefälligkeit hatte. Laſſen Sie ſich bei'm Anblick ſo vieles Goldes und Silbers, ſo vieler Juwelen und Koſtbarkeiten das geformte Erz für Ihre Bemühungen nicht zu gering ſcheinen.

Der ich in Hoffnung baldigen Wiederzuſammenſeins und Wirkens mich beſtens empfehle. Goethe.

W. 12. Juni 1805.

Ich habe noch nicht den Muth faſſen können Sie zu beſuchen. Wie man ſich nicht unmittelbar nach einer groſſen Krankheit im Spiegel beſehen ſoll, ſo vermeidet man billig den Anblick derer die mit uns gleich groſſen Verluſt erlitten haben.*) Nehmen Sie für ſich und Ihre Schweſter die herzlichſten Grüße aus dieſem Blatt und laſſen mich ein Wort von Ihrer Hand ſehen! Goethe.

Weimar, 24. Februar 1808.

Vielleicht, verehrte Freundin, kann ich Ihnen bald jene famoſen Verſuche von Davy mit Augen ſehen laſſen. Dr. Seebeck in Jena hat ſie glücklich nacherperimentirt. Er iſt weiter gegangen, nicht allein Kali und Natron, ſondern auch die eigentlichen Erden hat er der Action der Säule ausgeſetzt, und dieſe, wenig angefeuchtet, verpuffen

---

*) Schiller war am 9. Mai geſchieden.

alle; das wir denn freilich anders auslegen als die Franzoſen, mit denen wir übrigens im Leben auf keine Weiſe fertig werden, da ſie mit dem Maul und mit dem Schwert immer andern voraus ſind. Nächſtens hoffe ich aufzuwarten, manches mitzutheilen und um manche Mittheilung zu bitten. Goethe.

W. 17. November 1808.

Dem Freunde ſeh ich mit Verlangen entgegen. Wie aber wird es mit Herrn und Frau von Reck? welche, wie mir v. Müller verſichert, mit Humboldt kommen. Wären auch dieſe nicht bei Hofe, würden Sie bei Ihnen zu Mittag ſein?

Ich richte mich für heut Abend auf einen Thee und frugales Abendeſſen ein, worüber wir noch näher ſprechen.

Nehmen Sie nochmals meinen Dank für Ihre letzte freundliche Erklärung. Laſſen Sie uns von nun an im Reflex der Abgeſchiedenen des Überbliebenen genießen. Werden Sie wohl gleiche Geſinnungen in den Gemüthern Ihrer Schweſter und Frau von Stein wecken? Laſſen Sie uns das worüber wir einig ſind gemüthlich und vollſtändig vollbringen. G.

W. 18. Jan. 1810.

Daß unſer Freund zurückkäme und ſich bei uns pflegte war mein ſtiller Wunſch, daß er bei Ihnen einkehrt muß ich mir, obwohl ungern, gefallen laſſen. Ich bin auf

meine Wände beſchränkt und mit ſeinem Übel hat er auch Urſache ſich zu Hauſe zu halten. Doch werden Sie ja, theure Freundin, das beſte thun die Mittheilung zu unterhalten. Es iſt noch allerlei bei mir vergraben, wir wollen die Geiſter emſig beſchwören, daß ſie es an's Licht laſſen. Die beſten Grüße dem Kommenden, dem ich eben einladend zu ſchreiben im Begriff war. Goethe.

Jena, 10. December 1811.

Sie ſind mir, liebe Freundin, ſo ganz unvermuthet entwiſcht, daß ich Sie nothwendig mit Gegenwärtigem verfolgen muß. Warum ſoll ich nicht bekennen, daß ich gerade von Ihnen für den Knaben ein freundliches Zeugniß gewünſcht hätte, damit Luſt und Muth, dem Jüngling nachzugehen, in mir geſtärkt würde. Doch will ich das auch, wenn es ſein muß, entbehren und mich an den Glauben halten, daß Ihnen jenes Büchelchen willkommen geweſen.

Indem ich in Jena einige ruhige Tage mit rückwärts auf das vergangene Jahr gerichtetem Blicke zubringe, finde ich leider auch eine ziemliche Sammlung unbeantworteter Briefe vor mir und ſtecke ſo tief in Schulden, daß ich mich kaum zu retten weiß. Dürfte ich Sie daher wohl bitten, etwas davon in meinem Namen abzutragen?

Möchte doch Herr von Dalberg durch Sie erfahren, daß ich ihm für das überſendete Werk ſehr dankbar bin. Seine Nachforſchung und Zuſammenſtellung ſo intereſſanter

Gegenſtände war mir ſehr erwünſcht und belehrend. Es iſt gar ſchön, wenn angeregt durch neue oder wiederbemerkte Naturphänomene Jemand in's Alterthum zurückgehen mag und dasjenige zu vereinigen ſucht, was man ſonſt darüber erfahren, gedacht und gewähnt habe. Durch Ihre Vermittlung wird mir Herr von Dalberg gewiß mein bisheriges Schweigen verzeihen, und meinen Dank aus Ihrem Munde günſtiger aufnehmen.

Gegen Frau von Haſtfer bin ich abermals ein Schuldner geblieben. Mögen Sie ihr in meinem Namen für die überſchickte wohlgerathne Legende freundlichſt danken und ſie erſuchen mich unter ihre Subſcribenten zu ſetzen.

Finden Sie, meine theuerſte Freundin, eine ruhige Viertelſtunde, ſo ſagen Sie mir ein Wort wie es Ihnen geht und was Sie zunächſt umgiebt.

Das muſikaliſche Werk, welches Herr Windiſchmann verlangte, war leider nicht bei uns vorzufinden. Grüßen Sie ihn zum ſchönſten und entſchuldigen.

Ihr lieber Sohn iſt, hoffe ich, wieder hergeſtellt. Es iſt das Gute in Kindheit und Jugend, daß oft ſchwere Krankheiten eine ſchnellere Entwicklung und ein beſſeres Gedeihen vorbereiten.

Leben Sie recht wohl und gedenken meiner freundlich. Wenn es ſich ſchicken will, ſo bringen Sie mich auch wohl bei Ihro Königl. Hoheit dem Fürſten Primas wieder in ein gnädiges Andenken.

Schenken Sie beiliegendem Blatte einige Aufmerk-

ſamkeit. In der Privat-Canzlei des Großherzogs müſſen die ſämmtlichen Namen unſerer bedeutenden Männer vorhanden ſein, vielleicht verſchafft mir Ihre Freundſchaft einiges davon. Ich lebe jetzt gar zu gern in ſolchem unmittelbaren Andenken der alten Zeit. Wie immer der Ihrige. Goethe.

---

28. Januar 1812.

Beiliegendes, verehrte Freundin, werden Sie als eine gefühlte Erwiederung des höchſt ſchätzbaren Blättchens erkennen, das Sie mir zu ſenden die Güte hatten. Ich bitte um geneigte Beförderung und wünſche gute Aufnahme.

Ihre lieben Worte über meinen biographiſch-poetiſchen Verſuch haben mich ſehr erquickt. Wie wohl thut mir's auf dieſe Weiſe mich wieder meinen abweſenden Freunden zu nähern und ihre Theilnahme aufzuregen. Gleich nach Empfang Ihres lieben Briefes warf ich mich wieder auf jenes Werk in Gedanken. Vom zweiten Theil iſt ſchon die Hälfte und die andere ſo ziemlich ausgedacht und zuſammengeſtellt. Ich hoffe zu Michaelis ſollen Sie ihn erhalten.

Seit einiger Zeit haben wir den jungen Herder hier geſehen, der Ihro Hoheit ſein ganzes Glück verdankt. Meinem Auguſt hat der Herzog die Gnade erwieſen, ihn als Aſſeſſor in die Kammer zu ſetzen, wo er nach ſeinem Talent und ſeiner Gemüthsart ganz wohl placirt iſt.

Empfehlen Sie auch dieſen dem Großherzog als einen der Seinigen.

Wir, oder vielmehr unſre Damen, verlieren wahrſcheinlich in dieſen Tagen den Profeſſor Schulze und Sie gewinnen ihn dagegen. Er hat mich noch in dieſen letzten Zeiten durch ſeinen Aufſatz über den ſtandhaften Prinzen mehr betrübt als erfreut. Das Gute, was dieſes Schriftchen enthält und was ihm mit Recht Beifall verſchaffen muß, wird in meinen Augen durch unſelige Fratzen völlig wieder aufgehoben, um ſo mehr als er nicht die rechte, ſondern die falſche Wirkung zum eigentlichen Zweck ſeiner Arbeit macht. Mit viel weniger Mühe und Aufwand hätte er das Rechte ſagen können. Wenn man etwas ehrlicher wäre, ſo müßte es einen verdrießen, daß bei jeder neuen bedeutenden Erſcheinung das Publicum durch ſolche unzulängliche und falſche Urtheile mißgeleitet wird. Da es aber einmal ſcheint als wenn die wahre Einſicht nur wenig Menſchen zu Theil werden ſollte, ſo gewöhnt man ſich, nach und nach, darüber zu lächeln und es gut ſein zu laſſen.

Dies bei Seite geſetzt, ſo ſagen Sie mir doch gelegentlich, was es für eine Stelle iſt, die er dort bekleiden wird, und ob ſie wirklich vortheilhaft für ihn iſt, denn ich gönne ihm übrigens alles Gute. Wie ſich jedoch ein Halb-Katholik unter den Ganz-Katholiken ausnehmen wird, bilde ich mir ein vorauszuſehen, um ſo mehr als ich mit ſehr verſtändigen Perſonen von der letztern Art vertraulich zu ſprechen Gelegenheit hatte, und zu meinem Vergnügen

fand, daß ſie über dieſe neuere, im Proteſtantismus entſprungene religiöſe Poeſie und poetiſche Religion ziemlich ſo denken, wie ich, und die von der alten Kirche und Schule.

Ich darf nicht ſchließen, ohne ihnen zu melden, daß ich durch unſere Theaterbedürfniſſe, welche freilich täglich dringender und täglich weniger befriedigt werden, mich habe unmerklicher Weiſe verleiten laſſen, das Shakespearesche Stück Romeo und Julie zu bearbeiten. Auf der Herzogin Geburtstag wird es erſcheinen und ich hoffe guten Effect davon. Die Maxime, der ich folgte, war das Intereſſante zu concentriren und in Harmonie zu bringen, da Shakespeare nach ſeinem Genie, ſeiner Zeit und ſeinem Publicum viele disharmoniſche Allotria zuſammenſtellen durfte, ja mußte, um den damals herrſchenden Theatergenius zu verſöhnen. Ich werde Ihre Frau Schweſter bitten, daß ſie Ihnen von der Aufführung eine Relation zuſendet. Sie drückt ſich über ſolche Dinge ebenſo gut aus, als ſie darüber denkt.

Nun leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich Ihrer ganzen Umgebung, grüßen mir den lieben Adolph und erhalten mir Ihr Wohlwollen. Herzlich ergeben

Goethe.

Carlsbad, 14. Auguſt 1812.

Den verehrungswürdigen Schweſtern muß ich mit wenigen Worten meinen aufrichtigen Dank für Ihre lieben

Blätter abſtatten. Ihr Andenken, Ihre Theilnahme hat mich ſehr erquickt, und der Beifall, den Sie meinen Gedichten ſchenken, hat mich in manchen guten Vorſätzen geſtärkt; denn die Aufgabe, der ich auf keine Weiſe ausweichen konnte, war bedenklich und ſchwer, deßwegen es für mich einen großen Werth hat, wenn fühlende und einſichtige Perſonen mit der Art zufrieden ſind, wie ich ſie gelöſt habe. Der Fall iſt wunderlich genug, daß man bei einer Production, welche die größte Freiheit verlangt, diplomatiſche Rückſichten nehmen ſoll.

In Töplitz hatte ich die Freude den braven Staatsrath Langermann zu ſehen. Seine Klarheit und Thätigkeit iſt bewunderungswürdig; der Zuſtand hingegen, in dem er wirkt, traurig und hoffnungslos. Dies aber ſcheint ihn nicht anzufechten; er thut das Seinige mit Heiterkeit und Vertrauen.

Mögen Sie ſich von der Überbringerin wohl erzählen laſſen, wie Übles und Gutes bei mir ſeit acht Wochen bedeutend abwechſelt, und wie ich mich hier noch auf einen Monat eingerichtet habe, um wo möglich das verlorne Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Erhalten Sie bis zu meiner Rückkunft mir ein freundliches Andenken und erlauben mir alsdann manchen mündlichen, vertraulichen Vortrag. G.

[An Goethe.]

Weimar, 21. März 1824.

Verehrteſter Freund,

Meine herannahende Abreiſe regt mich an über eine Sache mit Ihnen zu ſprechen, die mir nahe liegt, die ich mit mancher andern entſchieden wünſchte um befreiten Herzens zu ſein. Gedrungen mich ihrer anzunehmen, als ein Vermächtniß meines ſeligen Mannes, und durch den leidenden Augenzuſtand meiner Schweſter, der ich gern jede Bewegung des Gemüths und jede Mühe des Schreibens erſpare, erlauben Sie mir Ihnen meine Anſicht vorzulegen. Ich kann glauben, daß die Meinen ganz mit dieſer einverſtanden ſind.

Sie werden ſich entſinnen, daß nach dem Hinſcheiden unſers unſterblichen Freundes ſogleich (ich glaube durch Cotta wurde es ausgeſprochen) von einem Austauſch Ihrer Briefe gegen die Schillerſchen die Rede war. Sie gingen darauf nicht ein. Es lag in der Art meines Mannes immer nach Motiven der Ehre und der Zartheit zu handeln. Er ehrte Ihre Gefühle, und glaubte ſelbſt es ſei noch nicht an der Zeit individuelle Verhältniſſe vor fremden Augen zu enthüllen. Als Vormund der Kinder hielt er es indeſſen für Pflicht auch äußern Vortheil zu bedenken.

Die vertrauliche Wechſelrede der erſten Geiſter unſers und vieler Jahrhunderte hatte für die Nachwelt einen unberechenbaren Werth, und konnte das merkwürdigſte Werk unſerer Literaturgeſchichte werden. Da jedes menſchliche

Verhältniß den Stürmen unbekannten Geſchickes unterworfen iſt, ſo mußte mein Mann, wie jeder der für Andre zu ſorgen hat, möglichſte Sicherheit und Ordnung in das ihm Anvertraute herſtellen. In dieſem Sinn wurden Ihre Briefe aufbewahrt. Für Frauen die allein in der Welt ſtehen, iſt die Handlungsart der geliebten Hingeſchiedenen der ſicherſte und treuſte Leitſtern in den ihnen ſo oft fremden Dingen des Lebens. Meine Schweſter fühlt die Pflicht in dieſem Sinn fortzuhandeln.

Unſer gemeinſamer Freund Humboldt ſagte uns, daß Sie jetzt wünſchen die Briefe zuſammenzuſtellen, ſie der Welt mitzutheilen, und die Geſinnung der Familie über die Art, wodurch jedem das Seine dabei zu Theil werden kann, wiſſen wollen.

Cotta hat ſich immer als Ehrenmann und Freund der Familie gezeigt. Mir dünkt, ob ich mich gleich in dieſen Verhältniſſen nicht als vollkommen orientirt anſehen muß, nach dem Maßſtab wie ſonſt Schillers Arbeiten und die Ihren bezahlt wurden, Cotta würde nicht anſtehen 4000 Gulden für dieſe einzig merkwürdige Correſpondenz zu geben, und da ſie gewiß vielfältige Auflagen haben wird, einen Theil des Gewinnes für die Zukunft zu verſprechen. Sind Sie es zufrieden, daß wir ihn darüber befragen und daß er die Hälfte dieſer Summe den Schillerſchen Kindern garantirt, ſo wie ihren Antheil des künftigen Gewinnes? Iſt dieſes geſchehen, ſo erhalten Sie Ihre Briefe zurück, und können über die Schillerſchen als Ihr Eigenthum

ſchalten. Meine Schweſter wünſchte, Sie möchten in der Folge, wenn Sie das was Ihnen mittheilbar ſchien, benutzt hätten, ihr die Originale als einen theuren Schatz des Herzens zurückgeben, wenigſtens ſo darüber verfügen, daß er nie in fremde Hände fiele. Für jetzt wünſcht ſie die an Humboldt gerichteten Briefe zu beſitzen, die dieſer Ihnen für ſie zuſtellte.

Im Vertrauen, welches Schiller gegen Sie in der Seele trug, läge ſonach die Sache in Ihren Händen. Ich kenne die Geſinnungen, in denen Er in ähnlicher Lage für die Ihrigen gehandelt haben würde, und fühle daß auch Sie nicht anders handeln können.

An ſich iſt mir jedes Zerſplittern einer merkwürdigen Exiſtenz in alle kleinen Einzelheiten ſo zuwider wie es unſerm ſeligen Freund ſelbſt war. Hätte ihm die Natur ein ſo langes Leben vergönnt, um ſeine Vergangenheit in die blaue Ferne der Poeſie zu rücken, ſo hätte er vielleicht ſelbſt ſein Leben dargeſtellt und dadurch die Welt erfreuend belehrt, wie Sie es durch das Ihre thun.

Es iſt das liebſte Geſchäft meiner einſamen Stunden mir ihn zu vergegenwärtigen, und da die Zeit ſeiner Bekanntſchaft mit uns in einen Wendepunkt ſeiner Exiſtenz fiel, ſo ſchreibe ich manches darüber auf. Es bleibt in meinem Pult verſchloſſen — vielleicht wird es einſt dienen die abgeſchmackten Lebensbeſchreibungen niederzuſchlagen, mit denen man nicht aufhört den theuren Schatten zu ver-

folgen und ihn ganz unwürdig zum Bindungsmittel ganz unwahrer und heterogener Dinge zu gebrauchen.

Mit den Bildern der geliebteſten Freunde zu leben, in denen das eigentliche Daſein ruhte, die Geiſter entflohener Tage anzurufen in Liebe und Freude, in Ernſt und in Heiterkeit, iſt des herannahenden Alters ſüßeſter Genuß.

Alles was wahr iſt, greift immer in's große Ganze der Natur und lehrt vertrauend hinüber ſchiffen an's unbekannte Ufer, wo wir die Liebe und Treue ahnen, die uns hier umgab.

Zum Schluſſe bin ich in die alte Gewohnheit gerathen, meine Individualität gegen Sie auszuſprechen, an der Sie ſonſt gütig Antheil nahmen. Verzeihen Sie dieſen Fehler, in den man ſo leicht fällt. Im ununterbrochnen Leben mit Ihrem Geiſt begrüßt man ihn immer als einen geehrten und geliebten Bekannten, vor dem ſich das Herz öffnet, wie vor einer erfreuenden immer treuen Naturerſcheinung.

Leben Sie wohl und bleiben freundlich geſinnt Ihrer

C. v. Wolzogen.

Weimar, 22. März 1824.

Gar ſehr danke ich, verehrte Freundin, daß Sie eine ſo werthe Angelegenheit zur Sprache bringen, und ſage ſogleich, beliebter Kürze wegen: daß ich in den Hauptpunkt Ihres Vorſchlags vollkommen einſtimme. Daß an Cotta deßhalb von Ihrer Seite baldigſt ein Antrag geſchehe, ſind'

ich der Lage gemäß: denn es iſt an der Zeit. Im neueſten Hefte von Kunſt und Alterthum ließ ich Schillers Briefe vom Jahre 1802 mit wenigen Reticenzen neuerlich abdrucken, ſie geben Zeugniß von einem hohen, reinen, heitern, unſchuldigen Verhältniß und werden das Verlangen des Publicums und den Antheil des Verlegers zu ſteigern geeignet ſein. Doch wünſchte ich, daß Sie, ehe ein weiterer Schritt geſchieht, mich noch ſprechen möchten, wozu ich die Frühſtunden Mittwochs in Vorſchlag bringe.

Der Frau Schweſter angelegenſt empfohlen zu ſein wünſchend, den friſchen Anklang früherer Verhältniſſe herzlich begrüßend, die v. Humboldtiſchen Briefe beilegend, treulich

Goethe.

Weimar, 2. April 1827.

Verzeihen Sie, verehrte Freundin, wenn ich für heute mich entſchuldige. Die erſte Lieferung meiner Werke, welche zur Meſſe fertig werden ſoll, macht mir am Schluß, bei der Entfernung des Druckorts, mehr als billig zu ſchaffen. Ich wünſche ſehnlichſt, daß die fünf Bändchen Ihnen manches angenehme Neue bringen und Sie das Bekannte an vergangene glückliche Zeiten erinnern möge. In Hoffnung freierer Augenblicke, verehrend, vertrauend, treulichſt

J. W. v. Goethe.

Weimar, 24. December 1828.

Hier, nur noch eilig zum heiligen Chriſt, der längſt erwartete Abdruck, den Sie, verehrte Freundin, ſo wohl-

wollend eingeleitet haben. Erſt Ein Exemplar, die übrigen für die lieben Töchter folgen baldmöglichſt.

Mich angelegentlich empfehlend, unwandelbar

Goethe.

Weimar, 18. Februar 1829.

Erlauben Sie, verehrte Freundin, daß ich über die erſt jetzt bei mir angekommenen Frei-Exemplare des Briefwechſels nebſt einiger Nachricht ohnmaßgeblichen Vorſchlag thue.

Es liegen nehmlich contractmäßig vor mir: Velin-Papier 25. Den Götheſchen 12, den Schillerſchen 13. Gewöhnlich Papier 15. Den Götheſchen 8, den Schillerſchen 7. Die den Schillerſchen gehörigen bin ſogleich abzuliefern bereit, ſolche jedoch zu vertheilen, einpacken und verſenden zu laſſen, iſt in meiner Lage ganz unmöglich. Ich wollte daher anfragen: ob ich ſie Ihnen nach Jena ſchicken dürfte, wo die Herren Frommanns, in ſolchen Dingen gewandt und mit allem verſehen was zur Ausfertigung gehört, die Freundlichkeit wohl haben möchten, nach Ew. Gnaden Einleitung, das kleine Geſchäft zu übernehmen. Gleicherweiſe würden wir die folgenden Lieferungen behandeln können.

Mich angelegentlichſt empfehlend und zu der Herankunft eines fröhlichen Märzes Glück wünſchend. Verehrend treu angehörig J. W. v. Goethe.

Weimar, 20. Juni 1829.

Die mir anvertrauten Papiere, verehrte Freundin, hierbei zurückſendend, darf wohl meine Überzeugung ausſprechen, daß ſie das Publicum ebenſo dankbar als ich aufnehmen werde. Einige kleine Bemerkungen beachten Sie vielleicht und erlauben mir in der nächſten Zuſammenkunft mich über dieſe ſchöne Gabe des Weitern zu erklären.
Treu angehörig Goethe.

Weimar, 29. September 1829.

Das mir geneigteſt anvertraute Manuſcript*) liegt ſchon einige Tage neben mir, ich habe hineingeſehen und mache dabei eine Erfahrung, von der man ſich in jüngern Jahren nichts träumen läßt; ich finde ganz unmöglich es durchzuleſen und werd' es Ihnen leider ohne Weiteres zurückſchicken müſſen. Durch dieſe Empfindungen werd' ich nur aufmerkſamer auf das was mir ſchon einige Zeit begegnet, daß ich nehmlich in's längſt Vergangene nicht zurückſchauen mag. Mit dem abgedruckten Briefwechſel geht es mir ebenſo, er macht mir eher eine traurige Empfindung, die, wenn ich ſie mir verdeutlichen will, ſich ohngefähr dahin auflöſt, daß in hohen Jahren, wo man mit der Zeit ſo haushältig umgehen muß, man über ſich und Andre wegen vergeudeter Tage höchſt ärgerlich wird. Jenes Manuſcript laß ich daher noch kurze Tage bei mir liegen, theile Meyern obige Bemerkung mit, und läßt ſich

*) Wahrſcheinlich Schillers Leben von Frau v. Wolzogen.

das Gefühl durch Reflexion nicht beſchwichtigen, ſo erhalten Sie die Hefte ungeſäumt zurück, mit höchſt dringender Bitte um Verzeihung eines unerwarteten Seelenereigniſſes, deſſen ich nicht Herr werden kann.

Erhalten Sie, verehrte Freundin, mir ein unſchätzbares Wohlwollen und ſetzen Sie Ihre aufmunternde Theilnahme an demjenigen fort, was ich allenfalls noch anbieten und überliefern könnte.

Mich angelegentlichſt empfehlend, treu angehörig

J. W. v. Goethe.

Weimar, 22. April 1830.

Beifolgenden Auszug aus einem Briefe des Herrn Varnhagen von Enſe habe nicht ermangeln wollen mitzutheilen, vielleicht daß Sie erlaubten, der guten vieljährigen Freundin durch genannten Mann irgend etwas Freundliches zukommen zu laſſen. Das Büchlein iſt mir noch nicht zu Handen gekommen und es wird auch ſchwerlich meine Gränzwachen überliſten; was aber ungefähr darin enthalten ſein mag, ergiebt ſich aus beiliegendem Blatte, welches deßhalb mitſende.

Alles Gute zu dem friſchen Grünen anwünſchend, empfehle ich mich zum allerſchönſten. Treu angehörig

J. W. v. Goethe.

„Frau von Kalb, *) welche hier in vieljähriger, ſtiller und enger Zurückgezogenheit lebt, iſt in dieſer heftigſt be-

*) Oben S. 318. 320. 371. 375.

wegt worden durch die Mittheilungen, welche Jean Paul Richters gedruckter Briefwechſel über manche frühere Lebensverhältniſſe nicht ſchonend an den Tag legt. Sie verwirft und verleugnet ganz und gar die Auffaſſungen Richters in Betreff der ihr eignen Bezüge, ſowie der von Schiller, Herder und Andern; nie, ſo betheuert ſie, ſei dergleichen geſprochen, dergleichen gemeint worden, wie hin und wieder aus trüben Quellen oder argen Mißverſtändniſſen dort angegeben wird.

Ihre hohen Jahre und ihr ſonſt faſt ſibyllenhaftes Daſein haben bei der unerwarteten Berührung jener Vergangenheit eine ganz leidenſchaftliche Aufregung nicht abzuwenden vermocht. Ich war vergebens bemüht, ihr gegen dieſe Schwäche Troſt und Gleichmuth einzuſprechen; die bisher erſchienene Entäußerung der weltlichen Perſönlichkeit iſt plötzlich mit einer allzuängſtlichen Empfindlichkeit für deren doch höchſt verletzlich bewahrtes Abbild vertauſcht. Sie wünſcht vor allem Ew. Excellenz und dann Frau von Wolzogen, von der nach jenen falſchen Angaben mißkannt zu werden ihr der unerträglichſte Schmerz bliebe, von obiger Betheuerung wenigſtens benachrichtigt. Ich erfülle hiermit gern einen Theil ihres Wunſches, und ſtelle gütigem Ermeſſen und gelegener Stunde anheim, was von Weimar aus hierüber ferner an Frau von Wolzogen möchte zu befördern ſein."

Weimar, 27. Auguſt 1830.

Es thut mir herzlich leid, die verehrte Freundin heute nicht bei mir ſehen zu können, da ich eben in dem wunderbarſten Geſchäft befangen bin, mit einem durchreiſenden Freunde naturphiloſophiſch-phyſikaliſche Betrachtungen anzuſtellen, die ich weder abbrechen noch unterbrechen darf. Möge mir bald das Glück Ihrer Gegenwart beſcheert ſein.

Treu angehörig J. W. v. Goethe.

[Ohne Datum.]

Ich wünſche mir recht viele Arten und Weiſen, recht viele Anläſſe und Gelegenheiten Ihnen zu zeigen, wie dankbar ich bin. Das erſte, was ich thue, iſt daß ich die Flözſchichten der Kunſt- und Literarproducte, die ſich bei mir übereinander gelegt haben, durchforſche um etwas erfreuliches zur Mittheilung hervor fördern zu können. Auf baldigen mündlichen Gruß!

Goethe.

VIII.

Carl August

an Frau v. Wolzogen und ihren Gemahl.

[Nach 1798.]

Meine Frau und ich haben geglaubt, daß Sie, gnädige Frau, noch mit manchen Auguſten, Carolinen, Theodoren, und wie ſie alle heißen möchten, geſegnet gingen, und dieſe alle bei ſich herumzutragen Ihnen beſchwerlich fallen möchte. Wir haben daher Röntgens guten Einfall aufgegriffen, und wir bitten Sie, gnädige Frau, in dieſes Käſtchen mit vielen Fächern alle die edlen Damens einſtweilen beizulegen, bis ſie an's Tageslicht durch den befruchtenden Geiſt gerufen werden.

[Weimar, April 1801.]

Gnädige Frau,

Obwohl ich Ihnen keinen ſonderlichen Anlaß zur Zufriedenheit gegeben habe, ſo wage ich es doch Ihnen eine Bitte vorzulegen, deren Erfüllung ſehr zu der Meinigen

beitragen wird. Sie ist folgende. Mit Schrecken habe ich erfahren, daß Schiller ein Theaterstück, die Pucelle d'Orleans wirklich geschrieben hat; ich hatte davon munkeln hören, glaubte es aber nicht. Machen Sie doch, gnädige Frau, daß ich dieses Stück zu Gesichte bekomme ehe es in die Welt tritt oder ehe es, auf unserm Theater gespielt zu werden, die Einrichtung bekommt. Das Sujet ist äußerst scabrös, und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein wird, zumal bei Personen, die das Voltairsche Poëm fast auswendig wissen. So oft und dringend bat ich Schillern, ehe er Theaterstücke unternähme, mir, oder sonst jemandem, der das Theater einigermaßen kennt, die Gegenstände bekannt zu machen, die er behandeln wollte. So gerne hätte ich alsdann solche Materien mit ihm abgehandelt, und es würde ihm nützlich gewesen sein; aber alle mein Bitten war vergebens. Jetzt muß ich recht dringend wünschen die neue Pucelle zu perlustriren, ehe das Publikum diese Jungfrauschaft unter dem Panzer bewundere. C. A.

[Weimar, Mai, 1801.]

Gnädige Frau,

Ihnen unterthänig dankend für Übersendung der Schillerschen Jeanne d'Arc, sende ich Ihnen das Manuscript zurück, Niemand hat es gesehn als wie meine Frau, die so wie ich es mit großer Aufmerksamkeit und Vergnügen las. Ihrem Herrn Schwager bitte ich für die Mittheilung

seines Werkes unsre verbindlichste Erkenntlichkeit zu erkennen zu geben.

Schillers Mädchen von Orleans hat gewiß in seiner Art das schönste Ensemble, und poetische Verdienste, wie sie selten anzutreffen sind, eine Wärme herrscht in diesem Poëm, das auch denjenigen nicht kalt bleiben lässet, der nie christlicher Mythologie einen Geschmack abgewinnen konnte, und der nie ein Interesse an einer Person oder Heldin zu fassen vermochte, die durch nicht menschliche Inspiration zu das wurde, was sie merkwürdig macht. Die betrübte deutsche Sprache ist in die schönste Melodie gezwungen, deren sie fähig ist, und die der deutschen Muse angeborene Herzlichkeit hat Schiller so veredelt wirken lassen, daß man zwischen Erhabenheit und Herzlichkeit schwebt, wenn man dieses Gedicht liest; ein Unternehmen seltner Art, da gewöhnlich das eine oder das andere Gefühl dergestalt isolirt, daß man mit dem einen gehoben, oder mit dem andern fortgerissen wird. In so fern die Herren Poeten ein Verdienst ihrer Kunst auch darein legen, daß sie dem Schöpfer gleich aus nichts etwas machen, so hat auch Schiller hierinnen obgesiegt, und seiner schöpferischen Laune eine Pracht mehr beigebracht, denn er hat auch gewußt eine Geschichte, die verwandt mit derjenigen ist, die er behandelte, und die in verunedelten Einbildungs- und Erinnerungskräften (wie die unsrige) mit lebhaften Farben abgedrückt steht, dergestalt vergessen zu machen, daß wir auch nicht einen Augenblick nur, bei

Leſung, oder Hörung der Schillerſchen Jungfrau, an Voltaires Pucelle dachten, oder zu Vergleichungen gereizt wurden. Wir laſen und hörten nur Schillers Art und Kunſt, es fielen uns die Bosheiten ſeiner Vorgänger nicht ein; und was uns beſtändig in einem reinen Genuſſe erhielt, wir ſaßen dabei nicht 5 Stunden lang in der ſtickenden Hitze des Comödienhauſes, wir wurden nicht durch das öftere Wechſeln ſchlechter Decorationen beunruhiget, die verdrießlichen Geſichter und ſchiefen Stellungen der heutigen Statiſten, und ihr ungeſchicktes Benehmen ärgerte uns dabei nicht, wir dachten uns, oder wir fühlten uns vielmehr in dem unermeßlichen Raum, und unſre Einbildung malte uns die Jeanne d'Arc wie ein 5 Fuß 6 Zoll großes männlich gebildetes Mädchen, das den Panzer und das Schwert nebſt der Fahne beſſer und graziöſer als wie den Hirtenſtab und die Spindel ſchwingt. Ob uns auch die Wohlthat dieſes reinen Genuſſes blieb, wenn Schillers dialogiſirtes Poëm als Theaterſtück die Bühne betreten müßte? daran zweifle ich ſehr. Leugnen kann ich nicht, daß ich eine ſo große Liebe und eine ſo ſtarke Theilnahme an Schillers neueſter Schrift gefaßt habe, daß ich mir es nicht anders als wie ein Poëm, ein Heldengedicht denken kann, das durch ſeine dialogiſirte Form den Vorzug erhalten hat, zu den unkörperlichen Sinnen zu treten, welche öfters durch bloſe Erzählung ohne Dialog in der Wärme ihrer progreſſiven Empfindungen aufgehalten, erkältet und ermüdet werden. So bald aber die-

ſes Heldengedicht in die alles ſo ſehr beſchränkenden Breter und Vorhänge erſcheint, und die fatale Reiſe durch unkünſtliche ungebildete Organe machen muß, alsdann fällt gewiß die ſchöne Blüthe der Dichtung ab, und oft möchte uns ein kahler Baum dabei einfallen. Möchte doch Schiller ſich entſchließen ſein ſchönes und uns ſo werthes Werk erſt drucken zu laſſen, ehe er es der Bühne einverleiben ließ, bei dieſer Gelegenheit könnte er noch einem oder dem andern Vers nachhelfen, einige Ausdrücke mildern, etliche Cäſuren verbeſſern, und ſich darnach auch wohl von uns überzeugen, daß wir es gern auf dem Theater ſehn möchten, aber daß wir es lieber für die feinſten Augenblicke der Einſamkeit oder einer geſchloſſenen gebildeten Geſellſchaft aufheben möchten. Die Herren Poeten und Autoren ſind freilich ſchreckliche Tyrannen, vielleicht haben ſie Recht es zu ſein, da ſelbſt Buonaparte neulich ſagte, que le Peuple (l'auditoire) était fait pour faire des souliers. Schiller macht aber vielleicht eine Ausnahme, und ſchenkt einmal ein geneigtes Ohr ſeinem Verehrer, indem er auf ein Weilchen ſeine Bitten und Wünſche erfüllt. Schiller ſelbſt iſt gewiß überzeugt, daß er ſein Stück zur wirklichen Aufführung abkürzen, und hie und da etwas, das gar zu ſehr der bibliſchen Schaubühne ſich nähert, abändern müſſe, aber ich für mein Theil möchte auch nicht um ein Wort ärmer im Beſitze ſeines Meiſterwerkes werden, und ſo geht es gewiß mehreren du peuple.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, mein langes Geſchwätz,

und meine unkritiſchen Ausdrücke, die Sache aber intereſſirt mich ſehr, der Antheil riß mich fort, und ich bin weder logiſch noch kritiſch gebildet werden.

C. Auguſt.

[Weimar, Mai, 1801.]

Ach gnädige Frau! wie glücklich bin ich, daß meine ſehr gewagte Zuſchrift von Schillern gut aufgenommen worden iſt, tauſend Dank für Ihre Güte, Sie haben mir ordentlich einen Stein vom Herzen gehoben. Die große Achtung, die ich für Schillers Genie und Talent hege, die perſönliche Freundſchaft zu ſeinem ausgezeichneten moraliſchen Charakter, und die wirklich bewunderungsvolle Liebe für ſeine neueſte Schrift hatten freilich zuſammen Gefühle in mir rege gemacht, die ich gerne ausdrücken mochte, aber wirklich mit großer Verlegenheit niederſchrieb, ſo leicht drückt ſich unſer einer falſch aus, oder begreift gewiſſe Harmonien nicht, die im Sensorio des Poeten tönen, und von denen er glaubt, daß ſie jedermann mit ihm hört, und wenn dann Diſſonanzen bei einem oder dem andern anſcheinend werden, ſo entſtehn alsdann ſo leicht Mißverſtändniſſe oder Mißverhältniſſe, die recht betrübt werden können. Vor allem dieſen furchte ich mich entſetzlich, und nun bin ich ſo glücklich, daß dieſes alles gehoben iſt. Schillers Werth erhöht ſich durch ſeine beiſpielloſe Gefälligkeit außerordentlich in meinem Herzen; ſehnlich wünſche ich, daß ich fähig ſein möge (in meiner Manier verſteht

ſich) ihm ſo gute Tage machen zu können, als wie er mir (in der ſeinigen) bei Leſung ſeines Stückes und heute gemacht hat. Ich bitte alles dieſes Ihrem Herrn Schwager recht lebhaft auszudrücken, und ihm meinen beſten Dank zu ſagen.

Wie ſchön iſt es, daß Sie, gnädige Frau, und Herr v. Wolzogen, jedes in ſeiner Art, mir ſo angenehme und wichtige Dienſte leiſten; meinen Dank kann ich Ihnen um ſo kräftiger bezeigen, da er von beiden zugleich gütig angenommen werden kann.

Leben Sie wohl, gnädige Frau, und laſſen Sich das Mittagsmahl recht gut ſchmecken, auch ich will ein Gleiches thun. C. A.

Gnädige Frau,

Mit Zittern und Zagen, und mit gräßlichem Kopfbrechen habe ich beifolgendes Geſchmiere zu Stande gebracht. Können Sie es brauchen, ſo wenden Sie es an, wo nicht, ſo ſchicken Sie mir es wieder. Leid ſollte es mir thun, wenn wir bei Aufführung eines wirklichen Meiſterwerkes ungeduldig würden, und das blos weil dieſes Werk nicht an ſeinem rechten Orte ſteht, und die Wahrheit zu geſtehen, Caroline*) iſt mir zu lieb, als daß ich ihr ſchö-

---

*) Frl. Jagemann; ſo reich-begabt und -gebildet für das Schauſpiel wie für die Oper.

nes Talent und Bemühen so zwecklos und ihr nachtheilig hier gezwungen sehn möchte. *) C. A.

W. 6. 7. 1. [Weimar, 6. Juli 1801.]

Gnädige Frau,

Lützow hat mir aufgetragen, wenn ich etwas Geheimes an ihn wollte gehn lassen, es dem Minister von Bas-

---

*) Die beigelegenen Änderungen in der Rolle der Jungfrau fanden sich nicht mehr. Ein uns vorliegender Brief Schillers an die Schauspielerin Bethmann mag als dieselben Verhältnisse berührend hier mitgetheilt werden:

Weimar, 17. Nov. 1801.

Wie erfreute mich Ihr Andenken, meine liebenswürdige Freundin! Ich hätte mich, mit allen Ihren hiesigen Verehrern, darein finden müssen, wenn Sie uns und unser schlechtes Dorf und unser Dorftheater in dem großen kunstvollen Berlin vergessen hätten! Desto angenehmer mußte mich das Gegentheil überraschen.

Ja wohl bedaure ich sehr, daß Sie meiner jungfräulichen Heldin Ihre Kunst nicht leihen sollen, sie in die Welt auf eine würdige Art einzuführen. Indessen kommt mir, so lang ich kein Augenzeuge bin, über die Besetzung meines Stücks in Berlin kein Urtheil zu, und die Götter mögen das Stück beschützen.

Hier in Weimar haben Privatverhältnisse noch immer die Aufführung der Jungfrau verhindert, und nichts angenehmeres könnte mir begegnen, als wenn Sie durch Ihre Erscheinung in Weimar alle diese Schwierigkeiten mit einem mal heben und das Schiffchen flott machen wollten. Freilich müßten Sie großmüthig sich entschließen, blos mit Ihrem Ruhm und mit unserer Freude vorlieb zu nehmen, und ich wollte Ihnen, was mich selbst betrifft, darin mit einem ähnlichen Opfer vorangehen, und die Theaterausgabe

ſewitz in Schwerin zu adreſſiren. Am beſten möchte es ſein, an dieſe Excellenz die Bücher zu ſenden, welches Unger beſorgen mag; ich will Baſſewitz von Pyrmont aus davon avertiren, Lützow und Herrn v. Wolzogen daher auch ſchreiben.

Ihre Briefe bitte ich meiner Frau anzuvertrauen, die ſelbige richtig beſorgen wird.

Übrigens hoffe ich, daß Sie ſich wohlbefinden werden, und daß auch ich von der Heilsquelle in einem etwas brauchbareren Zuſtande zurückkomme, als wie ich hinreiſe; mein Glück hat mich durch ſo manche Schwierigkeit hindurchgeriſſen, vielleicht verläßt es mich noch nicht ſo balde; auf dieſes trauend, und einige günſtige Ausſichten laſſen

---

des Stücks unentgeltlich dazu hergeben. Dieſe Bedingung iſt darum nöthig, weil das Stück hier, nach Ihrem Weggehen, nicht mehr geſpielt werden kann, da Dem. Jagemann, die einzige, der man eine ſolche Rolle vertrauen könnte, der Theater-Convenienzen wegen, im Schauſpiel keine neue Rolle mehr bekommen kann.

Wenn Sie alſo dafür halten, daß es ſich der Mühe verlohnte, der Kunſt und Ihrem Ruhm ſowohl als [unſerm] Vergnügen ein ſolches Opfer zu bringen, ſo geben Sie mir Nachricht und ich will dann mit Goethe darüber ſprechen. Freilich bin ich bei dieſer Sache auf zweifache Art intereſſirt, denn außerdem daß ich die Johanna von Ihnen ſehen werde, ſo werde ich Sie ſelbſt wiederſehen und eine mir ſo erfreuliche aber zu ſchnell verſchwundene Erſcheinung zurückrufen.

Und ſo leben Sie wohl meine beſte liebe Freundin und denken mit einigem Wohlwollen an Ihren aufrichtigen Freund und Verehrer Schiller.

immer meinen guten Humor wieder aufleben; dieſer ſoll mich beſtändig erhalten um denjenigen Perſonen dankbar nützlich zu ſein, die einigen gütigen Antheil an meinem Schickſale nehmen. Laſſen Sie mir manchesmal etwas von ſich hören, meine Frau beſorgt für mich die Paquete, die Dienſtags und Freitags von hier abgehen. Leben Sie recht wohl. Carl Auguſt.

[Weimar, 3. September 1801.]

Gnädige Frau

So eben erhalte ich Ihren Brief, durch welchen Sie mir den gütigen Antheil bezeigen, den Sie nebſt Ihren Weimarſchen Angehörigen in Dresden an einem Tag nehmen wollen, der mich auf die Welt geſetzt hat: möge die Zeit in welcher ich dieſen Tag noch öfters zu ſehn bekomme, mir dienen um Ihnen, gnädige Frau, und Ihrer Geſellſchaft nicht überflüſſig zu ſein. Herzlichen Dank für Ihr Andenken, und empfehlen Sie mich Schillern nebſt ſeiner Suite; ſagen Sie ihm, daß er mehr die Gallerien und die Kunſtwerke als die Elbufer genießen möge; die Einflüſſe letzterer werden ihm mehr Spaß machen, erſtere aber ihm begreiflich machen, daß jedes Kunſtwerk, das Menſchenalter und Generationen für vortrefflich ehrten, immer im engen Rahmen eingeſchloſſen blieb, und ſo verehrt wurde. Die breiten Räume der Natur erreicht kein menſchliches Beſtreben, und dieſes, folgt es jener nach, amendirt nicht die Quantität ſeines Werthes, ſondern ver-

liert ſich in dem Grenzenloſen eines Raumes, der nicht in den brauchbaren Raum des Maßſtabes paßt, deſſen ſich jeder menſchliche Geiſt nicht entübrigen kann.

Darf ich bitten mir zu beſorgen, daß ich eine ganz gemeine Zeichnung des Löwens, aber genau nach dem Maßſtabe und zwar nur die Umriſſe bekomme, und dieſes baldigſt, ehe ich zu der Bitte der Abformung deſſelben ſchreite. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und Angehörigen beſtens. Leben Sie wohl. Carl Auguſt.

Wolzogen hat ſeine Sachen vortrefflich gemacht, alles iſt über Erwartung ausgefallen, von Moskau kommt er gerade, aber ſchwerlich vor Ende October zurück. In dieſen Tagen wird ein Courier Ihre Befehle nach Moskau mitnehmen.

[1804.]

Morgen ſchicke ich, gnädige Frau, eine Eſtafette an Dero Herrn Gemahl nach Berlin, ſollten Sie ihr einige eheliche Vermahnungen mitgeben wollen, ſo bitte ich ſelbige mir heute Abend oder morgen früh zukommen zu laſſen. Der Geheimerath Voigt wird ohngefähr in 8 Tagen nachfolgen. Verzeihen Sie meine Eheſcheidung, ich muß aber Wolzogen bitten in Berlin zu bleiben bis er die Päſſe bekommt, und alsdann ohne vorher rückwärts zu ſehn, gegen Nordoſten zu ſegeln. C. A.

An Geheimenrath v. Wolzogen.

Berlin, 30. 12. 6. [30. Dec. 1806.]

Tauſend Dank für alle erwieſene Treue und Anhänglichkeit, und für die Ausdauer in den trüben Tagen. Die Reiſe meines Sohnes nach Mainz halte ich für ſehr nothwendig. Der Kaiſer hat ſich mehrmalen geäußert, wie hoch er es aufnehme wenn man ſeiner Gemahlin Artigkeiten bezeige, oder ſelbige verabſäume; Goethe hat den Vorgang durch Abſchickung der Herzogin gemacht. Da meine Reiſe nach Warſchau noch nicht gewiß iſt, ſo halte ich es für ſehr nothwendig, daß mein Sohn zur Kaiſerin gehe. Er wird hoffentlich dorten gefallen da er gut ausſieht. Ich bitte Sie ihn dahin zu begleiten. Leben Sie recht wohl. Carl Auguſt.

An Geheimenrath v. Wolzogen.

24. 7. 9. [Weimar, 24. Juli 1809.]

Indem ich den lebhafteſten Antheil an allem nehme, was Sie betrifft, ſo wünſche ich, daß die Badereiſe, welche Sie unternehmen wollen, dergeſtalt wirkſam werde, daß Sie völlig hergeſtellt wieder hierher kommen mögen. Leben Sie wohl! Carl Auguſt.*)

Gnädige Frau

Meine Gattin trägt mir auf Sie unterthänigſt zu erſuchen die Bücher, welche Sie höchſt gütigſterweiſe auf

*) Randbemerkung der Frau v. Wolzogen: „Kurz iſt der Abſchied für die lange Freundſchaft.“ Ihr Gemahl kehrte nicht zurück.

beiliegendes Blatt verzeichnet haben, ankaufen und selbige in Berlin in roth Maroquin ohne überflüssige Vergoldung binden zu lassen. Unger kann wohl die ganze Commission übernehmen, und melden, wenn alles fertig ist, damit man es alsdann absenden könne. Da die Buchhändler doch die Statisten der auf den Bretern des Weltalls prangenden Schriftsteller sind, so werden Ew. Gnaden wohl gütigst belieben, Ungern, qua Dero Subaltern die nöthigen Befehle in Ansehung seiner Figurirung zu ertheilen. Ich werde als Cassier das gemeinste hinterdrein besorgen. Unterthänigst C. A.

IX.

Briefe Danneckers
an Herrn und Frau v. Wolzogen.

Stuttgart, 26. October 1797.

Wohlgeborener Herr Baron!

Sie haben mich ſchon längſt aufgefordert Ihnen Nachricht über des Herrn Geheimen Raths von Göthe Aufenthalt in Stuttgart zu geben. Was ſoll ich Ihnen ſagen? Sie kennen ſeine ungeheure Kunſtkenntniß, ſeine Liebe zum Großen, Vollendeten, Charakteriſtiſchen, Schönen! O ich bin äußerſt glücklich einige ſchöne Meinungen, die mir nun Geſetze bleiben, von ihm gelernt zu haben, ja was er mir ſagte, war in mir zwar wie ein Nebel ſchon ehe er zu mir kam, aber daß ich's nicht ausdrücken konnte; nun wüßte ich's gleich zu Tauſenden anzuwenden. Das iſt gewiß, daß ich in meinem Leben nichts mehr ausführen werde, das nicht ſo zu ſagen in ſich eine Welt ausmacht. Täglich waren wir beiſammen, und er machte mir ein Compliment, das ich für groß halte, indem er mir ſagte, nun habe ich Tage hier verlebt, wie ich ſie in Rom lebte.

Unſere gelehrte Männer ſpitzten ihre Naſen, da ſie ihn nur mit einem Bildhauer oder Kaufmann gehen ſahen und ſie nicht einmal von ihm Beſuche erhielten. Für mich waren die Täge, die ich mit ihm durchbrachte, Feſte und bleiben mir unvergeßlich. Meinem Schwager und ſeiner Frau, meinem lieben Weibchen und mir las er eines Abends ſeine Elegie vor. Ach Gott wie ſchön, wie groß, wie voll Gefühl iſt dieſes Werk! Das heiß' ich zeichnen, mahlen, bilden, kurz ich war entzückt; es fatiguirte mich auch ſo, daß ich den andern Tag zu nichts taugte. Den Auftrag, den ich durch meinen lieben Schwager von Ihnen erhielt, über Verzierungen der Stuccaturarbeit, habe ich beſonders gut getroffen, er war gleich meiner, und ich der ſeinigen Geſinnung. Schillers Portrait und meine Sapho gefällt ihm beſonders.

Vor ein paar Tagen kam ich von Mannheim zurück, ich war in Schwetzingen und habe das Portrait vom Erzherzog en Buste Lebensgröße gemacht, er hielt ſo lang aus bis ich ſagen mußte, jetzo weiß ich nicht weiter. Er hat einen hübſchen feinen Kopf und ich freue mich ihn in Marmor zu machen. Die Kunſt geht hier trocken, denn es ſchläft alles, und ſo bin ich gezwungen mir ſelbſt die Sporen zu geben. Für Göthe habe ich von Claude Lorrain eine Landſchaft von Abelt gekauft, die Herr von Göthe ſo ſehr wünſchte.

Mein liebes Weibchen empfiehlt ſich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin auf's freundſchaftlichſte wie auch Schillers,

und ich wünſche nichts ſehnlicheres als Sie zuſammen wieder in meinem Garten zu ſehen. Mit vollkommenſter Hochachtung verharre Ihr ganz ergebenſter Freund und Diener

Dannecker.

Stuttgart, 17. März, 1798.

Unendlichen herzlichen Dank für das liebe ſchöne Andenken, welches Sie mir zuſchickten, es wird eine Reliquie in meinem Haus bleiben. Ich freue mich es von vornen an wieder zu leſen, bis jetzo war ich aber leider noch nicht dazu aufgelegt, ich bin mit Arbeiten zu ſehr überhäuft geweſen, daß ich Tag und Nacht genug zu thun hatte, und dann war ich vergnügt eine Stunde zu haben, wo ich wieder ausruhen konnte. Den Katafalk für den verſtorbenen Herzog hatte ich ganz nach meinen Ideen zu machen, wobei ich für Decoration und Beleuchtung zu ſorgen hatte, freilich war auch dieſes mein Wunſch, daß Fiſcher nichts dabei zu ſagen hatte, und ſo nahm ich mich zuſammen, damit in allen Theilen etwas neues herauskam. Der Herzog und das Publicum waren äußerſt zufrieden, und dieſes war meine einzige Belohnung. Kaum hatte ich einige Tage Ruhe, ſo wurde der Katafalk für die verwittibte Hoheit gemacht, den aber Fiſcher zu machen hatte, und ich die Bildhauerei zu beſorgen. Jetzo werde ich ſtark angegangen um Abgüſſe von der Büſte des verſtorbenen Herzogs zu machen, Sie werden ſich vorſtellen was das für mich für ein Vergnügen ſein muß. Schon längſt wünſchte

ich dem H. Geh. Rath von Goethe das Bruſtbild vom Erzherzog zu ſchicken, allein ich kann die acht Tag, die ich noch daran zu thun hätte, wirklich gar nicht finden. Von Rußland habe ich einen Brillanten-Ring zum Andenken erhalten, er kann 80 Louisd'ors werth ſein, und einen Ruf nach Petersburg, wo der Nikolay mir ſchreibt, daß er ſchon Befehl habe, wenn ich Luſt hätte zu kommen, alles zu unterlegen; ich nehme ihn, wenn die Beſoldung und übriger Verſpruch ſchön iſt, an, und freue mich meine Reiſe durch Weimar zu machen. Mein liebes Weibchen, die ſich Ihnen freundſchaftlich empfiehlt, geht gerne mit mir, weil ſie einſiehet, daß mein Glück größer iſt wenn ich in einer größern Künſtlerwelt leben kann und wichtigere Sachen ausführen darf als Gypsköpfe zu repariren. Das Monument für die Kaiſerliche Generäle hat ſich zerſchlagen und ich bin's zufrieden. Küſſen Sie doch den lieben Adolf herzlich in meinem Namen, ob er ſich wohl meiner erinnert? Ach! mein Weibchen wünſchte ſich freilich auch ſo ein liebes Kind! Doch Geduld, man kann nicht alles Glück genießen, ſo bin ich genügſam. Ich nehme innigen Antheil an Ihrem beiderſeitigen Glück und geſtehe es, daß ich gerne in Weimar Zeuge davon ſein möchte.

Von Schiller habe ich keinen Brief erhalten, empfehlen Sie mich doch auf's freundſchaftlichſte, und mein Weibchen bittet Sie um ebendaſſelbe, ſo wie auch unſern beiderſeitigen unterthänigen Empfehl und herzlichen Gruß an Herrn Gemahl. Gott erhalte Sie insgeſammt geſund und

uns bei Ihnen im guten Andenken. Ihr ganz ergebenſter Diener und Freund Dannecker.

Stuttgart, 7. Dec. 1798.

Nun das war ſchön! auch einmal wieder ein Briefchen von Ihnen erhalten zu haben, das thut mir wohl, und wenn Sie wüßten, wie ſehr Sie mich regaliren wenn ich von Ihnen weiß, wie Sie und Ihre Frau Gemahlin ſich befinden und wie Sie noch einige Freundſchaft und Güte für mich haben, Sie würden mir öfter ſchreiben; aber nicht zu unhöflich ſollt' ich ſein; da ich weiß daß Sie ſo viele Geſchäfte haben, muß ich und kann mich befriedigen. Daß Herr Touret von Ihrer werthen Geſellſchaft auf eine ſo grobe Art wegblieb war mir ſehr leid, er brachte mir Ihren lieben Brief und ich, um ihn zu ſtrafen, ließ ihn ſolchen leſen, ich beſannte mich vorher, dann dachte ich, ja Du mußt geſtraft ſein, ich beiße in dem Augenblick die Zähne aufeinander. Unter uns, ich wundre mich nicht. Denn er begeht manches von der Art, mir wäre leid, wenn nur ein Haar Verluſt er dadurch verlierte.

Sie fragen mich, wie ich mit meiner lieben Frau lebe? äußerſt glücklich, immer den lieben, lieben Alltagsgang, der ſo viele tauſende erſchreckt und ermüdet. Mein übriges Leben, das außer dem häuslichen Kreis iſt, und mich blos in mein Atelier einſchränkt, geht — ich zucke die Achſeln und ſchäme mich darauf zu antworten. Schämen? — Nein ich bin bös, wenn ich daran denke. Da kommt eine

Büſte die ich nach dem Tod (die fürchterliche Gränze in der Kunſt und im Leben) machen muß; dann ein Feſtgeſchmier, und Büſtenreparationen ohne Ende. Der verſtorbene Herzog Friedrich Eugen en Basrelief, ein Knieſtück von Marmor in Lebensgröße, iſt mein Geſchäft oder wird es, denn es wird wirklich in Puncten geſetzt, und in der Zeit bis dieſes geſchehen, arbeite ich an meiner Sapho endlich einmal; zu dieſer habe ich zum voraus zwei Liebhaber. Iſopi beſchäftigt ſich mit einer Allegorie auf den Sieg Nelſons, ach er möchte gar zu gern den Hahnen ertrinken laſſen, Sie wiſſen es wie er auf die Hahnen-Nation geſtimmt iſt!

Meine liebe Schwäger empfehlen ſich Ihnen auf's höflichſte und danken Ihnen herzlich für die Ehre Ihrer gütigen Erinnerung ſo wie auch Hr. Iſopi. Auf Schillers Wallenſtein freue ich mich wie ein Kind, ich habe ſchon einiges davon geleſen, und ſpanne die Ohren über die Characteriſtik. Ja, ja, das glaub' ich gerne, daß mancher ſagen wird, ſo, ſo, das iſt von Schiller? ſo? ein anderer der klüger ſein will, der wird critiſiren, weil das heut zu Tag ſo leicht geht, und man giebt dadurch zu verſtehen, wie viel Sinn und Geſchmack man mehr hat als der Autor. Ich muß ſagen, ich bin unbegreiflich begierig, denn es ſcheint mir nach dem was ich geleſen, daß das Werk eine Epoche machen muß.

Mit meinem lieben Weibchen empfehle ich mich Ihnen, Ihrer *Frau Gemahlin* und den lieben theuern Schillers

auf's herzlichſte, und bitte Sie bei'm Schluß mir doch auch bald wieder zu ſchreiben. Dannecker.

Stuttgart, 23. Dec. 1800.

Es iſt mir äußerſt angenehm geweſen, Ihren letzten Brief zu erhalten. Nun habe auch ich eine Bitte oder vielmehr einen Vorſchlag zu machen. Auch kann es nur eine Anfrage ſein. Ich denke da Sie zur Meublirung des Schloſſes vieles von nöthen haben, und Malereien von aller Art anbringen können, ſo wollte ich ein Gemählde vom Maler Hartmann recommandiren: Es iſt ein ſchönes Character-Gemählde, das gewiß ein Zimmer oder Saal decorirte, ein Gemählde, wovon, wenn ich es recommandire zu kaufen, ich keine Schande davon haben werde. Ich glaube Hr. von Urkull hat Ihnen ſchon davon geſchrieben. 200 Louisd'or iſt der Preis vom Meiſter Hartmann. Eben dieſer Künſtler wird nach Dresden reiſen und es mitnehmen um es dort aufzuſtellen. Könnten Sie ihm keine Hoffnung zu einem Verkauf an den Herzog von Sachſen Weimar geben? Ich achte und liebe dieſen Künſtler, er weiß von meinem Schritt nichts, ſondern ich wünſchte nur etwas für ihn gethan haben, das ihm durch Ihr gnädiges Vorſpruch Vergnügen machte. Gerne möchte ich Ihnen meine perſönliche Aufwartung machen, und unter uns geſagt H. von Goethe hat mir einmal ſelbſt dieſen Gedanken geſchrieben, nehmlich es iſt dieſes. Er begehrte von mir die Büſte vom Erzherzog, und ſagte, das Ihme Gelegen-

heit geben die Büſte vom Herzog zu machen, und ſo würde ich nach Weimar kommen, das ihm Freude machen würde. Läßt ſich auch keine Hoffnung auf dieſen Verſpruch machen? Sie wiſſen das Geld verführt mich nicht. Gerne, gerne möchte ich Sie und Ihre verehrungswürdigſte Frau wiederſehen, auch die lieben Schillers. Meine Frau mit mir ſich unterthänig empfehlend verharre wie immer mit unterthänigem Reſpect Dannecker.

Stuttgart, 12. Jan. 1801.

Nehmen Sie mir ja mein letztes Schreiben für keine Unbeſcheidenheit oder Mißbrauch Ihrer Güte und Freundſchaft auf. — Als ich den letzten Brief an Sie, verehrungswürdigſter Freund, abgeſchickt hatte, rieb ich mir die Stirne und war unzufrieden über mich, weil ich dachte Fehler gemacht zu haben, dann merkte ich auch, daß mein Brief ein Geſchmier von Buchſtaben war, das Sie kaum herausbringen würden.

Allein eine franzöſiſche Einquartierung hinderte mich, die Zeit zum Abgang der Poſt war beinahe da, Wille und Luſt hatte ich an Sie zu ſchreiben, wenn gleich der Franzoſe neben mir den Magen ſäuerte. Das thut einem ehrlichen guten Deutſchen weh vom Sieger umgeben zu ſein, wo die deutſche Nation in jeder Hinſicht ſolche ſchlimme Rolle ſpielte!

Herrn Hartmann habe ich heute das Plänchen mitgetheilt; es ſchien mir daß er ſich geneigt finden wird nach

Weimar zu gehen; nur wendete er mir ein, daß ſein Gemählde zu lang unterwegs bleiben würde, und ſeine Connexionen in Dresden dabei verlieren könnte. Doch ich glaube, daß er Gelegenheit finden wird, ſolches zu bequemer Zeit dahin abzuſenden. Er gab mir den Auftrag Ihnen auf's höflichſte zu danken und zu empfehlen.

Nun auf mein großes Ich zu kommen, will ich Ihnen aufrichtig meine Meinung auch nach dem Alphabet hinſetzen.

a) Woher ich den Marmor nehme? Aus Carrara oder ſonſt einem guten Ort oder Freund, in 14 Tagen würde ich ihn in Stuttgart haben. Nicht wahr das heißt heren?

b) Ob ich die Büſte ganz in Weimar verfertigen würde? oder nur das Modell machte? Nur das Modell machen.

c) Wie hoch ſich die Büſte in Carrariſchem Marmor beliefe? Antwort auf 200 Louisd'or beſtimmt, nicht ungefähr.

d) Ob ich für alles ſelbſt ſorge? Ja, Reiſe, Marmor, fertige Büſte in meinem Atelier; Transport von Stuttgart müßte bezahlt werden. Beſcheidener kann ich nicht mehr ſein. Auch wäre mir vor Ende Auguſt nicht möglich abzugehen, in 4 Wochen gedenke ich eine Arbeit zu endigen und dann muß ich Schillers Büſte endigen. Der Zwang liegt in mir, und der Preis müßte verführeriſch ſein von einer andern Arbeit, wenn mein Wille und Luſt unterbrochen werden ſollte. Ja herzlich würde es mich freuen, wenn ſich's ſchickte bei Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin einige Tage zubringen zu können. Auch bin ich's

gewiß, daß mir mein Urlaub nicht ſchwer gemacht würde. NB. ohne mein liebes gutes Weibchen kann ich nicht ſein! Sie empfiehlt ſich Ihnen unterthänig wie auch mit mir Ihrer Frau Gemahlin, und empfiehlt ſich Schillers und H. Geh. Rath von Goethe aufs höflichſte und ich verharre wie immer mit vollkommenſter Hochachtung

Dannecker.

Stuttgart, 3. Februar 1802.

Recht innig vergnügt hat mich Ihr ſo werthes Andenken gemacht, ſo wie die Wiedergeneſung Ihres Herrn Gemahls, deſſen Fatigue auf ſo langer Reiſe gewiß groß geweſen ſein muß. H. Geh. Rath von Urkull hat mir eine angenehme Nachricht mitgetheilt, daß Herr von Wolzogen Miniſter geworden. Bravo, das thut mir wohl, und thut mir aus mehreren Gründen wohl, weil man den lieben Mann von hier abgehen ließ. Schillers Gruß ſo wie auch von ſeiner lieben Frau thut mir auch wohl, ich denke ſo oft mich in Ihre Geſellſchaft und habe ſehnlichen Wunſch Sie alle zuſammen wieder zu ſehen. Leider habe ich bis jetzt keine Ausſicht von meiner Seite es in Erfüllung zu bringen. Meine Arbeit, die ich vor mir habe, erlaubt mir nicht einen Gedanken an das Reiſen zu haben. Gerne wünſchte ich ein paar Wort mit Ihnen über das Sujet das ich bearbeite, zu ſprechen, um nach Ihrem Gefühl das meinige zu richten. Erlauben Sie, daß ich mich äußere? Die Freundſchaft ſtelle ich an den Sarg, den

einen Fuß auf die Treppe, den andern auf den Sockel, oben liegt der Sarg, auf dieſen lehnt ſie ſich mit dem linken Arm an, dreht ſich etwas von vornen und ſieht in die Höhe. Der rechte Arm ruht auf der Hüfte nachläſſig, das Aufſtützen an die linke Hand iſt kein rechtes Stützen, ſondern blos eine Bewegung, daß ſie an dem Grabe verweilen wird.*) Ausdruck der Figur iſt ſchmerzliches Seufzen und Sehnſucht; die Bruſt erhöht ſich, und durch das Gewand und Gürtel zeige ich, daß ihr die Bruſt zu enge iſt, die rechte Achſel zieht ſich vorwärts. Ich glaubte dem Feinfühlenden mehr Nahrung zu geben, wenn er den Gedanken dabei haben kann, daß es Sehnſucht des Wiederſehens vorſtellen ſoll. Bereits iſt mir's gelungen, daß Nicht-Kenner den Ausdruck errathen haben. Nun habe ich aber Einwendung von einigen bekommen, die mir ſagen, es wäre ihnen lieber, wenn die Freundſchaft in Schmerz auf den Sarg hingeſunken wäre. Das iſt zwar für den Freund der erſte Ausbruch von Empfindung, aber von keiner Dauer, und ich denke, daß die Freundſchaft keinen ſolchen ſtarken Ausbruch der Empfindung dulden kann, ich ſtelle ſie mir

*) Die zur Verdeutlichung am Rande des Briefes befindliche kleine Zeichnung mag um ſo eher entbehrt werden, da die trauernde Freundſchaft in der angegebenen Weiſe für das Grabmal des Grafen von Zeppelin in Ludwigsburg 1804 in Marmor ausgeführt und hiervon die Zeichnung in der ſchönen Auswahl von „Danneckers Werken" von C. Grüneiſen und Th. Wagner unter Nr. 8 mitgetheilt iſt.

ſtiller und größer vor, wenn gleich Homer den Achilles auf den Leichnam des Patroclos hinſtürzen läßt, ſo iſt da der todte Freund und hier nur der Stein, der ihn bedeckt. Haben Sie doch die Freundſchaft für mich, wenn mein Gefühl hier irre gehen ſollte, nur mit einigen Zeilen zurechte zu weiſen ohne alle Schonung, ich möchte gerne etwas Gutes ſtiften und nie wider Verſtand und Gefühl fehlen, Correction iſt nach dieſen beiden in der Ausführung.

Tauſend Dank für die Recommandation zu Bearbeitung des Monuments für Erzherzog Carl. Wahrſcheinlich wird nicht mehr die Rede davon ſein, und ich glaube auch, daß es nach Wien kommen würde. Der Tod des lieben Zumſteg wird ſie gewiß auch geſchmerzt haben? Die Lage ſeiner Familie iſt nicht die beſte. Stuttgart hat ſich wohlthätig gezeigt, allein man hofft auch von auswärtigen Freunden vom Theater Unterſtützung. Mein liebes Weibchen empfiehlt ſich Ihnen und Hn. Gemahl wie auch Schillers auf's freundſchaftlichſte. Grüße ohne Zahl von mir. Dero gehorſamſter ergebenſter Dannecker.

Stuttgart, Mai 1805.

Schillers Tod hat mich ſehr niedergedrückt. Durch Hn. Capellmeiſter Granz kam die fürchterliche Nachricht zuerſt hieher, im erſten Moment konnte ich kein Wort vorbringen, es erſtickte in mir, doch tröſtete mich, daß ich ſchon ein paar malen auf dieſe Art betrübt wurde ohne daß es die Wahrheit war.

Ihr Brief erſchreckte mich nun ganz, ich fürchtete mich ihn zu leſen, fing an und warf ihn bei der erſten Zeile weg. Ach Gott, das iſt hart! ich wollte weiter leſen, und konnte nicht, endlich nach einiger Zeit nahm ihn mein liebes Weibchen und las ihn mir im tiefſten Schmerzen vor. Ich glaubte die Bruſt müßte mir zerſpringen, und ſo plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen bei'm Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen, da kam mir's in den Sinn, ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig ſein, als coloſſal. Schiller muß coloſſal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheoſe.

Ich machte mir einen Plan zur Ausführung: 220 Pränumeranten, jeder zu einem Louisd'or und jeder ſoll für ſeinen eingelegten Preis einen Schiller in Gyps Lebensgröße erhalten; der die Coloſſalbüſte erhält, kann ſie nehmen oder ſich ein Denkmal für Weimar ſtiften. Schillers Portrait habe ich beinahe ſchon fertig in Marmor. Das Geſicht und Hals iſt fertig, ich habe es mit Liebe gemacht und hat ſchon lang in meinem Atelier einen Namen als Zierde deſſelben, es wird mir wehe thun, mich davon zu trennen, aber wenn es in die Familie, in Schillers Familie kommen ſollte, ſo wird es mich freuen. Auch mein obengenannter Plan iſt, ihn als Termen zu machen. Wollte man ihm ein Monument verfertigen laſſen, ſo wäre es auch tauglich, und vielleicht in das ernſte Piedeſtal eine Muſe, die Melpomene trauernd en basrelief hineingeſetzt. Sollte die Ruſſiſche Kaiſerin

nichts thun? Ach wenn ſie nur den Wunſch bei'm Churfürſten äußerte, daß Dannecker der Verfertiger ſein möchte. Iſt Schiller nach ſeinem Tode geformt worden, ſo bitte ich Sie um einen guten Abguß, es kann mir in jeder Hinſicht wichtig ſein, ich will es wie eine Reliquie verwahren. Lavaters Bild habe ich auch nach dem Tode gemacht und dieſer war auch zerſtört, doch habe ich ihn lebendig und gut gemacht, die Nachrichten aus der Schweiz werden bald davon öffentlich erſcheinen. Verzeihen Sie mir, daß ich ſo ohne allen Titul mit Ihnen ſpreche, die große Achtung iſt in meinem Herzen. Mein liebes Weibchen und Freunde empfehlen ſich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin auf's freundſchaftlichſte. Läßt ſich es thun, daß Sie der Madame Schiller über ihren unausſprechlichen Verluſt mein Mitleid bezeugen, ſo thun Sie es doch. Ihr

Dannecker.

Stuttgart, 28. Mai 1805.

Auf Ihr gütiges Schreiben habe ich ſogleich die hier beigelegte Skizzen entworfen;*) ich wünſche ſehr, daß ſie Ihren Beifall erhalten möchten, indem ich die Hoffnung haben könnte, gewiß eines davon in Marmor ausführen zu dürfen. Die ſtehende Figur, oder die Mutter

*) Beide liegen noch bei den Briefen, beſonders die erſte ſtehende Figur von hoher Schönheit und Inbrunſt, auf den Aſchenkrügen ſtehen die Namen, auf dem einen Alexander, auf dem andern *Helene.*

drückt die beiden Aſchenkrüge an die Bruſt, und ſiehet mit Sehnſucht in das Unendliche, ſie trägt zärtlich ihren Verluſt nur in der Aſche an ihrem Herzen und ſcheint ſagen zu wollen: Herr, hier ſind die, die Du mir gegeben haſt.

Die zweite Idee: eine zärtliche Mutter drückt die eine Urne, die mit dem Schleier bedeckt iſt, an ihr Herz und zieht ſich wehmüthig auf die andere hin, auf der Urne iſt ein Papillon, der aus der Puppe herausſchlüpft. Bei der Erfindung dachte ich an eine Inſchrift, die von mir iſt: Jetzt erſt leben Sie. In das Diadem könnte der Ruſſiſche Adler als Ornament angebracht werden, damit die Kaiſerin Mutter bezeichnet iſt. Haben Sie die Gnade der Kaiſerin zu verſichern, daß ich recht ſehr fühle, wie ſehr der Ausdruck und Styl von ſolchem Werk das wichtigſte ſein und daß ich mir Mühe geben würde eine Arbeit zu verfertigen, ohne durch große Inſchriften nöthig zu haben das Herz an ſich zu ziehen. Für das Monument vom Kaiſer Paul habe ich keinen Hang, ich harmonire mehr mit einer leidenden Mutter, auch würde ich keine Zeit finden, beide zu unternehmen, da ich zwei Lieblingsgeſchäfte in petto habe von Marmor auszuführen. Das erſte wäre Schillers Monument und das zweite eine Ariadne, die auf einem Panther reitet. In den Himmel bauen Sie eine Staffel, wenn ich eines von den gezeichneten Monumenten ausführen darf. Nach der Höhe des Tempels zu urtheilen, ſollte die Größe der Figur 8 Schuh ſein, denn es läßt ſich ſchließen, daß, da die Kaiſerin Mutter ſo zu ſagen für

ihre Verſtorbene ein Heiligthum bauen läßt, kein kleiner Gegenſtand darin ſein darf. Sie begehrte es ſimpel, alſo im großen Styl, mir fällt Phidias Jupiter ein. — Das Ganze würde auch mehr Intereſſe bekommen, wenn mehrere Meiſter eine Arbeit liefern, freilich beſſer von einem guten zwei Stücke, als von einem andern etwas gefrorenes. Für eine Figur, die 8 Fuß Höhe hätte, glaube ich 1000 Louisd'or zu verdienen, ſo wie von einer die ſechs Fuß hoch wäre, 800 Louisd'or. Nur müßte ich bitten, daß die Kaiſerin Mutter einen Befehl an den Ruſſiſchen Conſul nach Livorno ſchickte, um den von mir beſtellten Marmor von Carrara auf einem neutralen Schiffe nach Amſterdam zu verſenden. Daß Sie Ehre haben werden, wenn Sie mich empfehlen, davor ſtehe ich mit meinem Leben. Ja ich bin wie feurig auf dieſen Gegenſtand. — Schreiben Sie mir doch bald, haben Sie die Gnade mir auch wegen Schiller etwas zu ſagen, empfehlen Sie mich Ihrer wertheſten Frau Gemahlin, auch ſie ſollte Sie bitten mich zu empfehlen, doch wer weiß was geſchieht.

Dannecker.

Stuttgart, 4. Aug. 1805.

Euer Excellenz bitte ich noch einmal unterthänig um die Gewährung meiner unterthänigen Bitte, mir einen Abguß von des ſel. Schillers Geſicht zuzuſchicken.

Die Coloſſalbüſte von dieſem unvergeßlichen Mann iſt bereits *ebauchirt*, [im Maß 2' 10" hoch, breit 1' 7", tief

1′ 2″ als Terme behandelt] auf der einen Seite wird eine tragiſche Maske, auf der andern eine Leyer und hinten ein Catalog von ſeinen Werken eingehauen. Mein Plan iſt, ſie auf Subſcription dem Publikum zu überlaſſen, ſo daß das marmorne Original den Preis ausmacht und jeder Abonnent, der ſolche nicht bekommt, einen guten Abguß in Gyps erhalten wird. Der Einſatz iſt eine Carolin. Von der marmornen Büſte in Lebensgröße trenne ich mich nicht gern außer wenn ſie für die Familie oder nach Weimar begehrt würde. Auf's künftige Frühjahr werden beide Marmor-Büſten nebſt Gypsabgüſſen fertig ſein und abgegeben werden können. Schreiben Sie mir doch bald Ihre Meinung über mein Unternehmen. Haben Sie mir noch Hoffnung für das marmorne Monument nach Rußland? Ehre ſollen Sie gewiß von Ihrer Empfehlung haben. Meinen unterthänigen Empfehl an Euer Excellenz Frau Gemahlin. Dannecker.

Stuttgart, 14. Oct. 1805.

Ihren Herrn Bruder den Major habe ich geſtern geſprochen, er war in meinem Atelier und wollte ſich an nichts erinnern was Sie ihm zu mehrerer Auskunft für mich aufgegeben haben. Er ſagte mir, er zernichte immer jeden Brief, und ſo komme auch alles bei ihm in Vergeſſenheit; kluger bin ich auf dieſe Art nicht geworden.

Das Kind bei Heideloff habe ich geſehen, es hat mir wohlgefallen beſonders der Körper, das Köpfchen iſt

zierlich, ſteckt aber mit dem Hinterhaupt im Plan. Die Draperie iſt ſchlecht und die Bearbeitung derſelben ſchülermäßig, auch iſt der Marmor nicht ſchön behandelt, die Contouren ſind unrein, und man ſieht, daß es eine Copie nach Fiamengo ſein kann. Von Fiamengo ſelbſt iſt's nicht, denn dieſer bearbeitete den Marmor vortrefflich, auch ſind die Hände und Vorfüße vernachläſſigt. An beiden Händen iſt ein Finger aus Alabaſter gemacht reſtaurirt. Dadurch wollten die arme Leute glauben machen, es ſei der berühmte Amor, den Michael Angelo nach einer Geſchichte ſollte haben vergraben laſſen. Übrigens iſt es immer ein liebes Ding, das zierlich da liegt. Ich glaube ſelbſten, daß Heid. mit ſich handeln läßt, denn er hatte es ſchon dem Kurfürſten für 100 Louisd'or angetragen. Laſſen Sie aber meine Meinung bei Heideloff hinweg, ich habe ſonſt Verdruß mit dem Menſchen. Ich bin Ihnen die offenſte Geſinnung zu ſagen ſchuldig, und die kann der Verkäufer nicht hören. (Auch iſt der Köcher von franzöſiſcher ſchlechter Form.)

Dieſen Winter muß ich Schillers Büſten fertig bringen, die eine kann in 3 Monat rein fertig ſein und die coloſſale wird freilich Mühe machen, ich freue mich kindiſch darauf. Ich habe gedacht, ſie vielleicht bei einem Monument anzubringen. Ich habe eine Idee und ich wünſchte, daß ich die größte, die ſchönſte haben möchte. Auch habe ich ein Haus dazu in Erde gebaut, um das Ganze figürlich vor mir zu haben. Ja, gnädiger Herr, das

470458

war eine Pracht, habe es aber wieder zernichtet, damit man mir die Idee nicht ſtiehlt. Bei dem Gebäude, wir wollen es einen Tempel heißen, iſt die Hauptſache, daß das Licht gut iſt. Schillers Büſte muß ſtreng von oben herab beleuchtet werden, denn ich habe es probirt und es macht einen unbegreiflichen Unterſchied ſo — oder ſo. Ich will am Ende Ihnen meine Idee hinſchmieren. Schillers Büſte auf einem Piedeſtal oder Sockel, vor dem ſteht der Adler im Begriff eines hohen Fluges, er ſieht gegen ihn hinauf, hält in einer Klaue eine Fackel als Zeichen des großen Geiſtes und hohen Schwunges. Hinten zu ſind an beiden Ecken zwei tragiſche Masken angebracht. Auf beiden Nebenſeiten oder vielmehr in einem Halbzirkel wird der Catalog von allen ſeinen Werken eingehauen, ſo ruht er nun in der Höhe, ſeine Werke unter ſich, und man kann ſagen: Auf ſich ſelber ſteht er da, ganz allein. So wie man in den Tempel tritt, ſo iſt vor der Thüre ein Basrelief von 3 Muſen in Lebensgröße, rechts und links kommt man erſt in's Allerheilige, damit von der Straße aus kein Licht hineinfallen kann und das Licht von oben herab allein Wirkung thut. Ich geſtehe es, daß mir lieber wäre Schillers Coloſſal-Büſte auf dieſe Art anzubringen.

Mir thut es leid wenn der Herr Jagemann, den ich nicht die Ehre habe zu kennen, mir nie keinen Abguß von Schiller ſchicken ſollte. Vielleicht wird er ſich aber doch bewegen laſſen, wenn Sie die Gnade haben, ihn noch ein-

mal ſchön in meinem Namen zu bitten, ich möchte gar zu gerne das finden was Gall an der Büſte tadelt. Wichtig iſt ſeine Entdeckung gewiß für die Kunſt und ich glaube am meiſten für den Bildhauer statuaire. Ich bitte Sie inſtändig, mir genau den Ort zu bemerken was pronoucirter ſein könnte. So viel ich mir erinnere, war ich ſtreng in der Nachahmung der Natur.

Auf Nachrichten von Rußland bin ich ſehr begierig. Meine Figur für das Zeppelinſche Grabmal iſt fertig und heute ſchon wird an der Vollendung der Büſte von Schiller für Sie angefangen. Die Coloſſalbüſte imponirt ſchon in ihrer Epoche und jeder der ſie ſiehet freut ſich darüber, ihre Bewegung des Kopfes iſt lebhaft, durchdringend, und es ließ ſich, wenn ſie nach dem antiken Sinn angeſehen würde, darüber kritiſiren; allein daran liegt mir nichts, Schiller muß Bewegung haben und nicht wie ein kalter Philoſoph gerade ausſehen. Er hat etwas adlermäßiges, deſſen Bewegungen immer ſtark ſind. Ich empfehle Ihnen dieſe Idee, und mich ſelbſt. Dannecker.

Die Zeichnung zum Tempel will ich Ihnen auch ſchicken, wenn ich ſie rein ausgedacht habe.

Stuttgart, 5. Jan. 1806.

Euer Excellenz halten mir es für keine Zudringlichkeit, wenn ich mir wieder die Freiheit nehme Ihnen mit einem Brief beſchwerlich zu fallen; ich habe mir vorgenommen einen großen Brief zu ſchreiben, daher bitte ich Sie zum

voraus unterthänig ihn nicht sogleich wegzuwerfen, denn es thut mir wohl mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten. Vorgestern war Rudolf, der bei Schiller so lang gewesen, bei mir, er kam mit Cotta von einer Reise aus München und im Begriff wieder mit ihm nach Tübingen zu reisen, er sagte mir, daß er Briefe von Weimar an mich abzugeben hätte, die er aber nicht bei sich habe. Es war mir schmerzhaft von ihm zu hören, daß er 8½ Jahr bei einem so vortrefflichen Herrn gewesen. Ich sah ihn für einen Waisen an, und wenn er auch gleich zum Vater den ersten der Welt bekommen sollte. Mit Schiller beschäftige ich mich nun täglich, ich arbeite an der colossalen Büste, sie kostet Mühe, freut mich aber sehr, indem das Bild colossal einen unbegreiflichen Eindruck macht. Vor 6 Wochen war mein König bei mir im Atelier. Wie er Schiller so groß sah, sagte er: Potz tausend wie groß! — Aber warum so groß? — Ich: Ihr Durchl. Schiller muß so groß sein. (In einem fermen Ton gesprochen, die beide Arme gestreckt, so daß das Innere der Hände en face kam.) Aber was wollen Sie damit machen? Ich: Ihr Durchl. der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen, und sollte ich ein Terrain kaufen, das nur so groß (dabei machte ich mit beiden Armen die Bewegung welche das Maß von 4 bis 5 Fuß einnahm) wäre um Schillers Büste aufzustellen. Er lächelte und sagte: Sie müssen ja ein guter Freund von ihm gewesen sein! Ja Ihr Durchlaucht von Jugend auf, war meine Antwort

mit Nachdruck. Auch habe ich ganz einen runden Ton angenommen, ich glaube den Grund wohl angeben zu können warum ich so gleich gestimmt war. In 6 Wochen kann Schillers Büste in Lebensgröße fertig sein. Ich bin sehr glücklich, ich habe wirklich für den König in's Schloß nichts zu thun, (man arbeitet Tag und Nacht am verbrannten Flügel) auch habe ich an denen sogenannten Triumphbögen für Napoleon, der morgen kommen soll, nichts zu thun, und so kann ich ganz mit Muße meinem Geschäfte nachgehen, und bekümmere mich nicht viel, wie die Landschaft und der Kirchenrath organisirt wird. Das geht den Künstler alles nichts an. Das kann ich Ihnen doch sagen, daß ich rothe Backen bekommen habe seitdem ich Königl. Prof. und Hofbildhauer worden bin.

Wie steht es mit Ihrer werthen Gesundheit? Gott gebe daß es gut heiße — ach das wünsche ich Ihnen von Herzen wie auch Ihrer Frau Gemahlin. Wächst Ihr Sohn zu Ihren Freuden schön auf? Wenn Sie mich einmal wieder mit einem Schreiben beehren, so sagen Sie mir doch ein paar Worte von ihm. Wie befindet sich Frau von Schiller und die lieben Kinder? ich thue Ihnen Fragen, die für mich unendlich interessant sind gut beantwortet zu wissen. Carl Schiller soll ganz der Vater sein, sogar seinen Schwung in der Bewegung des Körpers haben, ach es that mir wohl, das zu hören. Schillers Todtenfeier auf dem hiesigen Theater ist ziemlich ordentlich gegeben worden, leider ist's eben in einer Zeit vorgekommen

wo hier alles wegen dem Krieg in Ängsten war. Zur Zeichnung für die Decoration des Monuments und für die Idee des Ganzen bin ich vom Grafen Winzengeroda aufgefordert worden, Sie werden es in der Zeitung gelesen haben. Haug hat die Poesie besorgt, ich habe sogar für die Melpomene die Maske modellirt und gegossen. Haben Sie mir noch keine Maske von Schiller bekommen können? Das wäre ja neidisch, wenn ich keine haben sollte. Ich habe gehört, daß eine Anzeige von Schillers Büste nach dem Tode von Weimar aus gemacht worden, ich verspreche, meine nicht auf Pränumeration herzugeben, wenn ich nur einen Abguß erhalte. Auch ist's wider mich, ich spüre es täglich mehr, um Schiller darf nicht das Loos gezogen werden. Sie werden sagen, ich sei stolz, eigenliebig, was Sie nun wollen: so spüre ich's eben.

Haben Sie von Rußland wegen dem Monument keine Nachricht? Wahrscheinlich besinnt man sich noch? Was ich nun bitte, sein Sie nur nicht ungnädig auf meine tausend Fragen, schimpfen dürfen Sie wohl, ich höre es leider nicht. Mein liebes Weibchen mit mir empfiehlt sich Ihnen und Dero Frau Gemahlin unterthänig so wie Frau von Schiller. Und damit mein Brief mit einer Frage aufhört, so frage ich unterthänig an, ob nicht eins von Ihnen, oder alle, desto besser! eine Reise in's Königreich Schwaben machen werden? thun Sie das doch bald, ich bitte Sie *allerdringendst* darum. Der Herr Erbprinz von Weimar gehört zu denen Prinzen, die ich die Gnade hatte kennen

zu lernen, welche ich sogleich liebte, lachen Sie mich nicht aus, wenn ich Sie frage, ob es wohl schicklich wäre wenn ich mich Ihm unterthänigst empfehlen ließ? Doch ich hätte hier können zuerst den Ceremonienmeister von Röder fragen. Ich kenne Ihre Geduld, Ihre Freundschaft für mich, und bitte immer um die Fortdauer derselben. Unterthänigst

Dannecker.

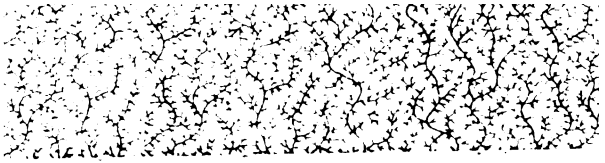
So eben führte man einen gefangenen Russen vorbei, ach das sind arme Geschöpfe, wie die zugerichtet sein sollen, ist ohne Beschreibung. Dieser einzige der Stuttgart gesehen, wird sich glücklich schätzen, Sie kennen die Gutmüthigkeit der hiesigen Einwohner, ich brauche Ihnen also nicht zu sagen, was man an ihm thut. Gestern war ein Officier von dieser genannten Nation im Schloß, er sahe da das Portrait der Kaiserin Mutter, und sogleich liefen ihm Thränen wie im Strom herab. Das sind Monumente für Große die selten sind. Das Frühjahr denke ich nach Paris mit meiner Frau zu reisen, Gott gebe, daß sie vollführt werde. Wäre etwas für mich in Rußland in's Große auszuführen, so vergessen Sie ja nicht daß ich auf der Welt bin.

Stuttgart, 12. März, 1806.

Den 8. März habe ich die Büste von Schiller über Nürnberg abgeschickt, ich hoffe daß sie ohne allen Schaden ankommen wird. Mich soll es unendlich freuen, wenn man damit in Weimar zufrieden ist, ich glaube daß diese

Büſte für die Familie am intereſſanteſten ſein wird, weil ſie ſo ſtreng nach der Natur verfertigt iſt. Meine Coloſſal-Büſte von Schiller werde ich freier bearbeiten ohne dem Charakter zu ſchaden, ſchon jetzt imponirt er ſehr und ich habe am Prinz Paul einen halben Käufer ohne ſie verſprochen zu haben. Wie wäre ich glücklich, wenn ich bei Auspackung der Büſte ſein könnte! Geben Sie mir doch bald Nachricht wenn ſie angekommen ſein wird. Keinen Preis habe ich für Schiller nicht gemacht, ich laſſe es Ihnen ganz frei mich zu entſchädigen; mit was für Fragen Sie auch auftreten mögen, wird immer die Antwort von mir ſein, was Ihr guter Wille iſt. Der Prinzeß Paul habe ich auch die Büſte angefangen, und das Portrait vom ſeligen Herrn von Taubenheim gemacht, dieſes führe ich für den Kronprinzen in Marmor aus, ich habe bei meiner unternehmenden Reiſe dieſe Arbeit, die ich ſonſt nicht ſo ſehr liebe, diesmal gerne unternommen weil es mir Reiſegeld verſchaffen muß. Mein liebes Weibchen empfiehlt ſich mit mir Ihrer Frau Gemahlin und der Frau von Schiller auf's nachdrücklichſte. Ich habe in meinem letzten Brief viele Fragen an Sie gethan, ich fürchte etwas unbeſcheiden oder grob geweſen zu ſein, verzeihen Sie mir wenn ich mich verſchrieben habe. Ich empfehle mich unterthänig und verharre Euer Excellenz unterthäniger

Dannecker.

Ende des ersten Bandes.

N.Y. PUBLIC LIBRARY
CIRCULATING
LIBRARY.